This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

337

Harvard University

Library of the Divinity School

BOUGHT WITH MONEY

GIVEN BY

THE SOCIETY

FOR PROMOTING

THEOLOGICAL EDUCATION

546
554

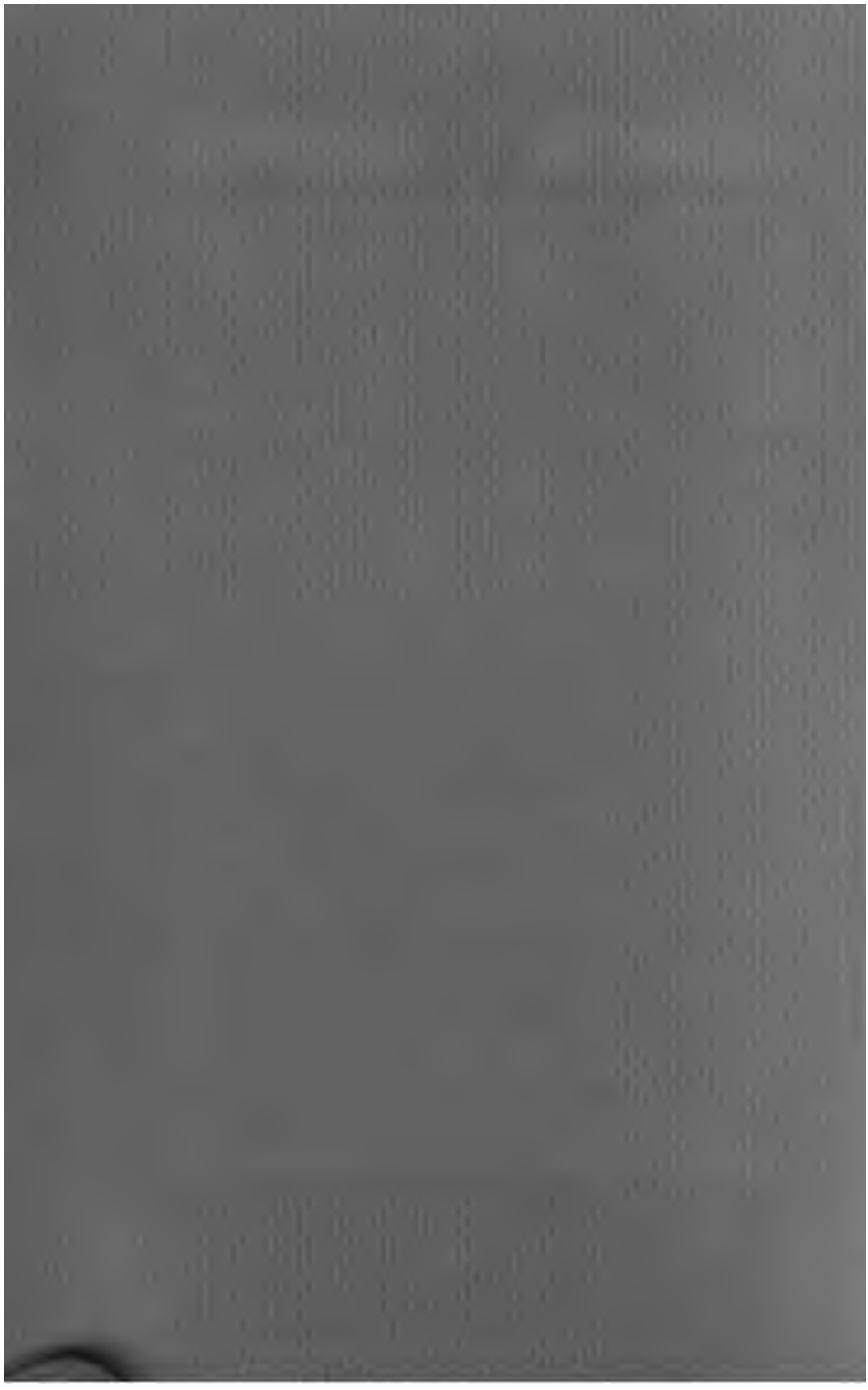
LEBENSFRAGEN

HERAUSGEBER H. WEINEL

Else und Otto Zurhellen

Wie erzählen wir den Kindern die biblischen Geschichten?

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)



Lebensfragen

Schriften und Reden

herausgegeben von Heinrich Weinel

15

Lebensfragen.

1. Die Religion unserer Klassiker (Lessing, Herder, Schiller, Goethe). Von Karl Bell. 1904. Mk. 2.80, geb. Mk. 3.80.
2. Naturalistische und religiöse Weltansicht. Von Rudolf Otto. 1904. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
3. Paulus. Der Mensch und sein Werk: Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Von Heinrich Weinel. 1904. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
4. Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums. Von Paul Drews. 1905. 50 Pfg.
5. Die Auferstehung Christi. Die Berichte über Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten, ihre Entstehung, ihr geschichtlicher Hintergrund und ihre religiöse Bedeutung. Von A. Meyer. 1905. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
6. Religion und Kunst. Von Ernst Linde. 1905. 50 Pfg.
7. Wahre Frauenbildung. Ein Mahnwort an die Gebildeten. Von Marie Martin. 1905. 50 Pfg.
8. Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Von G. Krüger. 1905. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
9. Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung. Von Elsbeth Krukenberg. 1905. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
10. Erlösung. Von R. Herrmann. 1905. 50 Pfg.
11. Zur Ueberwindung des Zweifels. Von Paul Jaeger. 1906. 90 Pfg.
12. Gut und Böse. Wesen und Werden der Sittlichkeit. Von Emil Fuchs. 1906. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
13. Carlyle und Goethe. Von Otto Baumgarten. 1906. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.40.
14. Jesu Blut ein Geheimnis? Von Paul Fiebig. 1906. Mk. 1.20.
15. Wie erzählen wir den Kindern die biblischen Geschichten? Eltern und Lehrern zur Hilfe. Von Else Burhellen-Pfleiderer und Otto Burhellen. 1906.

Wie erzählen wir den Kindern die bibliſchen Geſchichten?

Eltern und Lehrern zur Hilfe.

Von

Elſe Zurhellen-Pfleiderer
früher Oberlehrerin

und

Lic. Otto Zurhellen
Pfarrer in Seelſcheid

Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1906

30 July 1909
Harvard University.
Divinity School Library.

Published September 28, 1906.
Privilege of copyright in the United States
reserved under the Act approved March 3, 1905
by J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Alle Rechte,
einschliesslich des Uebersetzungsrechts, vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr. in Tübingen.

Unſern Freunden

Max und Elſe Wentſcher.

Inhalt.

		Seite
I.	Religion in der Kinderstube	1
II.	Die biblische Erzählung in der Schule	61
III.	Erzählen und Unterrichten	122
IV.	Geschichten und Geschichte	204
V.	Beispiele	247
	Schlußwort	351
	Plan zu einer Leben-Jesu-Erzählung	355
	Literatur	358
	Register	359

I.

Religion in der Kinderstube.

Religiöse Bedürfnisse.

Fünf bis sechs Religionsstunden wöchentlich in der deutschen Volksschule und dabei von allen Seiten die schroffe Mahnung „Religion ist nicht lehrbar". Ja, haben wir uns selbst und die Schüler denn zum Narren? Hier und da wird auch gegen allen Schulunterricht Front gemacht, er sei eine Vergewaltigung der Kindesseele. Nun, das ist wohl nicht so schlimm; natürlich hat die Kindesseele nicht das geringste Verlangen nach der französischen Sprache oder dem pythagoräischen Lehrsatz. Aber das alles sind doch nur Mittel, Wege, auf die das Kind allerdings gezwungen wird, aber nur um einst zur Freiheit und zum selbständigen Gebrauch seiner Kräfte in der Gesellschaft zu gelangen. Ohne Zwang würde es diese Wege nicht finden — dazu mangelt's an Einsicht —, und nicht einhalten — dazu fehlt die verzichtende Ausdauer. Es mag dem Außenstehenden manchmal hart erscheinen, daß wir die Kinder so mit Gewalt durch allerlei Unterrichtsgegenstände schleppen; es ist so hart nicht, wie es aussieht. Wenn „der Stoff" dem Kinde gut vorgetragen und verständlich gemacht wird, so kann es ihn lernen ohne allzu große Mühe, und bei tüchtigem Unterricht stellt sich bald auch das Wissen- und Lernen-Wollen ein, womit der Zwang aufhört.

Das gilt für alle Stoffe, die lehrbar und lernbar sind, aber wenn für die Religion dies nun nicht zutrifft, ist dann nicht doch jeglicher Religionsunterricht eine brutale Vergewaltigung? Kann denn irgend welcher Unterricht die Empfindungen und Willenserregungen des religiösen Gemütes vermitteln. Und wenn er es tut, wird da nicht die kindliche Seele geknebelt und verbogen? Wenn ein frischer Junge den

2. Artikel mit Luthers Erklärung „herunterraſſelt" und dabei ſtolz auf ſeine Glanzleiſtung ein vergnügtes Geſicht macht, ſo iſt das zwar Unfug, aber es mag immerhin noch angehen, wenn dann aber dieſer „Stoff" „vertieft" und „fruchtbar gemacht" wird, wenn all die blonden und braunen Köpfe begreifen ſollen, daß das auch ihnen gilt, wenn die luſtigen Herzen ſich als „verlorene und verdammte Sünder", die erlöſt wurden, fühlen ſollen, dann wird der Unterricht zur ſchreienden Gewalt. — Aber das muß nicht ſo ſein, Religionsunterricht braucht weniger als irgend ein anderer Zwang zu ſein, denn gerade hier geht das Wollen des Kindes dem Sollen voraus, das Kind, das in die Schule eintritt, hat bereits religiöſe Bedürfniſſe. Und es kommt gewiß in nicht allzu weiter Ferne auch einmal die Zeit, wo unſere offiziellen Lehrpläne dieſen Bedürfniſſen angepaßt werden. Bis dahin muß der Lehrer mit ſeinem Lehrplan klug und ein wenig keck verfahren, ſo wird er die Herzen ſeiner Schüler nicht zu ſchwer verletzen.

Aber iſt es denn wahr, daß ein ſechsjähriges Kind religiöſe Bedürfniſſe hat?

Jeſus hat einmal geſagt „wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, ſo könnt ihr nicht in das Gottesreich kommen"; und Jeſus hat doch die künftigen Bürger des Gottesreichs ſo ganz nur mit dem Maßſtab der Religion gemeſſen. Er alſo muß in den Kindern — und er meinte wohl noch kleinere als unſre Schulkinder ſind — etwas vorbildliches Religiöſes geſehen haben. Was iſt das? Es iſt ſo viel ausgelegt worden an dieſem Jeſuswort; kann man doch ſogar immer wieder die ſeltſame Deutung hören: wir ſollten demütig werden wie kleine Kinder. Als ob kleine Kinder demütig wären! Zweifellos hat das Wort für unſer Verſtändnis nicht geringe Schwierigkeiten, doch iſt mir nach vielem Erwägen die folgende Deutung als die wahrſcheinlichſte erſchienen: ein kleines Kind lebt nicht aus ſich ſelbſt, es ver-

mag sich nicht isoliert zu denken, es denkt und will und erlebt nur immer in dem Rahmen, den ihm die Eltern stecken, es atmet nur die Luft seines Elternhauses, es geht immer an seiner Mutter Hand. So ist das kleine Kind, das noch ganz unter Elternhut steht, für Jesus wohl zum Symbol und Vorbild des Gotteskindes in seinem Verhalten zum himmlischen Vater geworden. Und es ist ja richtig: das Verhältnis des Kindes zu seinen Eltern ist dem religiösen wirklich sehr ähnlich. Wenn ein gutes Kind dem freundlichen Vater irgend eine kleine Kinderbitte ausspricht, da liegt auf dem gläubigen Gesichtchen ein Ausdruck inniger Frömmigkeit. Das Kind ist auch fromm, nur noch nicht zu Gott, sondern zu seinen Eltern, die Bedürfnisse seiner kleinen Seele schweifen noch nicht ins Grenzenlose, noch fragt es nach keinem Gott, weil die Eltern ihm genug tun können. Dabei ist freilich Voraussetzung, daß das Kind g u t e Eltern hat, und daß diese auch Zeit haben, sich um ihre Kleinen zu kümmern. Dann fühlt sich das Kind durch sie in allem geleitet, sein ganzer Tageslauf ist durch die Eltern bestimmt; soweit sein Denken und Wollen reicht, soweit reicht auch ihre ordnende, leitende Hand. Alle Wünsche haben sich an die Eltern zu richten, alle Resignation wird zur Ergebung in den elterlichen Willen. Auf allen Wegen fühlt sich das Kind unter seiner Eltern Schutz, sie sind jeder Gefahr gewachsen und bereit in jeder Gefahr zu behüten. Der Knabe, der im Arm des Vaters aus Furcht vor Erlkönig gestorben ist, kann nicht als ein Typus der Kindesseele gelten. Ich selbst bin manchmal in warmer Sommernacht von meinem Vater auf der Schulter durch den Wald getragen worden, da war mir so wohlig und sicher zu Mut, daß ich stets schnell einschlief. Was ist stärker, zuverlässiger, jedes Vertrauens würdiger als des Vaters Arm, der das Kind aufhebt und wie einen Gummiball in die Luft werfen kann.

Wie die Eltern das Kind leiten und schützen, so weisen sie ihm auch seine Ziele und Wege. Und das geschieht für

das Empfinden des Kindes mit derselben unbedingten Sicherheit, mit der Gott in Erwachsenen sein Sittengesetz aufrichtet. Das Kind weiß nicht nur, es fühlt auch, daß die Frage nach dem Warum? ihm nicht gestattet ist. Das Gebot der Eltern regiert sein Leben mit souveräner Macht, und so zusammenhangslos die einzelnen Gebote untereinander auch sein mögen, so wird doch jedes Einzelne als zweifellos verpflichtend empfunden. Umgekehrt: was der Kinderseele als recht erscheint, hält sie ohne weiteres auch für den Willen der Eltern. Was diese wollen, ist selbstverständlich recht, und was recht ist, ist ihr Wille. So bedeuten dem Kinde die Eltern genau das, was für die Sittlichkeit des religiösen Menschen Gott bedeutet. Denn wie es von ihnen seine Gebote empfängt, so fühlt es sich ihnen natürlich auch verantwortlich. Vor ihnen empfindet es seine kleinen Uebertretungen als Schuld, ihnen gegenüber möchte sich sein Gewissen entlasten. Selten geht das Verantwortlichkeitsgefühl über die Eltern hinaus; was sie billigen oder gar wünschen, darf nach der Meinung des Kindes kein andrer Mensch tadeln.

So bringt das Kind die meisten religiösen Empfindungen seinen Eltern entgegen, und wenn einige doch fehlen, dann liegt das nicht daran, daß die Eltern nicht geeignete Objekte dafür wären, sondern daß diese Empfindungen einfach dem Kinde noch nicht recht erreichbar sind. Tausendmal sagt der kleine Mund wohl „danke", aber das Herz ist von Dankbarkeit meist sehr ferne; nur ein ganz wundervolles Glück kann zuweilen dies Gefühl wecken. Aber all das Alltägliche ist viel zu selbstverständlich, und es wird auch schon dunkel empfunden, wie sehr es die Mutter selbst schmerzen würde, wenn sie dem Kinde die einfachen Güter seines engen Lebens entziehen müßte. — Noch fremder aber als Dankbarkeit ist dem Kinde eine verwandte Empfindung: Demut. Auch den Eltern gegenüber ist ein unverbogenes Kind nicht demütig. Weil andre auf seine Fortschritte achten, achtet es auch selbst darauf;

vieles kann es schon: die Tür allein aufmachen, auf dem Schaukelpferd reiten, den Milchtopf tragen, ja, der Junge kann sogar schon pfeifen und was ihm noch zu schwierig ist, das wird er ja alles spielend „können", wenn er „erst groß" ist.

Wenn also auch das Kind Dankbarkeit und Demut seinen Eltern gegenüber nicht fühlt, so ist doch hier das Einfallstor nicht gegeben, wo wirkliche Religion, Beziehung zu Gott, eindringen konnte, denn diese Empfindungen liegen dem Kinde eben überhaupt fern. Das Einfallstor ist vorhanden, aber an einer andern Stelle.

Die Dinge, die das Kind ständig umgeben und „immer da waren", sind ihm zu selbstverständlich, als daß es nach ihrem Woher? sich zu fragen bemühte. Von dem meisten aber, was neu in sein Leben eintritt, weiß es, wie und von wem es gemacht oder doch wie es beschafft wird. Und auch das genügt schon seinem Kausalitätsbedürfnis, das Kind fragt gern „Woher?", aber es ist auch leicht befriedigt. Wo kommt täglich das Mittagessen her? Nun, das kocht doch die Mutter oder „das Mädchen" in der Küche — und die neue Bluse? die hat die Mutter ja auf der Nähmaschine genäht, der Bub hat selbst zugesehen. Sollte aber gar jemand noch wissen wollen, woher die Nähmaschine stammt? das ist doch ganz einfach: natürlich vom „Nähmaschinenmann", wie die Eier vom Eiermann, die Milch vom Milchmann und die neue Tasse vom Tassenmann. Aber es gibt doch Dinge, die lassen sich nicht so recht auf so einen „Mann" zurückführen, weil sie für die Straßen und Häuser, in denen Männer wohnen, zu groß und seltsam sind. Manchmal wenn es Abend ist, geht über den dunklen Bäumen des Gartens der Mond auf, einmal groß und rund wie ein Apfel und bald darauf silbrig und schmal. Der war nicht immer da, der kommt nicht einmal immer, aber hin und wieder steigt er da hinten ganz langsam herauf. Wer hat den Mond gemacht? Es ist sehr bezeichnend,

daß das Kind nicht nach der Sonne fragt, sondern nach dem Mond, den es nur selten sieht.

Und zuweilen im Sommer, wenn es so sehr heiß ist und so stark glänzt, daß das Kleine ganz feuchte Händchen und müde Augen hat, dann geht es auf einmal los mit Krachen und Regenprasseln und zuckenden Blitzen über den ganzen Himmel. Sofort fragt das Kind „wer macht so?" — Es ist ihm ganz deutlich, daß diese und ähnliche Erscheinungen nicht von seinen Eltern hervorgerufen werden, denn sie passen garnicht in den Rahmen der vier Wände, die es so gut kennt. Doch bleibt das Kind mit seinen Füßchen gern auf der Erde und sucht, wenn irgend etwas dafür spricht, nach irdischen Erklärungsgründen. Der kleine Asmus Semper[1]) hatte den Mond so oft über Diepenbrooks Haus heraufkommen sehen, also konnte er wohl annehmen, daß der Mond Diepenbrooks gehöre und von ihnen am Abend zur besseren Erleuchtung der Straßen in den Himmel geschickt werde. — Im Hause unsres Nachbars auf der Westseite wohnte eine recht streng aussehende junge Lehrerin, die einen etwas breiten Mund hatte. Mein jüngerer Bruder hatte als dreijähriges Kerlchen beobachtet, daß die Gewitter meist von jener Seite her kamen, daher behauptete er zuversichtlich, wenn die Donner zu rollen begannen „Fräulein A. donnert mal wieder".

Doch solche Erklärungen bieten sich dem Denken des Kindes nur selten, und wie die großen Naturkräfte Staunen- und oft Schrecken-erregend in sein Blickfeld eintreten, deuten sie auf eine großartige und geheimnisvolle Ursache. Da helfen denn die Eltern oder andre Wissende. Das Kind kommt einmal an einen großen See oder ans Meer, es sieht Berge oder Wälder, — wer hat das alles gemacht? Immer erhält es dieselbe nebelhafte und doch so freundliche Antwort: „der liebe Gott". Nebelhaft genug, denn niemals kann es ihn

[1]) Otto Ernst: Asmus Sempers Jugendland.

sehen, niemals hört es ihn sprechen — und doch auch freundlich, denn die Großen sagen immer: der „liebe" Gott. So macht es sich sein Bild zurecht: ein Mann mit weißem Haar oder noch in der Vollkraft der Jahre, sehr groß, mit einer tiefen Stimme und gütigen aber sehr scharf blickenden Augen. Nach dem Bilde des eignen Vaters oder des Onkel Doktor wird der liebe Gott gern gedacht, denn das sind in den Augen des Kindes zwei sehr mächtige Menschen, aber instinktiv läßt es alle Unvollkommenheiten, die jenen etwa anhaften, weg; ich habe noch nie bemerkt, daß sich ein Kind den lieben Gott mit einer Brille denkt. Und wo wohnt dieser mächtige Mann? Die Antwort auf diese Frage wird dem Kind in den allermeisten Fällen gegeben, aber auch wenn es sie selbst zu suchen hätte, würde sie wohl ähnlich ausfallen: Gott wohnt im Himmel. Denn irgendwo in der Nachbarschaft wohnt er nicht, sonst hätte man ihn schon gesehen. Vielleicht im Wald, oder in einem fernen Land, aber da er die Sonne und den Regen, die Sterne und die hohen Berge und den Donner macht, so ergibt sich der Himmel doch eigentlich als der geeignetste Aufenthalt für ihn. Darum erschließt sich dem Kinde sofort der andre Gedanke: Gott kann überall hinsehen, wo man unter dem Himmel ist; auf der Wiese, auf der Straße, im Garten, immer ist man unter seinen Augen. Das ist nicht zu verwechseln mit den Begriffen Allgegenwart und Allwissenheit, die nur ganz sachte und auf einem andern Wege in die kindliche Gedankenwelt eindringen: Das Kind in seiner Unerfahrenheit und Hilflosigkeit bedarf eines Wächters sowohl über seine Sicherheit als auch über sein Tun und Lassen. Nicht immer ist die Mutter da, die ihr Kind behütet; wenn es nachts einmal aufwacht, liegt es in der finsteren Stube in seinem Bettchen ganz allein, und die Eltern schlafen. Nicht immer auch kann die Mutter warnen „das darfst du nicht", „laß das bleiben", manchmal fühlt sich das Kind einer großen Versuchung gegenüber ganz allein. Wer hilft, wer ist da, wo die Macht der

Eltern nicht hinreicht? Wieder lautet die Antwort „der liebe Gott". Das Kind hört nun, Gott sei überall. Auch im Dunkeln kann er sehen, verschlossene Türen hindern ihn nicht, überall schützt er, alles sieht er. Vom Auge Gottes erzählt man ihm wohl, das die Finsternis und die Mauern durchdringt, von den Händen Gottes, die sich schützend ausbreiten. So wird dem Kinde Gott zum Stellvertreter der Eltern: wo ihre Macht ruht oder wo sie aufhört, tritt Gottes Macht ein. Schon taucht eine Ahnung davon auf, daß Gott noch viel, viel mächtiger sei als Vater und Mutter, aber die Empfindung, daß auch die Eltern unter Gottes Hand stehen, liegt noch sehr fern.

Kindliche Weltanschauung.

Im allgemeinen lernen die Kleinen Gott gleich als den „lieben" kennen und die Eltern wissen auch allerlei zu erzählen, was er dem Kinde Liebes und Gutes tut. Und doch kann sich das Kind nicht recht ein Herz fassen zum „lieben" Gott. Macht er nicht auch den Donner und den ganz schrecklichen Sturm, macht er nicht die Menschen krank und tut ihnen weh? Zuweilen hilft sich das Kind, wie sich die Völker in ihrer Kindheit und wie sich kindliche Menschen helfen: warum alles aus einer Quelle ableiten? Wenn Gott lieb ist und es geschieht doch so Böses, da wird es wohl noch einen schlimmen Kerl geben, der dem lieben Gott entgegen ist. So erfinden sich die Kleinen selbst ihre Teufel, geben ihnen ausgedachte Schreckensnamen und lokalisieren sie meist an abenteuerlichen Orten. Mein älterer Bruder konstruierte seine Weltanschauung mit dem lieben Gott und zwei Teufeln, denen er die Namen „Harritter" und „Schwanzneu" beilegte. Ein andrer kleiner Bub sah zwei jüdische Händler seiner Nachbarschaft für die Quellpunkte des Bösen in der Welt an und legte ihnen, obgleich er sie mit Namen kannte, ebenfalls so seltsame Namen bei. Dieser Dualismus wird allermeist bewirken, daß das

Gottesbild im Kinderherzen in freundlichen, hellen Farben gemalt wird, aber freilich wird sich auch das kleine Seelchen durch die düsteren Dämonen, die es selbst schafft, oft gefährdet fühlen.

Aber ob nun das Kind die dunklern Töne aus seinem Gottesbild ausscheidet oder nicht, selten kann es sich an seinen Gott so recht anschmiegen. Der Mann, der die großen Berge gemacht hat und die Donner rollen läßt, der den Hagelschlag schickt, der die Sonne anzündet und am finsteren Nachthimmel herrscht, der immer da ist, auch wenn niemand da ist, der mit dem Kinde die Kellertreppe hinunter geht und in der dunklen Stube neben ihm steht — man nennt ihn wohl „lieb" — aber der ist doch mehr unheimlich als lieb. Die Gegenwart des Unsichtbaren ist dem Kinde schauerlich, es fühlt ihn immer hinter sich, und sehr begreiflich ists, daß der kleine Junge, den seine Mutter abends am Bettchen tröstete „fürchte dich nicht, wenn ich auch fortgehe, Gott ist bei dir", geantwortet hat „er soll nicht". So wird durch die Gottesvorstellung das Kausalitätsbedürfnis des Kindes zwar befriedigt, aber sein Verlangen nach einem Schutz, der stärker ist als seine Eltern, wird doch nicht gestillt Da muß etwas andres zu Hilfe kommen, und die christliche Religion hat zum Glück Brot auch für diesen Hunger.

Wie ist es denn? der Mensch bildet sich doch seinen Gott mit den Formen, die er von sich selbst nimmt, nur in riesigen Größenverhältnissen, muß also nicht der Gott des Kindes ein Kind sein, ein schönes, gutes, mächtiges Kind? Der Gott der Kinder ist das Christkind. Das ist lieblich und hell, vor dem fürchtet man sich nicht, freilich wird es böse, wenn man Böses tut, aber es ist doch nicht so schrecklich wie Gott, der mit den weit offnen dunklen Augen so lebendig in der leeren Stube ist. Christkind ist unsrer Kinder Freund, Schutz und Richter, es ist herrlich und freundlich zugleich und mit ihm spielen die Engel in weißen Kleidern mit silbernen Flügeln. Es scheint mir ungeheuer philisterhaft, hier zu fragen, ob es auch recht

sei, dem Kinde Vorstellungen zu vermitteln, die man selbst für unrichtig hält. Sind denn die unsern viel richtiger? Wenn unsre Gottesvorstellung von der Wirklichkeit Gottes unendlich weit entfernt ist, so die des Kindes vielleicht unendlich + 1, ist das ein großer Unterschied? Es kommt ja nur darauf an: das Kind verlangt nach einem Gott, es kann unsre Gottesvorstellung noch nicht tragen, es braucht einen kindlicheren Gott, unsre Religion hat in ihren kindlichen Stadien einen solchen geschaffen, dürfen wir die Händchen unsrer Kinder den ergreifen lassen? Selbstverständlich.

Christkindgeschichten.

Damit ist Eltern und Erziehern eine Aufgabe gestellt. Das Kind sucht zwar zu seinem Gott, zum Christkind, ein persönliches Verhältnis zu gewinnen, aber zunächst ist ihm dies Wesen, das es nie sehen kann, doch sehr fremd. Die Mutter vor allem soll es ihm lieb und vertraut machen, sie nimmt ihr Kind auf den Schoß und erzählt ihm vom Christkind: wie es aussieht, was es sagt und tut, was es erlebt hat, und wie es im Erleben andrer Kinder eine Rolle spielt — viele, viele Geschichten. Die Mütter, die ihren Kleinen religiöse Geschichten in der Kinderstube erzählen, benützen dazu gewöhnlich die biblischen Geschichten, soweit sie ihnen von der Schule her noch geläufig sind. Aber meist empfinden die Mütter selbst schon eine recht große Schwierigkeit dabei: es ist doch nur eine verschwindende Zahl biblischer Erzählungen, die für ganz kleine Kinder geeignet sind, und das Bedürfnis ist damit nicht gedeckt. Aber auch diese wenigen vermögen die gewünschte Wirkung nicht auszuüben. Es handelt sich um die Befruchtung und Leitung des leise erwachenden religiösen Lebens im Kinde; die religiösen Voraussetzungen der biblischen Geschichten aber sind diesen keimhaften Anfängen nicht angepaßt. So hört das Kind die Geschichte wohl als eine ganz vergnügliche Unterhaltung, aber ihren religiösen Inhalt ver-

mag es noch nicht zu erkennen und in sich aufzunehmen, so daß der eigentliche Zweck solches Erzählens verfehlt ist.

Aber wenn sich etwa auch einige biblische Erzählungen finden lassen, von denen das Gesagte nicht gilt, so würden wir doch auch diese nicht für das vor-schulpflichtige Alter empfehlen. Wird durch die häufige Wiederholung derselben biblischen Stoffe im Schulunterricht das Interesse schon sehr stark beeinträchtigt, so soll nicht auch die Mutter mitwirken, daß das Kind der allererſten Behandlung dieser Stoffe in der Schule ein lahmes Interesse oder ein blasiertes Längst-Wissen entgegenbringt.

Wenn diese zwei Gründe *gegen* die biblische Geschichte in der Kinderstube sprechen, so spricht andrerseits m. E. nichts *dafür*, sobald die Mutter nur den guten Willen hat, religiöse Erzählungen im Verständnisbereiche ihrer Kleinen selbst zu schaffen. Sie ist ja — zum Glück — an keinen Lehrplan gebunden, darf schauen und dichten, darf ihre Phantasie gebrauchen nach Herzenslust. Sie braucht nicht zu fürchten, daß sie damit ihr Kind auf unnatürliche abgelegene Pfade führt, schnell genug wird seine Phantasie die der Mutter eingeholt haben, und bald eilt sie ihr voraus. Wenns aufs Fabulieren ankommt, das können die Kleinen meist besser als ihre Mütter, und besonders in einer Beziehung soll die Mutter vom Kinde lernen: nur ja keine dogmatische Gebundenheit. Das kleine Kind weiß ja zum Glück von Bekenntnisschriften und Symbolen noch nichts, und die Mutter braucht ihre Erzählung nicht darauf einzurichten, daß sie an diesen Maßstäben gemessen werden kann. Vor allem aber soll sie das Kind in seinem eignen Dichten nicht korrigieren, so seltsam dessen Vorstellungen ihrem geschulteren Blick auch erscheinen mögen. Kritik macht kühl und skeptisch oder wenigstens unsicher, und unnötig ist sie *auch*, denn das alles korrigiert sich schnell genug von selbst. Wenn der kleine Bub am Abend über seinem hölzernen Pferd betet „breit aus die Flügel beide, o Jesu meine Freude, und nimm

dies Küchlein ein“ .... warum ihn daran hindern? So betet die Mutter mit ihrem Jungen, da sie ihn in der Nacht nicht behüten kann, und da der Junge das Pferd nicht behüten kann, muß er ja wohl mit dem Pferd ebenso beten. Das ist ernst und fromm und treu gemeint, gerade so wie's die Mutter am Kinderbettchen meint. Gerne richten die Kleinen ihr Gebet ans Christkind und jede Grübelei darüber, ob dies erlaubt und mit unserm Monotheismus vereinbar sei, ist ganz überflüssig — reiner Monotheismus ist keine Kinderreligion, wie auch die Geschichte der Völker beweist. Zudem kann das Kind dabei so monotheistisch denken wie das christliche Dogma, es macht nur eine andre Reihenfolge. Sein Kinderseelchen stellt die liebliche, vertraute Gestalt des Christkindchens obenan und wagt sogar, sie dem Vater überzuordnen. Das mag dem Ohr der Erwachsenen sehr befremdend, fast blasphemisch klingen, und doch soll man sich auch da vor jeder erkältenden Korrektur hüten. — Es war um die Weihnachtszeit, als meine Schwester im dämmrigen Zimmer auf weichem Lehnstuhl am Ofen saß und ihrem vierjährigen Jungen, den sie auf dem Schoß hielt, vom Christkind erzählte: wie es die weißen Pelzstiefelchen und den Mantel anzieht, und in den stillen verschneiten Wald wandert, die Weihnachtsbäume auszusuchen; wie Knecht Ruprecht die Bäume fällt und Christkindchen jeden einzelnen mit sorglichen Händen leise, leise in die Stube bringt. Wie kann da eine schauende Phantasie lebendig malen. Aber dem Kleinen wurde die Sache doch *noch* wirklicher, als die Mutter sie darzustellen vermochte, er sah sie nicht nur mit dem inneren Auge, er erlebte alles mit. Und so spann er die Erzählung selbständig fort. «Und was sagte denn da der liebe Gott, wie das Christkindchen immer fortging? Der sagte „ach Christkindchen, mußt du schon wieder in den Weihnachtswald?“ und das Christkindchen sagte „ja ich muß noch sehr viele Bäume forttragen“. Da war der liebe Gott ganz traurig und sagte „dann bin ich ja ganz allein“, aber Christkindchen sagte „sei

nur ruhig, lieber Gott, ich komme auch bald wieder". Aber der liebe Gott war doch betrübt und bat das Christkindchen „ach bleib doch lieber bei mir". Da war das Christkindchen gut zu ihm und sagte „lieber Gott, du bist halt noch ein Dummerle, ich muß doch gehen". Und da ging es auch und brachte alle Weihnachtsbäume fort und kam bald wieder. Da war der liebe Gott sehr froh.»

Seltsam genug berührt uns dies himmlische Gespräch, aber was nützte es wohl, wenn die Mutter das Kind belehrte, so dürfe Christkindchen nicht zum lieben Gott sprechen? Sie würde nur die unbefangen schaffende Phantasie irre machen, ja ertöten. Denn wenn ein vierjähriger Junge so erzählt, so hat er nicht die Empfindung, daß er den Vorgang erdacht habe, sondern er hat alles so gehört, gesehen, miterlebt. Und doch soll die Mutter oder der Erzieher die Kleinen nicht ganz ungeleitet ihren Weg suchen lassen, ein sicheres Mittel, der Phantasie Richtung zu geben, ist ja immer zur Hand: selbst erzählen. Guter Wille und Uebung tut auch hier viel und macht die Schwerfälligen leichter. Vor allem gilt es, dem Kind seine schlichte Sprache mit den wenigen Beiworten, dem Ueberwiegen der Substantive, den kurzen Sätzen, den vielen „da" und „und" abzulauschen und die Hauptrichtungen seines Interesses zu entdecken. Nur keine Allgemeinheiten, keine blühenden Phrasen, kein Lesebuchstil. Das Ungewöhnliche lockt das Kind an, besonders aber das, was es schon gesehen hat oder was mit Vertrautem dicht verschlungen ist, so daß es die Situationen seines eignen Lebens wiedererkennt.

Versuchen wirs also einmal:

Auf einmal war der kleine Walther krank geworden, grad als die Mutter dabei war, Pfingstkuchen zu backen. Es duftete so schön und Walther mochte so gerne mithelfen, aber wie er die Rosinen verlas, konnte er sie gar nicht mehr recht auseinanderkennen, es ging immer etwas hin und her vor seinen Augen. Der Kopf tat ihm weh und der Hals noch viel

mehr und die Händchen waren ganz heiß. Da beugte er sich tief über seine Rosinen und die Tränen fielen auf den Teller Aber die Mutter merkte es doch, wenn er auch garnichts sagte, und wie sie ihn nur ansah und seine Hand anfaßte, bekam sie einen großen Schreck. Schnell nahm sie ihren kleinen Jungen auf den Arm und brachte ihn ins Bett. Die Decke zog sie ihm bis ans Kinn hinauf und streichelte ihn noch einmal, und dann lief sie rasch zum Herrn Doktor. Der ganze schöne Kuchenteig blieb halbfertig in der Küche stehen, und die Rosinen waren noch nicht einmal fertig verlesen und ganz naß von Walthers Tränen. Aber an die dachte der kleine Junge jetzt nicht, auch nicht an den Kuchen und an Pfingsten — sein Hals tat ihm ja so sehr weh, und alles war so seltsam, daß er überhaupt nicht recht denken konnte. Aber bald machte die Mutter die Tür von seinem Schlafkämmerchen auf und ließ zuerst den Herrn Doktor herein. Der war dick und freundlich und trug eine Brille mit goldnem Rand. Gleich ging er zu dem Bettchen hin und sagte „na — was macht der kleine Mann denn für Geschichten?" Aber wie er die Decke zurückgeschlagen und das Hemdchen aufgemacht hatte, da wurde sein Gesicht ganz ernst, und da drehte er sich nach der Mutter um und sagte „das ist Scharlach", und dann sprach er noch am Fenster leise mit der Mutter. Danach gab er Walther die Hand und sagte „nicht wahr, wir sind recht tapfer, dann werden wir bald wieder gesund" — und ging weg. Der kleine Walther wollte wohl tapfer sein, aber es kamen so böse Tage. Der Vater und die Mutter sahen bleich aus und traurig und sorgten leise mit ihren guten Händen für ihren kleinen Jungen. Aber es tat immer so weh. Manchmal schien draußen die Sonne, aber Walther mochte garnicht haben, daß man die Vorhänge zurückzog, die Augen taten ihm weh und der Kopf und alles. Aber eine Freude hatte der kleine Walther doch: wenn niemand in der Stube war und alles still, dann hörte er unten den Hansi in seinem Käfig singen, solche langen Triller, so

lang wie die Kaiserstraße. „Ob er auch immer zu rechter Zeit Futter kriegt?“ dachte Walther, und dann faltete er seine kleinen Hände und sagte zum lieben Gott „ach lieber Gott, mach mich doch wieder gesund, daß ich meinem Hansi wieder Futter geben kann“. Da freute sich der liebe Gott im Himmel, weil Walther so treulich um seinen Hansi sorgte, und das Christkind, das auf einem goldnen Stühlchen neben dem lieben Gott saß, freute sich auch, und nickte leise mit dem Kopf, als ob es sagen wollte „du guter kleiner Walther“.

Aber dem armen kranken Jungen ging es immer noch sehr schlecht, und die Mutter saß bei Tage und oft auch in der Nacht an seinem Bettchen. Da konnte sie sich garnicht mehr wie sonst um ihr ganzes Haus kümmern. So kam es auch, daß sie einmal am Abend vergaß, das Fenster von der Wohnstube zuzumachen, und in der Nacht kam der große graue Kater vom Bäcker drüben, der sprang aufs Fenstersims und riß Hansis Käfig herunter. Da ging das Türchen auf, und der häßliche Kater machte den armen Hansi tot und schleppte ihn weg. O weh, wie die Mutter das am Morgen sah, da mochte sie es garnicht dem kleinen Walther erzählen, aber wie er immer und immer lauschte und keinen Hansi hören konnte, mußte sie es ihm doch sagen. Da kamen dem armen Jungen große Tränen in die Augen und sein Mund zitterte sehr, aber wie die Mutter hinausgegangen war, steckte er schnell das Köpfchen tief ins Kissen und weinte lange, so lange.

In diesen Tagen spielte Christkindchen einmal in einem alten verwilderten Garten, wo alle Bäume mit ihren Zweigen durcheinander gewachsen waren, daß die Johannisbeeren mit den Rosen spielen konnten und durch das dichte Birkengebüsch die Brombeeren sich drängten. Christkindchen lief singend durch die ungeordneten Gartenwege, und die Sonnenstrahlen küßten sein goldnes Haar und verwirrten sich darein, und die Dornen am Wege wichen vor seinen zarten Händen zurück. Die Johannisbeertrauben schaukelten sich vor seinen Augen, so leuch-

tend, durchsichtig rot „pflücke uns doch, sieh wie wir schön sind", und die Rosen sandten ihm ihren süßesten Duft. Wenn aber die Zweige konnten, haschten sie nach seinen goldnen Haaren, und manch eins blieb auch hängen, eine feine schimmernde Brücke von Blatt zu Blatt, und ein Schmetterling mit roten Samtflügeln schaukelte sich darauf. Als Christkindchen heiß und müde geworden war, setzte es sich in das hohe, wirre Gras, in dem die bunten Feldblumen lustig aufgeschossen waren und wand sich einen Kranz aus blauen Glockenblumen. — Im Fliedergebüsch fing eine kleine graue Nachtigall leise an zu schlagen und dann immer lauter, ein glückliches Lied von Frühling und Spielen und Sonnenschein. Christkindchen lockte das Vögelchen „komm, komm"; da kam es zutraulich vom Zweig herab und hüpfte im hohen Gras hin und her. Auf einmal — Christkindchen hatte garnicht gemerkt, wie es kam — da schoß aus dem Gebüsch mit großem Sprung eine böse graue Katze hervor und schlug mit der ausgestreckten Tatze das arme kleine Vöglein zu Boden. O wie es schrie! Aber Christkindchen sprang im selben Augenblick ohne Besinnen auf das böse Tier zu mit heißem Gesicht und dicken Tränen in den Augen. Mit seinen Händchen packte es die Katze im Genick und schleuderte sie weithin auf den Rasen, daß sie kläglich davonlief. Dann hob es das kleine Vögelchen auf, das ins Gras gefallen war. O wie das Herzchen unter Christkindchens Fingern schlug, und wie angstvoll die runden Aeuglein blickten. Christkindchen streichelte es und küßte es auf den Schnabel, da wurde es ruhiger und fing an leise zu pipen. „Was mach ich nun mit dir?" sagte Christkindchen, „hier in dem wilden Garten bist du vor Katzen doch nicht sicher. Dazu bist du noch schwach und blutest sogar, dich sollte einer recht lieb pflegen." Da fiel ihm auf einmal der kleine Walther ein, der krank im Bette lag und sich so nach seinem Hansi sehnte. Freilich Walther hatte einen prächtig gelben Hansi gehabt, und dies kranke Vögelein war nur grau. Aber dafür konnte es viel

herrlicher singen als Hansi, und schön sollte es auch aussehn, das wollte Christkindchen schon machen. Mit festen Fingern griff es in sein goldnes Haar; das tat wohl weh, aber es zuckte nicht und riß einen ganzen Schopf heraus. Die Haare legte es vorsichtig auf des Vögleins graues Federkleid und hauchte leise darüber hin. Da wuchsen sie fest und wurden schimmernde goldne Federn. „Nun bist du noch schöner als Hansi", sagte Christkindchen und umschloß das kleine Tierchen vorsichtig mit der Hand. Dann lief es geschwind und unbemerkt in die Stadt hinein und durch viele Straßen, bis es an das Haus von Walthers Eltern kam. Die Fenster des Wohnzimmers unten standen weit offen, es war dämmerdunkel geworden, aber noch brannte keine Lampe. Christkindchen schwang sich behend über die Fensterbrüstung, setzte den kleinen goldnen Hansi in den schaukelnden Käfig und machte sorgsam das Türchen wieder zu. Einen Augenblick noch stand es draußen am Fenster und wartete, ob jemand käme, dann lief es davon, dahin, wo das letzte Abendrot stand und die Tür zum Himmel ist. Denn für Christkindchen ist das ein kleiner Weg, wenn er auch für dich viele Jahre lang ist.

Derweil lag der kleine Walther wach in seinem Bettchen oben und dachte an nichts und war müde. Aber auf einmal, da rieb er sich die Augen und richtete sich auf — ja träumte er denn oder wars wahr, daß unten ein Vögelchen in vollen, glücklichen Tönen schlug? Das war viel schöner als Hansis lange Triller, aber es war gewiß ein Traum. Da hörte es auch schon wieder auf, aber nun hörte Walther der Mutter Schritt auf der Treppe, und gleich darauf kam sie herein. Was trug sie in der Hand und hielt es gegen das dämmrige Fenster? Den Vogelkäfig, und drinnen auf der Stange saß ein richtig goldnes Vögelchen und fing nun wieder an wunderschön zu singen. Wo kam es her? Mutter wußte es auch nicht, niemand wußte es. Da wurde Walther ganz still; aber wie die Mutter hinaus war und das Bauer mit dem Wundervöglein

neben seinem Bette stand, da faltete er schnell die mageren Händchen und flüsterte ganz leise „lieber Gott, ich danke dir".

Von nun an war es kein trauriges Kranksein mehr, Goldhansi durfte im Zimmer herumhüpfen und sang von Frühling und Sonne, bis Klein-Walther es nicht mehr aushielt und gesund wurde und in Frühling und Sonne hinauseilte. Sein Vöglein aber pflegte er treulich und hütete es vor allen Gefahren, und das wußte die graue Katze wohl und versuchte nicht mehr, Goldhansi etwas zu leide zu tun.

Und ein zweites Beispiel:

«Es war so ein schöner, heller Sonntag; zwar eine Gluthitze, daß die Blätter der Chausseebäume ordentlich von Hitze zitterten und die ganze weiße Straße nach großem, großem Durst aussah — aber was machte das den Kindern des Fischers, die hinter dem Kiefernwäldchen am See wohnten? Der Wald ließ die Sonnenglut nicht durch, und die kleinen Wellen kamen eine nach der andern ans Ufer gehüpft „plitscheplatsch, wir sind naß und kühl, kommt, spielt mit uns". Die Fischerkinder ließen sich auch nicht lange bitten, da schaukelte neben dem schmalen Landungsbrett ihr kleines Boot, auf dem sie rudern durften, soviel sie mochten, und dort hinten am andern Ufer waren gelbe Weizenfelder hinter dem hohen Schilf, in dem sicher schon Seerosen blühten. Das alles mußten sie doch am Sonntag einmal besuchen und Seerosen um den hellen Sommerhut schlingen. Hopp, hopp sprang Lina ins Boot und setzte sich gleich hinten ans Steuer, den weißen Sonntagshut in den Schoß, mit den Händen einmal ins Wasser gepatscht — o wie war das warm — und dann die beiden Steuerschnüre fest gefaßt. Willy kam langsam nach, er schleppte aus dem Schuppen die beiden Ruder mit, und das waren wohl Kinderruder, aber schwer waren sie doch. „Duck dich" sagte er und hob das eine Ruder über Linas Kopf hinweg und legte es in die Klammer, dann die Füße gegen das Brett gestemmt und abgestoßen. Mit kleinen gleichmäßigen Schlägen tauchten

die Ruder ins blaue Waſſer, und leiſe glitt das Boot durch den flimmernden Sonnenſchein. Willy zog bald ſeine Jacke aus und ruderte mit nackten Armen; Lina legte ſich langhin ins Boot und blinzelte müde in die heiße helle Luft — es war doch zu heiß. Sie ſagten gar nichts mehr, ſie ſummten nicht einmal mehr ein Liedchen, „plitſcheplatſch“ ſagten ganz leiſe die Tropfen, die vom Ruder fielen, und die Wellchen, die ans Boot ſchlugen, das war alles. Langſam kamen ſie über die Mitte des Sees hinaus und lenkten endlich in das Schilf am andern Ufer hinein. Seeroſen blühten am Rande des Schilfes, viele, viele; aber auch die ſchwammen leiſe und müd und träumten von kühler Sternennacht. Lina riß nur zwei Blüten mit ihren langen weichen Stengeln heraus und ſchlang eine um jeden weißen Hut; „noch ein bischen tiefer in den Schatten“ bat ſie, und Willy lenkte mit einem leichten Schlag das Boot ins dichte Schilf hinein. Dann ließ er die Ruder hängen, ſtreckte ſich auch im Boot lang aus und zog den Hut ein wenig in die Stirn. Es war ſo ſüß, im feuchten Schatten zu ruhen und nichts zu denken. Sie blinzelten beide in den blauen Himmel hinauf, zuweilen flitzte ein Vogel vorüber, ſonſt ſahen ſie nichts. Darum merkten ſie auch nicht, daß hinten am Rande vom Himmel dicke, ſchwarzgelbe Wolken heraufkamen, in denen es manchmal grell aufleuchtete. Noch eine halbe Stunde, dann mußte ein fürchterliches Gewitter losbrechen, und die Kinder lagen im Schilf und ahnten es nicht.

Aber hoch oben in der zitternden blauen Luft ſpielte Chriſtkindchen mit den kleinen Engeln, huſch, huſch, wie flimmernde Lichter im weiten Blau. Die konnten wohl über den ganzen Himmel hinguckken und ſahen die dicken, dunklen Wolkenungeheuer, die leiſe immer höher heraufkrochen, und zählten die Glühebliße, die da hindurchzuckten. Ob wohl das Waſſer im See da unten ſchon merkte, was kommen ſollte? Aber nein, das plätſcherte noch ganz ruhig, und da, mitten im Schilf, da ſchaukelte es ſogar noch ein kleines ſchlankes

Boot, und drin lagen zwei Kinder. „O weh, wie sollen die nach Hause kommen", riefen die Engel alle auf einmal und purzelten vor Angst und Aufregung über einander. Aber Christkindchen sagte „laßt nur, ich helfe ihnen". Wie willst du das machen? wie willst du das machen?" riefen sie, aber da war es schon davongelaufen und hörte sie nicht mehr. Am Seeufer blieb es stehen, dicht am Rand des Weizenfeldes, und fing an, laut und kläglich zu weinen. „Horch" sagte Lina und richtete sich mit einem Arm halb auf, „da weint ein Kind". „Wahrhaftig" sagte Willy und griff schnell nach den Rudern, „wenn es nur nicht ins Wasser gefallen ist". Vergessen war alle Müdigkeit und Hitze, nun arbeitete das Ruder kräftig und schnell, und sicher gab das Steuer die Richtung an. Klatsch, klatsch, da waren sie auch schon aus dem Schilf heraus und im freien Wasser. Da sahen sie es nun: am Ufer drüben stand ein kleiner Bub mit schimmerndem Goldhaar und bloßen Füßen und weinte jämmerlich. Gleich kam er gelaufen und patschte ins Wasser hinein „ach nehmt mich doch mit, ich muß ja rüber auf die andre Seite, sonst gibts ein großes Unglück". „Wieso denn?" fragten die Kinder, aber er konnte wohl vor allzugroßer Eile nicht antworten, so schnell stapfte er durch das spritzende Wasser und stieg über den Rand des Schiffchens hinein. Dann setzte er sich ganz leise und bescheiden auf die kleine Bank und faltete die Händchen im Schoß, aber die großen Augen wanderten unruhig am Himmel umher. Willy und Lina folgten seinen Blicken und wurden ganz blaß. „O weh, das gibt ja gleich ein Gewitter, und nun ..." sagten sie zu gleicher Zeit, und in ihren Herzen sagten sie weiter „und nun sind wir drei im Boot, da geht es noch schwerer", aber das sprachen sie nicht laut aus, denn sie hatten Mitleid mit dem kleinen Jungen. Aber nun arbeiteten sie, dem Willy lief der Schweiß in dicken Tropfen von der Stirn und die Ruder knarrten laut in den Klammern. Alle Lippen bewegten sich leise, über alle Lippen ging ein Gebet „lieber Gott, hilf

uns in der großen Not". Aber sie weinten nicht, dazu strengten sie sich viel zu sehr an. Bald nahm Lina dem Willy ein Ruder ab und der kleine fremde Junge kam ans Steuer. Schon hörte man immer lauter die Donner rollen, schwere Regentropfen klatschten aufs Wasser, und der Wind fing an mit scharfem Pfeifen die Wellen aufzuwühlen. Keins von den Kindern sprach ein Wort, nur ihre Augen waren groß aufgerissen und heiß; aber mit seltsamer Kraft rissen sie die Ruder durchs Wasser, und scharf wie ein Messer schnitt das Boot durch den Wind und die aufschäumenden Wellen. Sie sahen sich nicht um, aber vor ihnen das andre Ufer mit dem Schilf, in dem sie geträumt hatten, das wurde immer undeutlicher, sie mußten bald zu Hause sein. „Wenn wir noch da im Schilf lägen", sagte Lina auf einmal, „der kleine Junge schrie", antwortete Willy, dann arbeiteten sie schweigend weiter. Jetzt knatterten die Donner, der Sturm heulte und die Wellen spritzten hoch auf. Schon zweimal war eine über das Schiffchen hingegangen und hatte die Kinder ganz überschüttet. „O lieber Gott, hilf uns." Da auf einmal krachte das Boot, als ob es zerbräche, und die Kinder fuhren entsetzt von der Ruderbank auf. War das das Ende? Nein, nein, es war die Rettung, das Boot war gegen den Landungssteg angefahren, sie waren zu Hause. Nun dachten sie an nichts mehr — die Ruder blieben im Boot, sie sprangen nur auf das Brett und rannten ans Ufer und liefen ins Haus zu Vater und Mutter. Wo war ihr kleiner Steuermann geblieben? Sie wußten es nicht, aber sie hatten ihn ja mitgebracht, und das war genug. Und doch, wie sie an ihn dachten, dicht vor ihrer Haustür, da kam es auf einmal ganz von selbst, da falteten sie beide die Hände und sagten „lieber Gott, ich danke dir".»

Und endlich noch ein drittes Beispiel, womit es dann der Proben genug sein sollen:

«In der Ecke von der Kinderstube stand der Spielschrank, braun und mächtig groß, so groß, daß Fritz sich auf die Zehen-

ſpitzen von einem Fuß ſtellen mußte und das andre Bein in die Höhe ziehn, um hinauf zu langen. Und Fritz war doch ſchon 7 Jahre alt und ging zur Schule. Darum hatte er auch ſeine Bleiſoldaten und Kanonen, ſeinen Brummkreiſel und ſeine Peitſche im oberſten Fach, wo Käte noch nicht hinaufreichen konnte. Die legte all ihre Puppenſachen hübſch ordentlich unten hin: Kleidchen und Bügeleiſen und Wäſcheklammern und Kochtöpfe. Da konnte jeder gleich ſehen, wenn er den Schrank aufmachte, wo der Junge und wo das Mädchen ſeine Schätze aufbewahrte. Nur ein Stück hatten ſie beide gleich, die ſchönen Weihnachtstaſſen mit goldnem Rand und blauen Vergißmeinnicht, die Tante Anna ihnen geſchenkt hatte. Die ſtanden vorne an im Schrank, und jeden Sonntag durften ſie daraus trinken. Heute war Mittwoch, aber doch hatte Käte ſich ein Fußbänkchen vor den Schrank gezogen und wollte Fritzens Taſſe herunterholen. Denn Fritz hatte geſagt, ſeine hätte einen breiteren Goldrand als ihre, und das mußte ſie doch einmal unterſuchen. Sie war im großen Kinderzimmer allein, die Jungens ſpielten unten im Hofe Kutſcher und Pferd und die Mutter war im Wohnzimmer. Leiſe ſtieg Käte auf die Fußbank — das brauchte niemand zu hören — ſtand auf den Zehen und reckte die Arme mächtig aus, daß ſie die Taſſe erreichen konnte. Und richtig, es ging; ſie konnte eben mit den Fingern die Untertaſſe faſſen. Sachte zog ſie ſie über den Rand und griff dann feſter darnach, um ſie herunterzunehmen. Aber ſie war zu klein, die Untertaſſe kippte ein wenig, die Taſſe rutſchte und — pardauz — da lag ſie auf dem Fußboden. Wäre da kein Teppich geweſen, ſo wäre ſie gewiß in tauſend Scherben zerbrochen, aber auch ſo war das Unglück groß genug: der ſchöne zackige Henkel war ab. Käte ſtand ganz ſtarr, die Untertaſſe noch in der Hand, bis ſie ſchließlich zu weinen anfing. Sie weinte ganz laut; die Mutter ſollte kommen oder Fritz, damit ſie ihnen gleich ſagen konnte, wie es geſchehen war. Aber ſie war doch auch bange vor den beiden, und als niemand kam, hob ſie

ganz leise die Tasse und den Henkel auf und dachte still darüber nach, was nun zu machen sei. Hatte nicht die Mutter neulich an einer alten Vase ein Stückchen vom Rand mit Fischleim wieder eingeklebt? Das mußte gehen. Da stand ja noch der Fischleim – Fritz hatte ihn heut erst gebraucht zu dem Knusperhäuschen, das er aus Pappe klebte – und ein Pinsel war auch noch darin. Nun ein kleiner Tropfen auf die Bruchstelle, den Henkel fest darauf gedrückt und am Fenster trocknen lassen. Nach ein paar Minuten war es schon so weit, daß er nicht mehr rutschte und nun kletterte Käte auf ein kleines Stühlchen und stellte die Tasse vorsichtig, ganz vorsichtig in den Schrank zurück. Die Tür schloß sie ängstlich ab, als ob darin was Böses wäre. Was aber nun? sollte sie nun doch zur Mutter laufen oder zu Fritz und alles sagen? Aber die Mutter würde gewiß schelten und Fritz mächtig böse werden; es ging doch vielleicht auch so. Wenn Fritz am Sonntag die leere Tasse herausnahm, hielt der Henkel ja gewiß; wenn sie dann voll war, würde er freilich sicher abbrechen, aber dann dachte Fritz gewiß selbst und die andern erst recht, daß *er* ungeschickt gewesen sei. Niemand würde an sie denken, so ging es. – Ja, und nun, wie sie sich das fertig ausgedacht hatte, hätte Käte ja mit ihren Puppen spielen können, oder mit dem Gummiball, oder Wäsche bügeln; aber das tat sie alles nicht. Sie kniete auf einen Stuhl am Fenster und sah in den Hof hinunter, wo Fritz mit seinen Freunden spielte und schrak zusammen und bekam Herzklopfen, wenn er nur mal heraufsah. Und erst recht, wenn sie im Hause ein Geräusch hörte und dachte, die Mutter würde kommen. Wie sollte sie nur die Mutter ansehn, sie würde sicher ganz rot werden. Es war so traurig, sie fühlte ihr Herz schlagen und alles tat ihr weh. Sie saß immer ganz still am Fenster, aber endlich kam der Abend, Fritz polterte die Treppe herauf und die Mutter brachte den Kindern Milch und Butterbrot. Nun machte sich Käte auf einmal an ihren Puppen zu schaffen und konnte garnicht fertig

werden, und als sie schließlich zu Tisch kam, wußte sie nicht, wo sie hinsehen sollte.

Sie tranken in der Woche ihre Milch aus weißen Emaillebechern, die waren sehr einfach. Aber Fritzens sah sogar recht häßlich aus, denn da war ein Stück Emaille abgesprungen. Lina konnte garnicht zusehen, wie er ihn fortwährend hin und her drehte, um zu probieren, von welcher Seite man den schwarzen Fleck am wenigsten sah. Die Mutter sah Käte ein paar Mal besorgt an, aber sie sagte nichts. Endlich wurden die Kinder zu Bett gebracht und Fritz schlief auch bald ein. Aber Käte lag noch lange wach, und dachte „wenn ich nur garnicht wieder aufzustehn brauchte, es ist zu schrecklich". Doch am andern Morgen, als die Sonne ins Fenster schien, mußte sie doch wieder aufstehn, und da ging all die Angst von vorne an. Zwar Fritz mußte zum Glück gleich zur Schule, aber die Mutter war doch immer da. Käte wäre so gern fortgelaufen, weit weg. Und als die Mutter zur Minna sagte, sie brauche für 10 Pfennig Brötchen zum Kochen, da sagte Käte gleich, sie wollte zum Bäcker an der Ecke gehn und das besorgen. Das durfte Käte auch; wenn sie auch noch klein war, konnte sie doch schon gut die paar Häuser weit bis zum Bäcker gehn. Aber ihre Angst und ihre Gedanken gingen immer mit ihr, es war nichts andres mehr in ihrem Kopf.

Auf der Straße spielten die kleinen Kinder, die noch nicht zur Schule gingen, und unter ihnen war ein schönes blondes Bübchen mit großen blauen Augen. Keiner kannte es, es war aber das Christkindchen. Das wußte so viele Spiele und war zu allen lieb und war bald hier und bald da. Abseits stand ein kleiner Junge, der schoß mit dem Flitzbogen nach den dunklen Flecken in einer weißen Hauswand und traf ganz gut. Das machte Spaß. Christkindchen kam heran und guckte ihm von hinten zu, und Käte blieb auch stehn und paßte auf, ob er traf und vergaß die Tasse und das ganze Unglück. Auf einmal tönte hinter ihnen die scharfe Klingel eines Radfah-

rers, der kleine Junge schrak zusammen, der Bogen, den er eben abdrücken wollte, zitterte in seiner Hand, der Pfeil ging fehl, und — klirr — fielen die Scherben einer Fensterscheibe aufs Pflaster. Einen Augenblick stand der arme Schütze ganz starr, dann ließ er Bogen und Pfeile fallen und rannte spornstreichs um die Straßenecke davon. Christkindchen hob ruhig die Sachen auf, um sie dem Jungen nachzubringen, aber da stürzte aus dem Hause ein dicker graubärtiger Mann in Hemdsärmeln mit einem Spazierstock in der Hand, faßte das arme Büblein, schlug es mit dem Stock über den Rücken und schrie es an „warte du Bengel, ich will dich lehren, in die Fenster schießen". Christkindchen zitterte und die Tränen standen ihm in den Augen, aber weil es garnichts sagte, ging der Mann laut schimpfend wieder ins Haus zurück. Es sah ihm noch mit einem traurigen Blick nach, dann ging es und brachte dem Jungen seinen Bogen und seine Pfeile.

Das alles hatte Käte mit angesehn und konnte in ihrem Herzen garnicht fertig werden damit. Warum hatte der liebe, blonde Junge nicht gesagt, daß er es nicht gewesen war, warum hatte er sogar dem andern seinen Flitzbogen nachgetragen. Sie konnte es nicht herausfinden, aber auf einmal fiel ihr die geklebte Tasse ein, und da, da mußte sie sich so schämen, daß sie ganz dunkelrot wurde. Was würde der kleine Junge wohl sagen, wenn er hörte, wie sie es mit ihrem Bruder machen wollte, daß er die Schelte kriegen sollte und doch garnicht schuld war. Und sie schämte sich immer mehr. Nun eilte sie sich, daß sie nach Hause kam. Wie schnell war sie die Treppen hinauf geklettert. „Mutter, Mutter" rief sie und rannte ins Wohnzimmer hinein und weinte laut. Da nahm die Mutter sie weich in den Arm und nun kam alles heraus. Ja und dann war es so einfach, dann durfte sie Fritz auch alles sagen und ihm ihre ganze Tasse schenken und sie bekam die zerbrochene. Daraus konnte sie nun freilich nicht mehr am Sonntag trinken, aber sie stellte Blumen hinein, und da sah

es wunderhübsch aus. Und immer wenn sie die Tasse ansah, dachte sie an den blonden Jungen, der sich für den andern hatte schlagen lassen.»

Ziel und Wege.

Ich habe nichts andres geben wollen als einige Proben, Möglichkeiten, wie man es etwa anfangen könnte, Ermutigungen, sich dran zu wagen. Wenn ich nun bei der einen oder andern Mutter dem Urteil begegne, diese Erzählungen seien recht mäßig oder sogar schlecht, so kann mich das nicht weiter beschweren. Mütter, die ein Recht haben, so zu urteilen, bedürfen der Ermutigung nicht — die werden schon von selbst aus dem Vollen erzählen und werden es besser machen als ich. Für die andern aber, die der gestellten Aufgabe zaghaft gegenüberstehen, möchte ich den vorliegenden Proben noch einige erläuternde Worte hinzufügen.

Bei ihrem ersten Kinde, wenn die Mutter noch keine Gelegenheit gehabt hat, Kinderleben und -treiben vertraulich zu beobachten, wird sie vielleicht um Stoffe verlegen sein. Dann tauche sie mit der Erinnerung in ihre eigne Kindheit recht tief hinab. Man hat so oft den Eindruck, daß Eltern und Erzieher ihre eigne Kindheit vergessen haben, daß sie „darüber hinaus" sind — es wäre gut, sie blieben mit einem Teil ihres Wesens immer darin.

Ich habe einmal Kinder gefragt, um was sie abends beten. Nach einigen Windungen kam es heraus: daß morgen gutes Wetter ist, daß es etwas Schönes zu Mittag gibt, daß mein Extemporale ohne Fehler wird, daß wir rudern, spazieren gehen dürfen u. dgl. Das sind die Dinge, die des Kindes Welt ausmachen, die ihm groß sind, groß genug, um sie vor Gottes Augen auszubreiten. Von solchen Dingen müssen die Erzähler reden. Dabei ist der Stoff nach Kräften dramatisch zu gestalten, und wenn möglich, ein wenig Spannung zu erzeugen. Spannung vertieft den Eindruck und macht die Wir-

kung nachhaltiger. Aber das nur, wenn das Kind, was es hört, auch recht versteht. Nur keine hochtrabenden Ausdrücke, keine eleganten Perioden, nicht einmal feierliches Schriftdeutsch. Das Kind sagt: „er sagte, er wäre auf dem Eis gewesen", nicht „er sei auf dem Eis gewesen". „Sei" wirkt erkältend, fremd und steifbeinig. Ueberhaupt hüte man sich vor Konjunktiven, besonders aber vor dem Präsenz des Konjunktivs (er sei, er habe, er gebe, er esse), das durchaus unkindlich ist. Der Mutter, die täglich Gelegenheit hat, dem Kinde seine ungezwungene Sprache abzulauschen, drohen vielleicht solche Gefahren noch weniger als dem Lehrer, dem es oft recht schwierig sein wird, das kindliche Idiom wirklich zu beherrschen. Wie weit, meiner Meinung nach, der Erzähler sich dem Stil des Kindes anpassen soll, zeigen die vorangestellten Proben, es ist noch immer gangbares Deutsch, wenn auch nicht Schriftdeutsch, in dem sie gehalten sind. Was die Darstellung des Stoffes angeht, so scheint es mir völlig gleichgültig, wie weit die Alltagswelt ins Märchenhafte umgestaltet, wie weit der Boden der Wirklichkeit festgehalten ist. Das bleibe ganz dem Geschmack und der Phantasie des Erzählers überlassen, er kann so und so das Interesse des Kindes gewinnen.

Aber es handelt sich um religiöse Geschichten, wir erzählen vom Christkindchen und es liegt uns daran, auf Religiosität und sittlichen Willen des Kindes einzuwirken. Jeder fühlt, welch ein gefährliches Vorhaben das ist. Solcher Absicht entspringt die ganze blutleere, totgeborne Literatur des „Herzblättchens Zeitvertreib" und Konsorten und ein großer Teil jedes Schullesebuchs. „Lesebuchgeschichten", das klingt jedem Kinde nach Besuchskleidern, in denen man nicht Sandkuchen backen und Puppen baden, nicht rennen und springen darf. Wodurch aber gewinnen solche Erzählungen ihren peinigenden Charakter: ich denke, dadurch, daß das Rechttun, noch viel mehr aber das Unrechttun ausführlich und unmißverständlich etikettiert dargestellt wird und am Schluß eine kaufmännisch

genaue Vergeltung allen Gerechtigkeitsbedürfnissen Genüge tut. Gegen diese Methode ist mancherlei zu sagen: Geschichten, die man Kindern erzählt, auch Märchen, sollen doch ein Bild geben aus der wirklichen Welt. Wie selten aber kommt in der wirklichen Welt des Kindes solch ein ausgesprochenes Unrechttun vor. Daher müssen sich denn auch die moralischen Erzählungen allermeist mit der Darstellung des Ungehorsams begnügen, der doch — wie oft! — ein Teil des Rechtes auf seiner Seite hat. Noch weniger entspricht der Wirklichkeit die Vergeltungstheorie, und das weiß das Kind sehr wohl. Wenn es schweigend und im Verborgenen etwas Gutes tut, so bekommt es durchaus nicht eine Pferdeleine oder Zuckerplätzchen, und wenn es recht heimlich etwas Böses tut, so bleibt sehr oft die Strafe aus. Aber auch *wenn* das Kind sich durch die in Aussicht gestellte Vergeltung locken ließe, das Gute zu tun und das Unrecht zu lassen, so wäre der Gewinn nicht groß. Stete Ermahnungen der Eltern mit dem Vordersatz „wenn du das tust" wirken ja auf die Dauer, wenn nicht Sittlichkeit, so doch gute Gewohnheit, die Vergeltungs*erzählung* aber, die sich gerade bei jedem praktischen Versuch als unwahr erweist, wirkt weder Sittlichkeit noch gute Gewohnheit. Ein Kind, das auf solche Erzählung hin mit bewußtem Entschluß recht handelt, das wartet dann auch auf den Lohn, und bleibt der aus, so bricht ihm sein Entschluß in Splitter. Das sind eigentlich genugsam bekannte Dinge, und doch wirds immer wieder so versucht.

Es gibt einen andern Weg: Freude am Guten selbst — nicht an seinen Folgen — zu erwecken. Man lasse nicht das Gute dem Lohn und das Böse der Strafe begegnen, sondern das Gute dem Schwachen, dem Hilfsbedürftigen (1. und 2. Erzählung) und das Böse dem Guten (3. Erzählung). Dadurch wird die Schönheit und die Sieghaftigkeit des Guten wie die Erbärmlichkeit des Bösen am deutlichsten demonstriert.

Nun aber soll nicht nur sittlich, sondern religiös eingewirkt

werden; des Kindes Gott, Christkindchen, ist in all den Erzählungen die lösende Kraft. Und das himmlische Kind muß so gezeichnet werden, daß man dafür nicht ein beliebiges menschliches einsetzen kann: es schenkt mehr, als Menschen zu schenken vermögen (1. Erzählung), es hilft, wo alle menschliche Hilfe fern und Rettung unmöglich scheint (1. u. 2. Erzählung), es begegnet zu rechter Stunde dem geängsteten Gewissen (3. Erzählung). Christkindchen steht hier an erster Stelle, Gottes Name bleibt fast ganz im Schweigen. Aber doch nicht ganz, er soll ja dem Kinde nicht fremd bleiben. Vielmehr muß es so erscheinen, daß Christkindchen Gottes Willen den Kindern gegenüber ausführt. Sie beten zu Gott, Christkindchen hilft ihnen. Es sitzt zu seines Vaters Füßen und schaut nach seinen Augen, es knüpft zuerst das Band zwischen dem Menschenkind und Gott. —

Märchenwelt und Wunderwelt.

Ob es ängstliche Gemüter gibt, die es für Unrecht halten, Geschichten vom Christkindchen so keck zu erfinden? Ich könnte mir das wohl denken. Diese möchte ich daran erinnern, daß die Kindheit unsres Heilandes, Jesu von Nazareth, in tiefes Dunkel gehüllt ist, und daß alles, was wir aus dieser berichten oder hören können, irgendwie Märchenerzählung ist. Aber gerade, weil wir hier garnichts wissen, hat von Anfang an die Phantasie frei gewaltet und das Köpfchen des Jesuskindes mit einem Strahlenkranz umgeben — so wurde Christkindchen aus ihm. Schon die Kindheitsgeschichten des 1. und 3. Evangeliums sind Legenden, das heißt Dichtungen der Gemeinde, und Sammlungen von Legenden sind die „Kindheitsevangelien", die in den ersten christlichen Jahrhunderten entstanden. Die Legendenbildung hat das Christkind nicht wieder freigegeben, legendenschaffend soll die Mutter weiter wirken am schimmernden Kleide des himmlischen Kindes.

Freilich ist es ein Unterschied, ob die Gemeinde im Hören

und Sagen unbewußt Legenden bildet, oder ob ich bewußt ein Christkindmärchen erfinde. Denn ich weiß, daß, was ich erzähle, nicht wirklich geschehen ist. Aber wenn ich biblische Legenden, etwa die Weihnachtsgeschichte erzähle, so weiß ich dasselbe, und mit dieser Erkenntnis geht unser Bedenken in den andern Einwurf über: ist es recht, dem Kinde überhaupt Legenden, Wundergeschichten, zu erzählen, ja zu den vorhandenen noch neue hinzuzuschaffen?

Es wird wenige Erwachsene geben, die Anstoß nehmen am Märchenerzählen; aber manche Mutter, die harmlos vom Knusperhäuschen erzählt, empfindet starke Bedenken gegen religiöse, noch dazu erdachte Wundergeschichten. Wenn ich recht sehe, liegt hier eine ganz bestimmte Furcht vor: nicht das Erzählen von Wundergeschichten belastet das Gewissen der Mutter, sondern sie fürchtet den Augenblick, wo das Kind fragt „ist das auch wirklich wahr?“ Kinder sind in diesem Punkte sehr verschieden, das eine fragt nach jeder Geschichte so, ein andres nur selten; hin und wieder kommt es aber bei fast jedem Kinde vor. Nun pflegt die Mutter, wenn das Kind etwa fragt „kann der Wolf wirklich ganz richtig sprechen“? zu antworten „ach, das ist ja bloß ein Märchen“. Was aber soll sie antworten, wenn der kleine Bursch eine Christkindchengeschichte bezweifelt. Vor dem „das ist ja bloß ein Märchen“ scheut die Pietät zurück und vor der Bekämpfung des kindlichen Skeptizismus der Wahrheitssinn. Das ist nun freilich ein Dilemma, aber ich glaube nicht, daß sein Grund notwendig in der Sache liegt.

Die meisten Kinder sind wundergläubig in unbegrenztem Maße, es ist ihnen leicht, das zu sein, denn was uns den Wunderglauben nimmt, die Empfindung von der ehernen Macht der Naturgesetze, ist ihnen noch ganz fremd. Das krasseste Naturwunder ist ihnen nur etwas Ungewöhnliches, Erstaunliches und daher im höchsten Grade Interesseweckendes. Ihnen liegt nicht daran, dieses Seltsame zu bezweifeln, sondern seiner

völlig gewiß zu werden — und darum fragen sie, ob es „wirklich wahr" sei. Ein kleines Mädchen hat ein Kinder-Bügeleisen geschenkt bekommen. Stolz und neugierig betrachtet es das Geschenk von allen Seiten und fängt dann sofort an, seine Puppenhemdchen zu bügeln. Aber nach ein paar Strichen läuft es mit seinem Schatz zur Mutter: „Mama, nicht wahr, das ist 'n richtiges Bügeleisen?" Wer hätte diesen Fall noch nicht erlebt! Und es ist jedem deutlich, warum das Kind fragt, nämlich um sich vergewissern zu lassen, daß sein Bügeleisen den Bügeleisen der Großen-Leute-Welt genau entspricht und sich so in seinem Besitze bestätigen zu lassen. In der Frage liegt kein Zweifel, sondern nur die Freude am neuen Besitz. — Ich glaube, daß es mit der Wahrheitsfrage an die Märchenerzählerin dieselbe Bewandtnis hat, daß das Kind auf ein „gewiß ist es wirklich wahr" und nicht auf eine Zerstörung des schönen Traumes wartet. Darum sollten Mütter und alle Märchenerzähler sich wohl in acht nehmen, mit der einen Hand zu zerstören, was sie mit der andern bauen, mit der einen Hand eine liebliche, lebendige Welt um das Kind zu erschaffen und mit der andern das Leben darin totzuschlagen. Nein, das Märchen, das ich erzähle, sei für meine kleinen Zuhörer Wahrheit und wenn es mein Gewissen nicht belastet, Märchen zu erzählen, soll es mir auch nicht empfindlich sein, ihre objektive Wahrheit kühn zu behaupten. Dabei wird es dann ganz gleichgültig, ob es sich um ein religiöses oder ein profanes Märchen handelt. Die Welt des Kindes ist ein Gewebe von Traum und Wirklichkeit. In dieser Märchenwelt gewinnt es seine Begriffe, schult sich sein Denken, bildet sich sein sittliches Urteil, waltet schöpferisch seine Phantasie. Durch einen unbedachten Eingriff können wir das Kind nur arm machen, nicht reich.

Freilich, es gibt auch andersartige Kinder, skeptisch veranlagte kleine Rationalisten, die sind natürlich anders zu behandeln. Wenn die Mutter fühlt, daß die Frage ihres Kindes

aus wirklichem Zweifel kommt, so wird sie unumwunden sagen müssen, was ein Märchen ist und darf dann nicht zurückscheuen davor, auch das religiöse Märchen als solches zu bezeichnen. Sie wird sonst ihr Kind nur mißtrauisch machen, während doch die Erhaltung des kindlichen Vertrauens das erste Ziel jedes Erziehers sein muß. Besser aber ist es, wenn die Mutter einem solchen Kinde, ehe es in das Unterscheidungsalter kommt, überhaupt keine Märchen mehr erzählt oder in die Hand gibt, sie erspart ihm dadurch viel Grübelei und frühreifes Kritisieren. Nur muß in jedem Falle das gleiche Verfahren für religiöse und profane Märchen angewandt werden, sonst gerät das Kind und noch mehr die Mutter in eine Unsicherheit hinein, die verwirrend und peinlich ist.

Kehren wir zu dem phantasievolleren, dem wundergläubigen Kinde zurück: wie stark soll die Mutter diesem gegenüber das Wunderhafte auftragen? Ich möchte darin keinen Ratschlag geben, sondern das ganz dem Geschmack der Mutter und ihres Kindes, die sich gegenseitig fortwährend berühren und befruchten, überlassen. In den vorhin gegebenen Probeerzählungen ist ja vom Wunderhaften fast nicht Gebrauch gemacht, aber das soll kein Prinzip sein. Die Mutter darf viel buntere und unirdischere Farben nehmen und doch ohne Befangenheit dem Kinde oder sich selbst gegenüber sagen „gewiß ist das wahr". Nur in bezug auf nicht-religiöse Märchen möchte ich noch eine Bemerkung beifügen: wenn wir dem Kinde gegenüber die Wahrheit des Märchens behaupten wollen, hüten wir uns doch recht sehr — was auch für die körperliche Hygiene von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist — Grausiges zu erzählen. Wieviel bange, qualvolle Nachtstunden werden Kindern durch schauerliche Märchen bereitet!

Später allerdings, wenn das Kind reifer wird, schließt sich für die Mutter an all die Dämmerstunden mit ihrer Wunderwelt eine strenge und schwere Aufgabe an, die ein verstehendes Herz und zarte Hände fordert. Bald genug und

meist ganz von selbst, durch eigene Beobachtung kommen die Kinder dahinter, daß die Welt der Märchen nicht die wirkliche Welt ist, daß ein bunter Schein sie lieblich getäuscht hat. Riesen und Zwerge, Feen und Drachen verlieren damit für lange, lange Zeit, bei vielen für immer ihren zauberhaften Reiz. Aber anders steht es mit den religiösen Wundergeschichten. Die Empfindung ist doch sehr stark, und wird mit den Jahren immer stärker, daß es sich hier um etwas Heiliges handelt, und da scheut sich der Verstand, der sonst schon überall beginnt, kräftig auf das Wirkliche zu dringen, das bunte schillernde Gewand abzunehmen. Durch die Praxis unseres offiziellen Religionsunterrichts wird das Kind in dieser Scheu bestärkt, ja gewaltsam darin festgehalten, und daher, wenn es längst nicht mehr im Wald nach Rotkäppchens Wolf oder nach dem Knusperhäuschen umschaut, glaubt es doch noch, daß die Schlange im Paradies gesprochen hat und daß der Mond im Tale Ajalon stillstand. Jahrelang bleibt diese Wunderwelt bestehen, bis dann, wenn zuerst der Blick ins wirkliche Leben sich auftut, auf einmal der Umschlag kommt, ein plötzliches schmerzliches Erkennen wie ein Riß ins Gewebe. Ein Erkennen, das zugleich an allen Autoritäten rüttelt und alles Wahre in Zweifel stellt. In dieser Zeit kann leicht zwischen Mutter und Kind eine Kluft aufspringen: das Kind glaubt, es gehe auf ganz eignen, vielleicht verbotenen, jedenfalls der Mutter unbekannten Wegen, und die Mutter sieht, daß das Kind sich von ihr löst und kann seinen verschlossenen Trotz nicht verstehn. Wenn die Mutter selbst wirklich in religiösen Dingen märchengläubig ist, so ist dies ein tragisches, aber kaum vermeidbares Schicksal. Wenn sie das aber nicht ist, so läßt sich solcher tiefen Entfremdung wohl vorbeugen. Dadurch nämlich, daß die Mutter dem Zweifeln des Kindes leitend und deutend entgegenkommt. Sie soll nicht eines Tages zu ihrem Jungen gehn und sagen „was ich dir erzählt habe, waren Märchen, es ist in Wirklichkeit nicht so“ — sie könnte damit, wenn Tag oder Stunde falsch gewählt

sind, nur verletzen anstatt zu heilen. Aber sie soll lauschen auf jedes leise flüsternde Zweifeln und soll dann die Seele ihres Kindes an die Hand nehmen und ihr zeigen, was der Sinn und das ewige Recht solchen Märchenglanzes ist: Wir wollen dem göttlichen Kinde gern unsre höchsten Gedanken zum Geschenk und Schmuck bringen, und das sind bei uns Menschen immer Wundergedanken; alles Gute, das wir uns denken können, erzählen wir von ihm, denn unendlicher Güte war unser Heiland voll. Dies muß eine Mutter ihr heranwachsendes Kind verstehen lehren: die Wunder- und Märchenwelt ist ein Strahlenkranz, den die Dankbarkeit unserm Heiland flicht. Daß sie außerdem noch etwas andres ist, daß sie hervorgewachsen ist und bodenständig in der Naturbetrachtung einer vergangenen Zeit, das deutlich zu machen, wird mehr Aufgabe der Schule sein. Nur dafür muß die Mutter mit der Schule gesorgt haben, daß das Niederreißen ihrem Kinde nicht alles nimmt, daß ein neuer, einfacherer, fester Bau schon steht, wenn die Wundermauern fallen.

Stoffe und Darstellungsweise.

Einem Kinde, das so von Stufe zu Stufe sorglich geleitet wird, bis es anfängt, selbst Wege zu wählen, kann die Wunderwelt und Märchenpracht der Kinderstubenjahre gewiß nicht schaden. Wohl aber sehr viel nützen: wie viel Befruchtung vollzieht sich da in freundlichen Stunden, die vom Druck der Schule, vom ernsten Zwang der Katechese und des Lernenmüssens noch ganz frei sind. Darum erzählen, erzählen! Mir scheint, es gibt in unsern Häusern noch viel zu wenig erzählende Mütter und still lauschende Kinder. Anstatt dessen gibt es viele Ausreden, um an der einfachen Aufgabe vorbei zu kommen: „ich habe keine Zeit", und wir haben doch Zeit zu mancher nicht notwendigen Handarbeit und Lektüre und Plauderstunde, und zu vielen Toilettensorgen. Es sollte aber so

sein, daß das erste Recht an die Mutter das Kind hat und all das andre erst in dritter Linie kommt.

Viele aber, vielleicht die meisten werden einwenden „ich kann es nicht, ich kann keine Geschichten erfinden, kaum gelesene gut nacherzählen". Das ist doch in sehr zahlreichen Fällen Selbstunterschätzung, man muß es nur erst einmal probieren, und Uebung bringt auch hier wenn nicht Meisterschaft, so doch eine gewisse Leichtigkeit der Produktion. Unverwöhnte Kinder machen keine großen Ansprüche; es genügt für den Anfang, in einfachen, kräftigen Linien ein kleines Bild zu zeichnen, später wird man schon Farbe und Fülle dazu finden. Denn freilich lieben die Kleinen bunte Farben und ausmalende, beim einzelnen verweilende Phantasie. Um Stoffe braucht die Erzählerin nicht verlegen zu sein, wenn sie nur ein paar Themen gefunden hat, die lassen sich in zahlreiche Tonarten abwandeln. Ein solches Thema ist: Hilfe in Lebensgefahr. Wir haben schon die beiden Kinder im Sturm auf dem See gesehen — man kann auch von einem Schwimmer erzählen, den die Kräfte verlassen, und der durch den Hilferuf eines Kindes zur letzten Anstrengung getrieben wird, die ihn rettet, — oder wie Christkindchen am Tage, ehe das Kirchturmdach ausgebessert wird, an der gefährlichsten Stelle zwischen die Dachziegel ein Nestchen mit jungen Vöglein festklemmt, das zu rechter Zeit den Blick des Dachdeckers fesselt, so daß er nicht vom Schwindel verwirrt wird, — oder von einem Kinde, das auf dem Fußboden vor der offenen Ofentür spielt und durch einen lieblichen Gesang, der von draußen hereinschallt, gelockt wird, einmal vor die Tür zu laufen. Das sind so ganz einfache Dinge, die sich in schlichtester, kürzester Form erzählen, aber auch nach Belieben breit und ruhevoll ausmalen lassen. Und ebenso ists mit dem andern von uns behandelten Thema: das freundliche, freudebringende Christkind. Wie es da dem Kranken über bittere Stunden hinweghalf, kann es einmal ein hungerndes Kind sättigen oder einem frie-

renden sein Jäckchen schenken, oder dem armen verängsteten Lehrling, der zehn Mark verloren hat, auf die Spur helfen, oder dem taubgewordenen alten Fabrikarbeiter ein blühendes Mandelbäumchen aufs Fenstersims stellen.

Endlich dürfen wir auch dem Kapitel: Schuld nicht aus dem Wege gehn; es braucht nicht die beherrschende Rolle zu spielen, die ihm in vielen Kinderbüchern und christlichen Kinderzeitschriften (!) eingeräumt wird, aber es darf auch nicht ganz fehlen. Denn was je und je dem Kinderleben Ernst und Schwere gibt, das ist doch allermeist auch Schuld, und so gut wie der Erwachsene, ja mehr noch, bedarf das Kind in sittlicher Not einer Weisung. Soll unsre Erzählung eine Weisung geben, so darf sie nicht von schweren Vergehen handeln, die fast allen Kindern ganz fern liegen, sie muß sich mit den kleinen Verfehlungen des Kinderlebens befassen; aber sie muß diese so ernst nehmen, wie sie, gemessen an dem kleinen Täter, genommen zu werden verdienen. Darum noch einmal: nur nicht gleich immer die Strafe neben die Schuld stellen. Abgesehen davon, daß das unwahr ist, ist es auch dem kindlichen Empfinden selbstverständlich, daß Strafe Schuld *sühnt*, und so wird durch die prompte Bestrafung die Schuld um ihren fruchtbaren Ernst gebracht. Aber Strafe sühnt nicht, sondern Umkehr des Willens und Bessermachen sühnt, und darum muß von der Schuld aus in die peinliche Enge und Tiefe der Gewissensnot geführt werden und erst durch den Eindruck der Reinheit und Güte des Christkinds die Befreiung erfolgen. Darauf kommt es an zu zeigen, wie nicht eignes Besinnen noch eigner Wille die Gewissensnot überwindet, sondern der Anblick des Guten in dem göttlichen Kinde. Das war der leitende Gedanke unsrer dritten Erzählung, die sich wohl auch in allerlei Formen vervielfältigen ließe. So könnte man von einem Jungen erzählen, der im Garten ein Vogelnest ausgenommen hat. Christkind ist herbeigelaufen und bittet ihn, die armen Vöglein zu schonen, aber er lacht es nur aus. Da

kommt der Vater, rasch verschwindet das entleerte Nest in der Bluse, und der Uebeltäter greift nach der Gießkanne, um emsig das Blumenbeet zu begießen. Der Vater lobt seinen Fleiß und sein Mitleid mit den durstigen Pflanzen. Er schämt sich, seine Augen flackern. Da fällt sein Blick auf Christkinds Gesicht, das bleich und ängstlich mit großen Augen ihn bittend anschaut. Und da gesteht er. Der Vater wendet sich traurig ab und legt ihm die Hand aufs Haar, der Junge weint. — Oder so: Hans darf seinen Onkel auf dem Bauernhof besuchen; es ist ein tüchtiges Stück Weges, und er hat sich von seiner Mutter zur Stärkung unterwegs zwei dicke Butterbrote mit viel Käse drauf einpacken lassen. Wie er die Landstraße entlang geht, sitzt am Wegrand Christkind, läßt Zittergräser durch seine Finger gleiten und beißt tief in eine kleine weiße Semmel. Es hat den ganzen Vormittag mit den Häschen und Kaninchen auf dem Felde gespielt, nun ist es müde und hungrig. Wie es den Hans sieht, springt es aber auf „du, darf ich mit dir gehn, ich muß heut noch weit". So wandern sie zusammen. Da kommen zwei abgerissene Handwerksburschen, die sehen den kleinen Kerl schmausen und bitten „habt ihr nicht noch was, gebt es uns ab". Hans sagt schnell „ich habe nichts", da gibt Christkindchen ihnen die halbe Semmel, die noch übrig ist und sagt tapfer „ich hab auch gar keinen Hunger mehr". Die Burschen lächeln, aber dann seufzen sie — es ist für sie beide doch nur sehr wenig. Die Kinder gehen weiter, Christkind mit kleinen Schritten, nur langsam, aber fröhlich und singt; Hans zerstreut mit starrem Blick und heißen Wangen. Immer wieder fühlt er nach seiner Rocktasche, da drückt ihn etwas, so schwer, er kann's nicht ertragen. Und endlich stammelt er „du Kleiner, ich hab was verloren, mein — mein Taschentuch. Setz dich nur hierher und warte, ich find es wohl gleich". Und läuft mit eiligen Sätzen zurück, den beiden Handwerkern nach. Die drehen sich um, wie sie die Schritte hören: „na, du, hast du was verloren?" „Nein", sagt er, „aber ihr

habt Hunger, hier ist noch etwas" und gibt ihnen sein Paket, wartet auch nicht, damit sie nicht sehen, wie er glühend rot ist, macht Kehrt und kommt tief atmend zum Christkind zurück. Das hat auf einmal so große, strahlend helle Augen, als ob ein heimliches Glück drinnen säße und singt ein feines, feines Liedchen.

Oder endlich: Fritz ist schon ein großer Junge — die Mutter schickt ihn in den Krautgarten, Kartoffeln zu setzen. Fritz geht auch, zieht aber vor, auszuprobieren, ob er einen Stein über die ganze Länge des Gartens schleudern kann. Es geht. Aber auf einmal tritt vom Nachbargarten ein Bübchen, Christkind, an den Zaun, das hält in der Hand einen schweren Spaten. Und bittet, doch nicht immer mit Steinen zu werfen, die flögen alle auf sein frisch aufgegrabenes Kartoffelland und könnten doch auch ihn selbst leicht treffen. Dann geht das Kerlchen mit einem großen Spaten wieder an die Arbeit und ist glührot vor Anstrengung. Der große Junge siehts, läßt erst den Stein fallen, den er in der Hand hält, seufzt tief auf, greift endlich beschämt zu seinem Spaten und arbeitet, bis am Mittag die Mutter ihn holt und seinen Fleiß lobt.

Diese Beispiele ließen sich ja nun ins Unendliche vermehren, doch möchte ich die lesenden Mütter weder damit langweilen, noch auch ihnen meine Gedanken aufdrängen. So völlig aller Phantasie bar werden wenige Frauen sein, daß sie nicht dergleichen einfache Geschichten zu erfinden und ganz schlicht zu erzählen im stande wären.

Es liegt hier auch nahe, einmal zu fragen, ob nicht die vorher erwähnten Kindheitsevangelien uns Legenden bieten, die sich zur Nacherzählung oder doch als Themen und Motive für das schlichte Gestalten der Mutter eignen. Vielleicht wäre es sogar mancher Mutter eine Beruhigung, wenn sie mit ihrem Schaffen unmittelbar an altheilige Traditionen anknüpfen könnte. Aber wir müssen leider sagen, daß diese Fundgrube, die für die gelehrte Forschung von nicht geringer Bedeutung ist, sich der suchenden Hand der Mutter als wenig ergiebig

erweist. Nacherzählen läßt sich da überhaupt nichts, ein paar Legenden aus dem Kindheitsevangelium des Thomas sind allenfalls als Motive verwertbar. Denn das Interesse jener Geschichten ist ganz anders gerichtet als das unsre; wenn der Laie glaubt, auch der jungen Christenheit müsse es doch in allererster Linie darauf angekommen sein, die sittliche Höhe und Reinheit, die Güte und die Gottinnigkeit Jesu zu zeigen, so ist er in einem Irrtum befangen; es kam vielmehr fast ausschließlich darauf an, in grellen Farben die Wundermacht des Gottessohnes zu malen. Dem Sittlichen stehen die Erzähler dabei gleichgültig gegenüber, so gleichgültig, daß sie ganz unbedenklich Jesus hier und da eine recht anfechtbare Rolle spielen lassen. Wenn das Jesuskind die Spielkameraden, die ihm absichtlich oder aus Versehen etwas zu leide getan haben, kurzerhand tötet, die Eltern, die sich darüber beklagen, blendet, seine Lehrer, wenn sie unzufrieden mit ihm sind, zu Krüppeln macht, so ist es gewiß nicht im stande, unsre und gar unsrer Kinder Sympathie zu gewinnen, geschweige denn als ein leuchtendes Vorbild verehrt zu werden. Und doch hat die dichtende Gemeinde damit nichts Böses zu tun gemeint, vielmehr glaubte sie Kronen zu schmieden zum Schmuck für ihren König. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß Jesus den Durchschnitt der Menschen vor ihm und nach ihm und seiner Zeitgenossen so hoch überragte, daß ihre ausschweifende Phantasie ihm nur Flitterkronen schaffen konnte, die seiner nicht würdig waren. So dürfen wir urteilen, denn wir kennen sein wirkliches Bild aus den Evangelien unsres neuen Testaments, die zum Glück nicht auf Schöpfungen der Phantasie beruhen, sondern auf ziemlich getreuer Kunde, die von Mund zu Mund, von Papier zu Papier weiter gegeben wurde.

Als Themen oder Motive zu verwerten sind vor allem drei Legenden aus dem Kindheitsevangelium des Thomas [1]),

[1]) Deutscher Text in „Neutestamentliche Apokryphen", herausgegeben von Hennecke, Mohr, Tübingen.

und für die Art ihrer Verwertung haben wir in der uns Deutschen zugänglichen Literatur ein überzeugendes und feines Beispiel. Selma Lagerlöf hat in ihren „Christuslegenden“ [1]) eine dieser Geschichten so ausgesponnen, wie jede Mutter sie herzlich gern in der Kinderstube nacherzählen wird. Das schlichte Motiv ist: Jesus macht kleine Vögelchen, die er aus Tonerde geformt hat, durch seinen Willen lebendig. Aber nun vergleiche man einmal das Thomasevangelium und Selma Lagerlöf. Dort wird Jesus von den Nachbarn und dann auch von seinem Vater gescholten, weil er die Vögel am Sabbat modelliert hat. Da klatscht er in die Hände und — brr — fliegen seine kleinen Geschöpfe davon. Die Stimmung ist: „Sehr ihr wohl, ihr habt mich nicht wegen Sabbatverletzung zu schelten, ich darf mir das leisten“. Bei Selma Lagerlöf macht Jesus die Vögel lebendig, um sie vor der Zerstörungswut eines neidischen großen Spielkameraden zu schützen, und erst, nachdem er sich vergeblich nach Menschenhilfe umgesehen hat. Die Not drängt ihn zu dem Wunder. Andre gute und feinsinnige Züge, die die Dichterin eingewebt hat, helfen noch mit, die Erzählung überaus anziehend und die Gestalt des Jesuskindes liebenswert zu machen. Wer sich von S. Lagerlöf im Erzählen unterrichten läßt, wird vielleicht auch aus den beiden oder allenfalls drei andern Legenden etwas machen können, es sind freundliche Bilder und in zweien von ihnen ist die Handlung sogar ganz leicht sittlich motiviert. Jesus hat einen Krug zerbrochen und bringt seiner Mutter das Wasser in seinem zusammengeknüpften Oberkleid. Jesus läuft bei der Aussaat neben seinem säenden Vater her und wirft auch ein Weizenkorn in die Furche; nachher erntet er soviel, daß er alle Armen des Dorfes reich mit Korn beschenken kann. Josef hat für eine bestellte Bettlade das eine Seitenbrett zu kurz gemacht, so daß nun alles schief wird; Jesus zieht das Brett bis zur erforderlichen Länge auseinander, und des Vaters Ar-

[1]) Deutsch von Francis Maro, A. Langen, München.

beit und Aufwand für die Bettlade ist nun doch nicht vergeblich gewesen. Das zweite und dritte Motiv sind ja nicht schwer zu verwenden, das erste müßte doch erst stark verändert werden, um überhaupt ein Interesse zu bekommen. Doch ließe sich die Geschichte vielleicht so einrichten, daß ein Mann, der für seine fiebernde Frau frisches Quellwasser in dem Kruge geschöpft hat, sein Gefäß zerbricht, und das Jesuskind ihm aus der Not hilft, indem es der Dürstenden das Wasser in seinem Kleide bringt.

Weitere brauchbare Stoffe bieten die Kindheitsevangelien m. E. nicht, wohl aber ist in Selma Lagerlöfs schönem Buch für die geschichtenerzählende Mutter noch mancherlei Wertvolles zu finden, und ich möchte daher hier noch einmal recht energisch auf diese feinen und tiefen Dichtungen hinweisen.

Pädagogische Resultate.

Wir kommen nun zu der Frage nach dem religiös-pädagogischen Wert all dieser Erzählungen, die ja nicht der Unterhaltung, sondern in einer der kindlichen Fassungskraft angemessenen Form der religiösen Erziehung dienen sollen. Erziehung will vorbereiten auf die freie Betätigung der innewohnenden Kräfte, indem sie 1. diese Kräfte selbst durch aufgelegte Betätigung zur Entfaltung bringt, 2. den Willen zu Ausdauer und Richtungssicherheit gewöhnt, 3. dem Willen und der Kraft Möglichkeiten des Handelns aufweist. In diesem Sinne kann man recht gut von religiöser Erziehung sprechen, Voraussetzung einer solchen ist nur, daß irgend welche religiöse Veranlagung in dem Erziehungsobjekt gegeben sei. Wir wollen bei den ganz Kleinen diese drei Zweige der Erziehung aus einer Kasse bestreiten: durch Geschichtenerzählen; so müssen wir uns darüber klar werden, ob wir mit diesem Geschichtenerzählen genug, und *was* wir damit leisten.

Ist es nicht vielleicht überhaupt ein unberechtigtes Wagnis, die Gedanken des Kindes, das noch so viel in dieser sichtbaren

Welt zu entdecken und zu fragen hat, schon hinüberzulenken in eine übersinnliche Welt? Doch das Kind vermag zwischen sinnlich und übersinnlich, sichtbar und unsichtbar überhaupt noch keine Grenzlinie zu ziehen; wie die Völker in ihrer Kindheit verwebt es diese Welt in allen ihren Teilen mit einer geistigen, mächtigeren, aber darum nicht unkörperlichen. Von der Gesetzmäßigkeit der Natur weiß es noch nichts, es ist ihm durchaus wahrscheinlich, daß die Märchengestalten, die es kennt, auftauchen und wieder verschwinden, nur von wenigen gesehen werden und doch immer da sind; dazu gehört nur ein wenig mehr Macht, als gewöhnliche Menschen besitzen. Demnach wäre es ein vergebliches Bemühen, das kleine Kind in eine Sphäre des Rein-Geistigen einzuführen, es würde entweder ohne einen Funken von Verständnis bleiben, oder, wo es etwas von diesem Geistigen erkennt, es schnell mit seinen kleinen Händen recht massiv gestalten und es dann als ein Sinnliches vertraulich betrachten. Es gibt etwas Geistiges, das dem Kinde in sichtbarer Gestalt bekannt, und darum auch faßbar ist: das Sittliche. Schon frühe regt sich, wenn auch noch unsicher genug, das Gewissen, sittliche Empfindungen bewegen die kindliche Seele: Freude an der guten Tat, an der Betätigung der Kraft, Mitleid, Liebe, Dankbarkeit und noch manche Schattierungen des Altruismus. Aber es hätte gar keinen Zweck, mit einem kleinen Kinde in irgend einer Form abstrakt über diese Dinge zu reden, das bliebe ihm leerer Schall; nur in die Grenzen einer ihm faßbaren Persönlichkeit beschlossen, ist das kindliche Sittliche fähig, der Seele des Kindes Eindruck zu machen. „Du mußt der Tante dankbar sein für die schöne Puppe" — was ist das? Entweder das Kind ist dankbar, oder — was wahrscheinlicher ist — es ist nicht dankbar, eine solche Ermahnung läßt es jedenfalls völlig gleichgültig. Aber wenn es uns gelingt, ihm kindliche Dankbarkeit so vor die Augen zu malen — und wie anders als in dem Bilde eines Kindes? —, daß es davon ästhetisch bezwungen wird, dann kommt es zu dem

Wunsch „so möchte ich auch sein". Und dieser Wunsch, so wenig er Tat ist, bedeutet doch einen unumgänglich notwendigen Anfang; dem sittlichen Wollen muß die Erkenntnis des Ideals vorausgehn.

Das Sittliche ist nicht das Religiöse, aber weil Freude am Sittlichen als einziges über die Grenzen des Sichtbaren hinausgreifendes Gefühl, beim Kinde ohne Zweifel in keimhaften Anfängen vorausgesetzt werden kann, haben wir von diesem auszugehen. Und noch aus einem andern Grunde. Wenn man — wie wir gern tun — zwischen der Entwicklung des Kindes nnd der der Menschheit Parallelen zieht, kann man leicht dazu kommen, Erfahrungen der Geschichte in der Pädagogik geltend zu machen. Von diesem Standpunkt aus könnte gegen uns eingewendet werden, daß die Verquickung des Sittlichen mit dem Religiösen eine ziemlich späte Errungenschaft ist, und die Forderung des reinen Einklangs höchster Religion mit höchster Sittlichkeit erst von reifen Geschlechtern erreicht wird. Daraus kann dann gefolgert werden, daß auch in der Erziehung der Weg vom Religiösen zum Sittlichen und nicht umgekehrt zu führen hat. Das wäre das Naturhaftere und also vielleicht auch das Natürlichere. Aber der Gedanke läßt sich leichter aussprechen als verwirklichen, weil sich sehr schnell zeigt, daß die Parallele zwischen Menschenentwicklung und Menschheitsentwicklung hier nicht zugkräftig ist. Wenn wir wirklich das Kind erst in einen sittlich indifferenten Geisterglauben hineinführten, so trügen wir nur Angst und Verwirrung in sein Leben hinein und würden ihm den Weg zu einer höheren Religion willkürlich verbauen. Eine andre Art nicht sittlich ausgeprägter Religion, irgend eine Form von Mystizismus kann aber selbstverständlich erst recht nicht für Kindererziehung in Betracht kommen. Ist demnach das Ausgehn vom Sittlichen der einzig mögliche Weg, so ist es doch auch der einzig richtige. Wo lebendige Religion geweckt werden soll, kann nie zu früh der sittliche Charakter des Religiösen

energisch festgestellt werden. Wenn dem Kind als Ursache des Blitzes und Donners Gott genannt wird, was ist ihm da Gott? Ein mächtiges, schreckliches Wesen, ein Gegenstand der Angst, ja des Grauens, und es gehören viele versöhnende Geschichten dazu, diesen Eindruck zu verwischen. Und hat das Kind nicht recht? Warum ist uns denn das Göttliche göttlich, liebenswertes, verpflichtendes Ideal, als darum, weil wir glauben, daß es sittlich sei? Erst durch diese Ueberzeugung setzen wir überhaupt eine innere Beziehung zwischen Gott und uns. Nun ist es aber nicht leicht, ja fast unmöglich, Gott als den Träger und den Hort des Sittlichen dem Kinde nahe zu bringen. Das Kind will mit seinen Augen sehen und mit seinen Händen greifen können, um zu verstehen, und wir können Gott nicht in dieser Weise „anschaulich" in das Getriebe der Menschen hineinziehn. Es ist künstlerisch sehr schwierig, und es sträubt sich dagegen ein Gefühl scheuer Pietät in uns. So haben wir gewagt, dem großen Gott den kleinen, Christkindchen, zu substituieren und einige Strahlen des göttlichen Wesens in diesem kleinen Spiegel aufzufangen. Vor allem: Christkind ist *gut* und über alles Gesetzliche und Statutarische hinaus gut. Das gibt seinem Bilde die bezwingende Kraft. Dazu ist es gütig, ernst, streng oder lieber über Unrecht tief betrübt, dann wieder fröhlich und froh machend, nie müde zu handeln, und mächtiger als Menschen sind. Nur *mächtiger*, den Begriff der Allmacht müssen kleine Kinder noch nicht kennen lernen. Es zeigt sich fast immer, daß er ihnen ganz dunkel bleibt, aber dabei zum Gegenstand geschwätziger, müßiger Spekulationen wird. Ich habe als Kind geglaubt, Gottes Allmacht vollende sich in der Fähigkeit, zu machen, daß das, was ist, nicht ist. Dieser Gedanke war mir wochenlang dauernd gegenwärtig und hat eine grenzenlose Verwirrung, Unsicherheit und Zerstreuung hervorgerufen. Aber wie das „allmächtig" nicht heilsam ist, so ist es auch gar nicht nötig; mächtiger als Vater und Mutter, ist dem engbegrenzten Bewußtsein des Kindes schon reichlich genug.

Durch die Erzählungen der Mutter soll nun die Christkindgestalt vor dem inneren Auge des Kindes fest umrissen werden und seinem Herzen lieb und vertraut. Dann erst bildet sich heraus, was tatsächlich als ein Anfang von Religion betrachtet werden kann, ja worin schon manche Keime der Religion zu erster zarter Blüte kommen können: ein inneres Verhältnis zwischen dem Gott in Kindergestalt und dem irdischen Kinde. Uns Erwachsenen ist gesagt „ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", aber jedesmal, wenn wir dies Wort hören, fällt uns der grenzenlose Abstand zwischen dem Vater im Himmel und unserem Wollen und Ringen hart auf die Seele. Dem Kinde steht sein Christkind näher, so wird es ihm schnell zum sittlichen Ideal. Für die sittliche Vorbildlichkeit gleichaltriger Musterkinder sind Kinder wenig empfänglich, aber mit Bewunderung und zärtlicher Liebe hängen sie am Christkind, das nie Spielverderber ist, noch gar durch Streberei andere verdunkelt. Wie stark die Sympathie des Kindes für Christkind wird, das ist zum großen Teil dem zarten Takt, dem lebendigen Verständnis, der darstellenden Kraft des Erzählers anheim gegeben. Besonders dem lebendigen Verständnis; eine Mutter muß eine stille Seele haben, damit sie ihrem Kinde lauschen kann und nicht in sein fröhliches Blühen ihre reifen Früchte prasseln läßt, die die Blüten knicken. Aus Kinderart muß das Christkindchen, das sie ihren Kleinen zeichnet, geboren sein, nicht wohlerzogen und aufgeputzt, sondern leichtfüßig, schlicht und von innen heraus rein und gut. Nur dann möchten unsre kleinen Menschenkinder ihm gleich sein. Dann aber hat Christkind auch gleich die ganze zwingende und richtende Macht eines lebendigen sittlichen Ideals. Das ist anders als irgend so ein Held aus grauer Vorzeit, den sich kleine Burschen — und Mädchen — zum Ideal erwählen, dem man nacheifert gelegentlich in hochgemuten Stunden, der aber nichts dagegen machen kann, wenn man ihn für gewöhnlich ver-

leugnet. Christkindchen ist anders, es ist ja nicht tot und steht nun nur noch in Büchern, es ist uns nahe, oft ohne daß wir's wissen, es weiß um unser Tun und sieht uns zu mit Freude oder Leid. Aber es ist auch anders als die Eltern, die ja auch das meiste wissen, kontrollieren und froh oder traurig drüber sind, denn — obgleich es immer da ist, ist es auch wieder n i c h t da. Man kann nicht mit ihm verhandeln, gegen den ersten Willen von ihm eine Erlaubnis erbetteln, von einem Gebot etwas abmarkten oder durch Schmeicheln seinen Zorn besänftigen. Das alles geht nicht, denn es ist unsern Händen, unsern Augen, unsern Ohren unerreichbar. Und darum wird alles, was es von uns will, zu einer unverrückbaren, unverkürzbaren Forderung — am Christkindchen geht dem Kinde die Ahnung von der Absolutheit der sittlichen Forderung auf. An ihm entwickelt und schärft sich darum auch das Gewissen. Die Zustimmung zum Guten, die das Bild der reinen Güte erzwingt, gibt ganz leise und allmählich dem innerlichsten Wollen des Kindes eine bestimmtere Richtung. Eltern und Lehrer geben sich in dieser Beziehung so oft großen Täuschungen hin, sie glauben durch Gebote und Verbote, durch strengen Tadel und freundliches Lob alles Nötige zu erreichen. Gewiß, sie erreichen etwas überaus Wichtiges: gute Gewöhnung. Gute Gewöhnung ist vor allem ein unvergleichlicher Schutz vor mancherlei Versuchungen und Gefahren, aber sie ist doch wahrlich an sich noch nichts Sittliches. Wie sie von außen übergezogen ist, kann sie auch von außen wieder abgerissen werden, wenn nicht die ganz eigne, freie Zustimmung zum Guten sie mit dem innersten Wesen o r g a n i s c h verbindet. Das Sittliche ist unbedingt, und die Gebote der erwachsenen Menschen, so sehr diese sich auch auf göttliche Autorität berufen mögen, sind doch immer recht bedingt — das sehen auch Kinderaugen. Sie sehen wenigstens, daß der Vater zuweilen etwas andres befiehlt, als der Lehrer, und die Mutter etwas andres, als das Kindermädchen, und dieses etwas andres,

als die ältere Schweſter. So unterwirft ſich das Kind demjenigen, unter deſſen Macht es gerade ſteht. Und ſelbſt wenn Einſtimmigkeit der Erziehungsfaktoren erzielt werden könnte, würde nicht ihre motivierende Kraft dadurch gewaltig abgeſchwächt werden, daß das Kind, wenn auch nur ganz innerlich, Einwände dagegen macht, die ihm ſelbſt berechtigt erſcheinen? Iſt aber einmal eine freiwillige innerliche Zuſtimmung zum Guten gewonnen, ſo läßt ſich mit allem Eigenſinn und ſogar mit Sophiſterei an der ſittlichen Forderung nicht vorbeikommen und von ihrer Unbedingtheit nichts abhandeln. Nicht daß nun etwa auch das Gute ſchon *geſchehen* müßte, aber wenn es mit Abſicht unterbleibt, ſo wird das Gewiſſen wach, wehrt ſich und quält und ſchafft im inneren Organismus eine empfindliche Stelle. Und darauf kommt es doch an: nicht daß das Kind ſchon möglichſt gut handelt, ſondern daß es ein waches Gewiſſen, eine für Recht und Unrecht fein empfindliche Seele bekommt. Solche freie Zuſtimmung zum Guten, durch die das möglich wird, kann aber nur erreicht werden, wenn das Gute dem Kinde in einer liebenswerten, faßlichen Perſönlichkeit vor die Augen tritt. Eine ſolche Perſönlichkeit können ältere Spielgefährten und Geſchwiſter, können Vater und Mutter ſein, aber ſeine unzerreißbare ruhige Verankerung findet der ſittliche Wille doch erſt, wenn er ſich anknüpft an das auch noch ſo kindlich verſtandene Göttliche. So bildet ſich hier ſchon in ganz zarter Knoſpe die höchſte Gewißheit des religiöſen Lebens: ich muß gut ſein, und ich kann und darf es ſein, denn Gott iſt gut, der mich und alle trägt und hält.

Mehr kann Erziehung nicht leiſten, als daß ſie das Gewiſſen erzieht und das Ideal dem Herzen lieb macht. Damit zeigt ſie das Ziel auf der Höhe und haut die Stufen in den harten Stein.

Beim Aufwärtsſtreben kommt das Gehemmtwerden, Straucheln und Fallen; ſobald ein nach Richtlinien entſcheidender

Wille da ist und nicht nur ein Triebleben, kommt die Sünde. Gebote von Eltern und Lehrern sind in den meisten Fällen nicht Richtlinien für den Willen, sie rufen nur eine Reaktion des Trieblebens hervor: auf Ungehorsam steht Strafe, das ist peinlich, und darum wird der Gehorsam gewählt. Achtung und Liebe vor Eltern und Lehrern dagegen wirken auf den Willen bestimmend ein, an dem Wunsche den Eltern Freude zu machen kann sich der Wille bei den verschiedenartigsten Gelegenheiten zum Handeln orientieren. Aber auch bei einem derart bestimmten Willen wird eine Entgleisung noch in den seltensten Fällen als Sünde erlebt. Sie bereitet Schmerz, aber mehr Schmerz darüber, daß die Eltern nur Leid anstatt Freude haben, als Schmerz über die eigene Tat, über die Verletzung des eignen Gewissens. Es ist leicht einzusehen, daß diese Betrübnis über das andern bereitete Leid noch nicht an sich sittliche Motivationskraft hat, läßt es doch den doppelten Schluß zu: ich muß das nächste Mal besser handeln — und — ich muß das nächste Mal vorsichtiger handeln, daß die Eltern nichts merken. Alle diese mehr von außen hereingetragenen Surrogate des Schuldgefühls verfangen aber dem Christkind gegenüber nicht: es merkt alles, verstecken kann man sich nirgend vor ihm, seine Betrübnis zeigt es nicht und weckt daher auch nicht das Mitleid des Schuldigen, seine Strafe ist wenigstens nicht für den Augenblick zu fürchten — und über den Augenblick hinaus reicht ein intensives Empfinden des Kindes nicht. So wird das Schuldgefühl unter Christkinds Augen ein wesentlich anderes als das unter Menschenaugen. Es faßt sich zusammen in dem Gefühl „nun hab ich doch sein wollen, wie du bist, und bin doch nicht so gewesen". Ein wenig Demut, ein wenig Beschämung, ein wenig Zorn gegen sich selbst, ein wenig Kleinwerden unter Christkinds reinen Augen — das Schuldgefühl des kleinen Sünders, der sich vor den Eltern verkriecht, mag viel kräftiger sein — hier ist alles noch ganz schwach, aber nicht dort, sondern hier liegt der An-

fang des rechten sittlichen und treibenden Sündenschmerzes. Der Anfang jener großen, heißen Scham, jener leidenschaftlichen Selbstverurteilung, jener tiefgebeugten Demut, die nicht fragt nach Menschen, sondern sich richten läßt vom eigenen Gewissen unter Gottes Augen.

Aber wie gesagt, das alles ist beim Kinde noch sehr schwach, fast nur angedeutet, und zu der bitteren Unseligkeit des Sünders, zum Gefühl der Gottesferne, zur großen Sehnsucht nach Vergebung und Wiederangenommenwerden kommt es noch kaum. Oder wenn, dann in bezug auf die Eltern, nicht auf das Christkind, und auch aus andersartigen Gründen. Ein Kind vermag im allgemeinen noch nicht sich selbst so hart zu verurteilen, daß es die Nähe der Eltern nicht aus Furcht, sondern im Gefühl seiner Unwürdigkeit flieht, während es sie doch ersehnt und herzlich Vernichtung seiner Schuld verlangt. Wenn ein Kind sich im Schuldgefühl von den Eltern fern hält, so geschieht das entweder aus Furcht, oder weil die Eltern es dazu als zu einer Strafe verurteilt haben. Dann kommt es wohl oft, daß der Wunsch nach Verzeihung übergroß wird, weil das Kind den Zorn der Eltern nicht mehr zu tragen vermag. Dies ist etwas dem religiösen Schuldgefühl nahe Verwandtes, stimmt sogar in manchen Linien ganz damit überein, aber dasselbe ist es nicht, auch noch kein eigentlicher Anfang davon. Denn das Kind nimmt seine Verurteilung und Verbannung von der Autorität der Eltern hin, sich selbst so streng zu verurteilen ist es noch nicht imstande, dazu bejaht es noch zu kräftig sein eignes Wesen; und dem entsprechend sehnt es sich auch nicht so sehr danach, frei zu werden von Schuld als vielmehr danach, wieder gütigen Worten und Blicken zu begegnen. Diese Unterschiede mögen sehr fein sein, sie sind aber vorhanden und sind von prinzipieller Bedeutung. Das Kind kann die Strenge der sittlichen Forderung kräftig empfinden, es kann Unrecht tun und Verzeihung erleben, aber ein bis in die Tiefen erschütterndes Schuldgefühl und das Erlebnis

der Erlösung sind ihm noch verschlossen. Das sollte auch der Religionsunterricht der Schule nicht immer noch verkennen.

Und doch wollen wir versuchen, schon dem kleinen Kinde durch die Christkindmärchen eine Ahnung von diesem Großen und Schweren zu geben. Es soll merken, daß in Christkinds Nähe das Böse im eigenen Herzen zum Stachel wird, zu einer Qual, die man herausreißen muß, um wieder atmen zu können, und es soll wenigstens einmal sehen, wie so ein von Schuldqual gepeinigtes Herz wieder fröhlich und leicht wird, ja frei von der Schuld, wenn Christkind mit gütigen Händen es auf einen neuen Weg, vor neue Aufgaben stellt und sagt „das alte ist nun vorbei". Das ist doch auch eine andre Verzeihung als die der Eltern, die fast immer Beschämung und ein wenig Vereinsamung und Mattigkeit zurückläßt. Christkinds Güte kann das Vergangene wirklich ganz auslöschen und macht darum wieder ganz froh, so bleibt von der alten Schuld nichts weiter übrig als eine neue Kraft zum Guten.

Sittliche Not ist für Kinder nicht die größte und nur selten; allerlei sog. „kleine Nöte", die ihnen in Wirklichkeit sehr groß sind, drücken die kleinen Menschen oft lange und sehr schwer aufs Herz. Kinder sind so leicht bange, und ob sie auch bei einem fröhlichen Wagnis alle Gefahr vergessen können, so träumen sie dafür abends vor dem Einschlafen von vielen dunklen Schreckнissen. Wer bringt Hilfe? Wer hilft, wenn das Kind sich von einem kläffenden Hund bedroht sieht, wenn es beim Schlittenfahren die Steuerung verloren hat, wenn es in eine fremde Straße geraten ist und den Heimweg nicht weiß. Die Mutter ist eben nicht immer da und sich an fremde Menschen wenden ist eine zweifelhafte Sache — sie sind manchmal nicht gut — da schließen sich eben die kleinen Hände zusammen: lieber Gott, hilf mir! So lautet wohl meist das Gebet, aber die Meinung und die Empfindung ist, daß Christkindchen kommen und helfen soll, das kleine, helle, gütige, von seinem mächtigen Vater gesandt. Es half ja schon so

vielen — alle Geschichten der Mutter schwirren einen Augenblick als ein bunter Tanz von Bildern durch den Kopf — es half so vielen, es kann auch mir helfen. Und wenn es kann, so ist kein Zweifel daran, daß es auch will, es ist ja lieb und hat uns lieb und will nur Freundliches mit uns. So kann sich das Menschenkind mit großem anschmiegendem Vertrauen an das göttliche Kind wenden und wird sich nicht scheuen mit all seinen Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen vor dieses zu kommen. Was ist die köstlichste Frucht eines innigen Betens für den Beter selbst? Daß er die Hand Gottes in seinem Leben fühlt und sieht, daß er aufmerksame Augen bekommt auf Gott zu achten. Und ein naives Kindergemüt, dem nicht der Gedanke an Naturgesetze, Zufälle, geschlossene Kausalität das stille Staunen zerstört, wird intensiver als irgend ein Erwachsener die göttliche Hilfe als *solche* empfinden können. Dazu bedarf es durchaus keiner Wunder im metaphysischen Sinne und darum auch keines Wunderglaubens. Denn so gern das Kind alle Märchen und Wundergeschichten glaubt, es erwartet doch nicht, wenn es sich verirrt hat, daß ein Engel es wieder in die richtige Straße an das richtige Haus bringt. Aber es vermag ganz gut im gewöhnlichen Ablauf der Dinge das Ungewöhnliche, das Hinarbeiten auf einen gütigen Zweck zu erkennen — und wenn es das nicht erkennen könnte, so würde das Kind es in den Lauf des Geschehens hineinerfinden. Von allem, was ein Kind von Gott oder vom Christkind hört, von allen Motiven der Christkindgeschichten wirkt keines stärker als das der mächtigen helfenden Güte. Dieses grenzenlose, alles erwartende Vertrauen, das ist der eigentliche Kinderglaube. Und man schätze das nicht gering, vielmehr suche man es im Kinde dadurch, daß man ihm die Güte des Christkinds vor die Augen malt, noch so sehr als möglich zu stärken. Es ist nicht etwas, was der reifgewordene Mensch ablegen, mit den Kinderschuhen ausziehen müßte, es ändert sich in der Form, es ändert sich sehr in der Ausdrucksweise, aber

wohl dem Menschen, bei dem es sich nicht ändert in der Kraft, der imstande ist, mitten in seinem Leben in jeder Not nach Gottes Hand zu greifen in dem sicheren Vertrauen, daß Gott helfen kann und will, und den die Güte Gottes aus seiner täglichen Arbeit, aus seinem Heim, aus den Augen der Seinen anschaut.

Es kommt aber noch eins hinzu: das Kind empfindet die Hilfe des Christkinds nicht nur als eine Hilfe von außen her, sondern es bekommt auch selbst neue Kraft, neuen Mut, wenn es das Christkind an seiner Seite weiß. Beim Erwachsenen kommt es vor, daß das sichere Vertrauen auf die nahe Gotteshilfe als Quietiv wirkt, dazu ist das Kind noch viel zu lebendig und zu selbstsicher, bei ihm wirkt dies Vertrauen als Motiv, als Sporn sich anzustrengen: Christkind hilft mir, so will ichs noch einmal probieren, und noch einmal. Und doch wird die Selbstsicherheit durch die Christkindgeschichten auch ein wenig niedergezwungen zur Demut, soweit das bei Kindern möglich ist; ein wenig kommen sie sich doch klein und geringwertig vor neben der gütigen, reinen, feinen Seele des Christuskinds.

Wir haben den Kreis der Wirkungen, die vom Christkindmärchen ausgehen können, nun durchlaufen, es zeigt sich, daß hier wirklich schon religiöses Leben geweckt und genährt werden kann. Es gibt tatsächlich Religion in der Kinderstube, die mehr ist als ein bunter Weihnachtstraum. Daß es schon eine kristallhelle, monotheistische Religion, daß es Christentum aus dem hohen freien Geiste Jesu sei, ist nicht zu verlangen — jeder Kinderreligion ist einiges Heidentum beigemischt — aber es genügt ja, daß in zarter Knospe schon all die Formen vorgebildet sind, in denen einst die Religion des Erwachsenen lebenschaffend sich entfalten soll.

„Behandlung" der Erzählungen.

Zum Schluß möchte ich nur noch einige Worte über die „Behandlung" der Christkindmärchen in der Kinderstube hin-

zufügen. Aus dem Gesagten geht wohl schon deutlich hervor, daß ich an irgend eine Art schulmäßiger Behandlung nicht denke – ja ich würde eine solche für lediglich störend und zerstörend halten. Zur üblichen schulmäßigen Behandlung gehört das Nacherzählen des Vorgetragenen, das Zerfetzen der Geschichte durch katechetische Behandlung, das Einteilen des organischen Ganzen durch eine herausgefundene oder hineingedachte Gliederung, die Auffindung der leitenden Gedanken, die Beurteilung der Charaktere und Handlungen, die klare Herausstellung der in der Geschichte enthaltenen – oder nicht enthaltenen – Lehre und daraus folgend die Beziehung auf analoge Fälle in dem den Kindern bekannten Leben. Wie weit diese „Behandlung" in der Schule berechtigt und wünschenswert ist, ist eine spätere Frage, aus der Kinderstube ist sie aber jedenfalls ganz und gar zu verbannen. Mütter, die nie im Schulamt gestanden haben, würden ja auf die meisten Linien dieses Verfahrens von selbst überhaupt nie kommen, aber auf manche doch wohl, verleitet vor allem durch die Lektüre moralischer Kindergeschichten. Diese legen ja durch ihre doktrinäre Art die Beurteilung der Handlungen und Charaktere, das „Herausziehen" einer guten Lehre und deren theoretische Anwendung auf allerlei mögliche Fälle sehr nahe. Die Mutter lasse sich doch aber ja nicht durch solche Vorbilder verführen, sie tötet sonst sofort wieder das Leben, das ihr eben leise erwachend entgegensah. Es kommt hier ja alles an auf die persönliche Beziehung des Kindes zur Persönlichkeit des Christkinds, die lebendig angeschaute Gestalt des Christkinds muß die Liebe des Kindes erzwingen und alles andre daraus folgen. Kritische Reflexion aber würde nur alles zerstören, denn sie zerstört die Anschauung und ist doch beim kleinen Kinde noch kein Eingangsweg für zwingende Wahrheiten.

Wenn wir eine schulmäßige Behandlung der Kinderstubenerzählungen abweisen, so bleibt noch die Frage, ob nicht viel-

leicht eine kinderstubenmäßige möglich und wünschenswert sei. Ich muß aber gestehen, daß ich mir unter einer solchen nichts Deutliches vorstellen kann außer diesem ganz einfachen: die Kinder stellen allerlei Fragen, die man wohl in bestimmte Gruppen ordnen kann. Der Erzähler soll wissen, ob und wie weit und in welcher Art er auf solche Fragen eingehen muß. Da sind es vor allem die ausmalenden Fragen, auf die die Mutter doch recht achten soll, denn sie kann für ihr eignes Erzählen sehr viel aus ihnen lernen. Das Kind fragt so lange nach dem Aussehen der Personen, ihren Kleidern, nach begleitenden Worten und Empfindungen, bis es vor den Augen ein ganz deutliches Bild hat. Sehr anschauungskräftige Kinder fragen, so viel ich beobachtet habe, weniger als andere, sie machen sich schon selbst ihre bunten Bilder zurecht. Sehr vielfach sind die ausmalenden Fragen auf das Psychische gerichtet, es genügt dem Kinde durchaus nicht, zu wissen, was einer tat und sagte, es will auch hineinsehen können in die anstoßgebenden und die resultierenden Empfindungen des Handelnden und ebenso in die der Zuschauer oder der von seinem Handeln Betroffenen. Es handelt sich nicht darum, langatmige psychologische Analysen zu geben, sondern nur eben ein Guckfensterchen aufzuziehen und das Kind einen Blick in die Herzen hinein tun zu lassen.

Sehr nah verwandt mit diesen ausmalenden Fragen sind die fortsetzenden. Es ist eine allgemeine Erfahrung bei allen, die mit Kindern verkehren, daß diese durchaus nicht das sichere Empfinden für den Schluß einer Geschichte haben, das ihnen Theoretiker zuweilen andichten. Ihnen sind solche Erzählungen eben nicht Kunstwerke, die sich in der Behandlung eines Themas erschöpfen, sondern es sind ihnen scharf herausgeschnittene Stücke aus dem ganz lebendigen Leben, das immer vorher schon war und nachher noch weiter geht. Darum will das Kind wenigstens die in einer Geschichte aufgenommenen Fäden so lange verfolgen, als sie irgend erkennbar sind, und die

kleine abgerundete Erzählung tut ihm fast nie genug. Was ist da für den Erzähler zu machen? Wenn man diesem Wissensdrang einfach Schweigen gebietet, so nimmt man damit der erzählten Geschichte das Leben und die packende Wirklichkeit, denn wenn sie an einer Stelle ganz einfach aus ist, so kann sie nicht aus dem ewig fließenden Strom des Lebens genommen sein. Wollte man aber umgekehrt dem Verlangen des Kindes ohne Einschränkung nachgeben, so würde man seine Geschichten um den schlagenden Eindruck bringen, der von einem kleinen Bilde in engem Rahmen ausgehen kann. Es ist hier also irgendwie die „goldene" Mittelstraße zu wählen, in deren Richtung auch das volkstümliche Märchen weist. Das hört nicht genau da auf, wo es zu Ende ist, sondern es öffnet den weiterschauenden Augen noch einen Ausblick in die Zukunft: „seitdem lebten sie glücklich und zufrieden viele Jahre lang und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch". Das ist nur eine kleine Zugabe, aber sie öffnet den Blick in ein langes behagliches Familienleben, in dem nichts Außerordentliches mehr zu fürchten oder zu hoffen ist. Solch ein kleiner beruhigender Ausblick läßt sich leicht an jede Geschichte anhängen, es wird aber vielen Erzählern ästhetisch zuwider sein, und sie werden lieber einen andern Weg wählen. Und es gibt einen andern Weg: man kann die Kinder auf das nächste Mal vertrösten und kann dann den Helden der ersten Geschichte die führenden Rollen auch in der zweiten geben, so daß die zweite zwar nicht als eine Fortsetzung der ersten, aber als eine Fortsetzung eben im Leben dieses Helden erscheint. Ich habe als Kind meinen jüngeren Geschwistern eine lange Reihe von Geschichten als Lebensbild zweier Helden erzählt, indem ich mich von Tag zu Tag durch ihre jedesmaligen Fragen am Schluß weiter treiben ließ, so daß ich schließlich alles, was ich las, lernte oder beobachtete, in dieses Lebensbild hineinpackte. Das war gewiß eine ganz unvorschriftsmäßige und recht anfechtbare Art von Produktion, aber ge-

fesselt hat sie meine kleinen Hörer, und dadurch ist diese Tatsache lehrreich auch noch für den Erwachsenen. Ganz kleine Kinder verlangen ja nach so lang ausgesponnenen Erzählungen nicht, aber wenn es über heute hinaus bis morgen und übermorgen dauert, so wird ihnen doch erst so recht behaglich dabei. Darum möchten wir dem Erzählungszyklus recht dringend das Wort reden, den ja später in der Schule die Gruppen der biblischen Geschichte und zuletzt die lange Reihe der Jesusgeschichten ohne unser Zutun von selbst bieten. Solch ein Erzählungszyklus hat auch noch einen großen dynamischen Vorteil: die Menschenbilder, die wir der Kinderseele einprägen wollen, werden plastischer und dadurch auch eindruckskräftiger, wenn wir sie heute von der und morgen von einer andern Seite aufnehmen. Daß man die Aufnahmen so wählen muß, daß sie zu einander passen, daß überhaupt ein anschaubares, einheitliches Menschenbild herauskommt, darf wohl als selbstverständlich betrachtet werden.

Endlich ist noch die Gruppe der Verständnisfragen zu nennen, von denen man nur nicht glauben soll, daß sie bei gutem Erzählen ganz ausbleiben. Der Erzähler soll sich ja dem Verständnis des Kindes anpassen, aber er soll auch über die jeweilig erreichte Stufe durch das, was er bietet, hinausführen. Da wird es denn doch zuweilen zu Fragen kommen, die aus dem Nicht-verstanden-haben hervorgehen. Man kann dem ja etwas entgegenwirken, indem man die Erklärung des Neuen in die Erzählung mit hinein nimmt, aber dieses Verfahren beschwert auch die Erzählung und sollte darum nicht zu viel angewendet werden. Den Verständnisfragen wird die Mutter möglichst anschaulich, nicht mit Definitionen, sondern mit Beschreibungen, womöglich mit dem Zeichenstift in der Hand Antwort geben, doch muß sie da wieder auf der Hut sein, daß sich das Interesse nicht an eine Einzelfrage verliert, anstatt den Gesamtvorgang der Erzählung zu umspannen.

Vom Christkind zu Gott.

Wir haben uns die Leistungsfähigkeit der Christkindgeschichten klar zu machen versucht, und haben sie gewiß nicht niedrig eingeschätzt; da kann nun wohl die Frage auftauchen: wenn diese Geschichten eine solche Quelle der Kraft und Befruchtung des religiösen Lebens sind, warum sollen sie denn auf die Kinderstube beschränkt bleiben, warum soll ihnen das Gebiet der Schule ganz oder fast verschlossen sein. Der Geschmack an solchen Märchen bleibt dem Kinde ja noch Jahre lang; könnte man also nicht die Form etwas herber, die Handlung etwas gedrungener gestalten und dadurch den doch nur wenig reiferen Anforderungen des Schulkindes genügen? Wir wollen diese Frage gern in Erwägung ziehen für den Unterricht des ersten Schuljahres, aber für die späteren müssen wir sie rundweg verneinen. Zwischen der Christkindreligion der Kinderstube und den religiösen Bedürfnissen des reifenden Menschen klafft eine so tiefe Lücke, daß alle Schuljahre noch kaum genügen, um sie auszufüllen. Die Christkindreligion weist in das spätere religiöse Leben hinüber durch die Empfindungen und Kräfte, die sie auslöst; aber sie bleibt scharf von ihm getrennt durch das Zentrum, um das sie kreist. Christkind mit all seiner lieblichen Kinderherrlichkeit wird — hier schnell und plötzlich, dort leise und langsam — als ein Märchenbild erkannt. Da darf es nun nicht so sein, daß, wenn das Kind mit bangen Zweifeln zur Mutter kommt und sie ihm antworten muß „die Geschichten vom Christkind waren Märchen", daß es dann fassungslos steht, und all sein schönes frisches Leben, das sich ans Christkindchen geklammert hat, haltlos und entkräftet zu Boden sinkt. So nicht. Sondern der Zweifel darf erst kommen, *weil* das religiöse Leben des Kindes einen andern Halt gefunden hat, weil es durch Jesus an Gott gebunden ist. So ist ein frisches edleres Reis in den

Baum okuliert, da strömen nun die Säfte hinein — was schadet es, wenn die alten Zweige absterben, der Baum trägt doch ebenso schöne Blüten und schönere Früchte. Hierdurch ist aber auch ein Termin gegeben: ehe das Kind Christkindchen als Traumbild erkannt hat — „Christkindchen kennt" wie die Leute hier sagen — muß es Gott schon lieb haben. Denn die kindliche Seele ist noch nicht stark genug, um einen Zusammenbruch ihrer Weltanschauung — wenn ich dies unkindliche Wort hier einmal als Terminus gebrauchen darf — zu ertragen. Sie würde dadurch zur Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit und dauernden Zerstreuung verdammt werden. Sie würde sobald nicht und vielleicht nie wieder den Mut gewinnen, ihr inneres Leben an einem Punkte fest zu verankern, so daß sie sich aus allen Abschweifungen zurückfinden müßte, denn sie würde an allem Ankergrund zweifeln. Mit dem Bewußtsein des Besserwissens, mit dem Willen zur geringschätzigen Kritik würde sie den unsichtbaren Gewalten entgegentreten, wo die Führung ihrer Erzieher sie zu solcher Begegnung zwänge. Dieser erste Zusammenbruch könnte einen Bruch der ganzen Individualität und einen brüchigen Charakter zur Folge haben. — Darum ist der harte Bruch unter allen Umständen zu vermeiden: Stetigkeit ist ein Hauptprinzip aller Erziehung, sie ist nirgends wichtiger als bei der Erziehung des kleinen Kindes. Noch während das Kind im Vertrauen zum Christkindchen die Hände faltet, muß ihm der Weg zu Gott gezeigt, der Blick zu Gott hin geöffnet werden. Und das so, daß das Kind ohne weiteres sein Vertrauen, seine Liebe dem Größeren hingibt, daß es sich ihm verantwortlich weiß, von ihm Kraft und Hilfe erwartet. Das Göttliche hat das Kind durchs Christkind zuerst kennen gelernt, nun muß auch das Bild Gottes selbst es nicht mehr erschrecken und verwirren, sondern ihm herzliches Zutrauen abgewinnen.

Wie kann das aber erreicht werden? Der Vatername

tut es gewiß nicht. Ein Vater ist an sich schon ein sehr großer, mächtiger, ein bischen ferner Mensch, vor dem man leicht etwas scheu wird. Ein Vater im Himmel, ein Vater über alle Menschen, auch über Vater und Mutter im Hause, ein allmächtiger Vater, ein Vater, der alles sieht, der ist doch recht beängstigend, dem läuft das Kind nicht entgegen und schmiegt sich an seine Kniee. — Oder soll man es vielleicht so versuchen, daß man von Gott Geschichten erzählt wie vom Christkindchen? Das wurde schon an früherer Stelle verworfen — wir können es ja einfach nicht, es sträubt sich etwas in uns dagegen, von dem Unfaßbaren so laut und vertraulich zu reden. Und ein ästhetisches Moment kommt hinzu: wenn Gott eingreift, dann bleibt ja nichts mehr zu tun und zu geschehen übrig, dann ist die Geschichte im selben Augenblick zu Ende. Man kann sich nicht neben Gott stellen und ihm beschaulich bei seinem Handeln zusehen, man kann kein Bild, geschweige denn ein intimes, ausmalendes Bild von ihm zeichnen, und darum kann das Kind ihn auch nicht durch unmittelbare Berührung kennen lernen. Denn Erlebnisse, durch die das geschehen könnte, pflegt ein Kind noch nicht zu haben.

Wie also nun? Welches ist der Weg, das Kind zu einem Verhältnis des Vertrauens zu Gott zu bringen? Den Weg weist die Geschichte: wie offenbart sich Gott, wie hat er sich zu allen Zeiten am verständlichsten und packendsten den Menschen offenbart? Doch wohl durch Menschen und im Menschenschicksal. Der Gott, den wir in der Natur finden, entzückt, aber er entsetzt auch, in ihm kann man nicht ruhen; den Gott, der das eigne Herz ergreift und mit harten Hammerschlägen gestaltet, den erfährt das Kind noch nicht; der Gott, der sich in andern Menschen uns offenbart, ist menschlich faßbar. So kommt es also darauf an, gotterfüllte Menschen und Gottes Wirken spiegelnde Schicksale dem Kinde vor die Augen zu stellen und immer wieder darauf hinzu-

weisen, woher ihre Kraft, ihre Tiefe und Herrlichkeit stammt. Religiöse Persönlichkeiten bilden von nun an die Brennpunkte des Religionsunterrichts.

In die Aufgabe des Erzählens teilt sich die Mutter schon seit längerer Zeit mit der Schule, und je stärker die Kräfte des Kindes in Anspruch genommen werden, desto mehr muß sie diese Aufgabe ganz der Schule abtreten. Die stillen Plauderstunden werden immer seltener und werden immer mehr durch den Gedankenaustausch über die von der Schule übermittelten Stoffe ausgefüllt. So ist es nun nicht mehr die Mutter, die das Neue selbständig zu bieten hat, die die Seele des Kindes vom Christkind zu Gott führt, sondern sie schmiegt sich in dieser ihrer Arbeit eng an die Tätigkeit der Schule an. Um so mehr wird sie ein Interesse daran haben, was die Schule nun treibt, und mit welchen Mitteln sie diese Erziehung weiterführt, die in der Kinderstube ihren Anfang nahm. Das ist ja wieder so anders als in andern Schulfächern. Wenn die Mutter mit ihrem kleinen Kinde schon Leseübungen anstellt, so tut sie das im Hinblick auf die Schule als bewußte Vorarbeit für diese. Aber ihre Christkindgeschichten hat sie selbständig ohne Anlehnung an irgend eine Autorität erzählt, das war nicht Vorarbeit, das war schon ein wirklicher Anfang, und mit Spannung achtet sie nun darauf, ob die Schule das Begonnene vernachlässigt oder zerstört oder zu gutem Ende führt.

II. Die biblische Erzählung in der Schule.

Ziel und Wege.

Was wir im vorigen Kapitel ausgeführt haben, waren Wünsche und Hoffnungen, vielleicht geht etwas davon in Erfüllung. Wenn erst einmal in jedem Haus, in dem es Mußestunden gibt, eine Mutter lauschenden Kindern Geschichten erzählt, dann werden die kleinen Seelen bei dem Schritt aus der Kinderstube in die Schulklasse nicht mehr so bös über eine hohe Schwelle stolpern. In keiner Beziehung mehr. Aber so ist es nun heut noch nicht; der Lehrer darf nicht erwarten, daß in der Schar der Sechsjährigen, die mit ihren neuen Tornistern und großen Augen zum ersten Mal anrücken, religiöses Leben sich schon mit kräftiger Ranke an einem festen Halt emporschlingt, sondern da gucken kaum die zarten Blättchen über die braune Erde. Und so soll nun die erste Religionsstunde beginnen, die kleinen Herzen sollen mit dem Tiefsten und Ernstesten in Berührung gebracht werden, was es überhaupt gibt.

Der Name Gott wird fast allen bekannt sein, und allerlei krause, kleine Gedanken und Empfindungen wird er in ihnen wachrufen. Der liebe Gott kann Puppen heil machen, besonders zu Weihnachten, er kann machen, daß es etwas Schönes zu Mittag gibt, vielleicht kann er auch machen, daß die zerrissene Jacke nicht zerrissen ist. In der Nacht behütet er die Kinder, daß kein Räuber kommt und kein schreckliches Feuer ausbricht, und doch ist er nicht gemütlich. Er kann ja leider durch Wände und Decke durchsehn, paßt immer auf, ob man nichts Verbotenes tut, und man ist nie recht sicher, ob er nicht auf einmal etwas ganz heimlich Getanes bestrafen wird. Das sind ungefähr die ersten grünen Keime, es soll aber ein-

mal ein edler Weinstock daraus werden, der köstliche Früchte trägt. Die Kinder sollen angeleitet werden, ein solches Verhältnis zu Gott zu finden, wie wir es durch Jesus gefunden haben oder erhoffen: Gottes Allmacht ist schützende und lenkende Güte, Gott hat Freude an allem Guten und Schönen, nicht nur im schlechten Gewissen, sondern viel mehr noch im guten Willen kann man ihn fühlen. Er ist immer eins mit unserm guten Willen, er ist die Kraft, ihn zu vollbringen; er ist es, vor dem wir uns schämen, wenn wir schwach oder schlecht waren. Er macht uns froh und stark und gut, er ist unser Vater; er führt aber auch Menschen durch tiefes Leid hindurch und ist doch ihr Vater, der sie lieb hat. Denn Glück ist nicht Lohn, Unglück nicht Strafe Gottes, Gott sieht sich seine jungen Bäume an, ob er sie umbiegen oder beschneiden oder begießen muß und tut jedem, was ihm gut ist. Wenn es auch weh tut, es ist doch, was ihm gut ist. Und wenn etwas recht Frohes oder bitter Trauriges kommt, so soll ich nicht fragen „warum kam das?" sondern „wozu? was will mich Gott lehren, was soll ich nun tun"?

Unsre Religion fließt in vielen Rinnsalen und befruchtet das ganze weite Leben, wir können sie hier nicht alle beschreiben, wir haben nur dies eine grade herausgegriffen, weil es das wichtigste ist. Es ist eine sittliche Religion, zu der unsre Kinder erzogen werden sollen. Und welcher Weg kann sie dahin führen?

Gott offenbart sich immer nur wenigen Auserwählten unmittelbar in ihrem Bewußtsein, die anderen, Kleinen, zieht er durch Menschen und durch Schicksale zu sich. Der Lehrer hat sich als Gottes Werkzeug bei eben dieser Aufgabe zu betrachten, er sieht darum auf Gottes Weise und lernt von ihm. Für ihn, der unterrichtet, geben Menschen und Schicksale zusammen Geschichten, und um möglichst nah an die Quelle zu kommen, wird er gern Geschichten von solchen erzählen, die Gott selbst in sich erfahren haben. Die Wirkung

der Geschichten ist jetzt eine andre als in der Kinderstube, dort spielte Christkindchen eine Hauptrolle, hier wird Gott selten, in manchen Erzählungen garnicht, genannt. Er steht nur hinter dem Handeln und Leiden der Menschen, die durch Furcht und Seelennot, durch Vertrauen, Hoffnung und Gebet deutlich mit ihm verbunden sind. Auf dem Umweg über Menschen und Schicksale müssen die Kinder Gott finden, dadurch ist die Aufgabe des Lehrers schwerer als die der Mutter. Die Mutter konnte das Christkindchen mit allen Farben der Güte und Lieblichkeit, der Treue und Reinheit malen und dadurch leicht die Liebe des Kindes zu ihm gewinnen, der Lehrer kann Gott selbst überhaupt nicht malen. Um so höhere Anforderungen werden an seine Geschichten gestellt, die Kinder müssen, was da geschieht, in voller Kraft miterleben, sie müssen mit seinen Menschen hoffen und fürchten, frohlocken und leiden und enttäuscht sein, müssen mit ihnen Gutes wollen und tun und stolz und frei sei, müssen von der Versuchung verlockt werden, fallen und die Angst der Sünde fühlen, nur so können sie durch diese Menschen und Schicksale, von denen sie hören, Gott finden. Aber so werden sie ihn auch finden. Durch Anempfindung gewinnen sie zunächst eine große Empfänglichkeit für sein Wirken, nun werden ihre Augen achtsam, sein Tun zu sehen, ihre Ohren lauschen seiner Stimme, ihre Hände werden demütig, wenn sie auch das Erworbene als seine Gabe nehmen lernen. Diese Uebertragung der religiösen Empfindung aus der Geschichte ins eigne Erleben wird sich zwar meist von selbst vollziehen; aber der Lehrer kann sie noch bedeutend erleichtern durch die Besprechung seiner Geschichten. Indem er zur Auffindung analoger Fälle anregt, greift er in die Kinderwelt tief hinein und rückt das ganze Treiben und Wesen des Kindes unter Gottes Auge.

Es könnte scheinen, als ob die Geschichten ein Umweg seien, der sich vermeiden ließe, als ob man das Bewußtsein des Kindes unmittelbarer mit Gott verknüpfen könnte.

Ueberblicken wir einmal unter diesem Gesichtspunkt die Mittel religiöser Erziehung in der Schule; schlägt da nicht in der Tat der Katechismusunterricht einen Richtweg ein, der den Seitenpfad des Geschichtenerzählens abschneidet? Aber ob es wirklich ein Richtweg ist? Der Gott des Katechismus tritt den Kindern in festen, schwerverständlichen Formeln entgegen, so ist er ihnen nicht faßlich, so haben sie ihn auch noch nie in ihrem Erleben gefunden. Was sie über diesen Gott auswendig lernen müssen, läßt sie durchaus kalt, und so sehr sich der Lehrer auch bemüht, Gottes Walten im kleinen Lebenskreis des Kindes nachzuweisen, Gott wird dem Kinde doch nicht fühlbar. Soll er fühlbar werden, so muß der Lehrer erinnern an Geschichten, die er erzählt hat, in denen die Kinder mit Staunen, Furcht und Freude nacherlebt haben, wie alles Menschentun unter Gottes Augen steht, wie Gott die Schicksale lenkt, und die eigenwilligen Gespanne auch einmal hart herumwirft in eine andre Bahn. Geschichten bilden also auch die notwendige Voraussetzung eines einigermaßen fruchtbaren Katechismusunterrichts, ohne diese wird er völlig wertlos, ja zu einer Qual. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, daß der Lehrer den Hauptgedanken einer Erzählung, den er ihr wirklich entnommen oder hineingelesen hat, am Schluß in ein Katechismuswort zusammenfassen soll. Das ist eine viel zu äußerliche Methode; wird doch dabei notwendig der Gedanke und mehr noch die Erzählung gepreßt, oder das Katechismuswort gezerrt. Die beiden sind nun einmal nicht aufeinander zugeschnitten, und niemals wird sich eine lebendige Erzählung in solch ein Wort fügen wie das Messer in die Scheide. Durch solches Pressen und Zerren aber geschieht dem Katechismus kein Dienst und wird die Geschichte völlig um ihren Wert gebracht, um ihre Schönheit, um ihre Anschaulichkeit und packende Kraft, um ihre religiöse Tiefe und Weite. Die Verknüpfung zwischen Katechismus und Erzählungsunterricht darf nur so hergestellt werden, daß die im

Gedächtnis aufgespeicherten Erzählungen herangezogen werden zur Illustration, zur Erläuterung und zur Bestätigung. Auch dann bleibt sicher noch unendlich vieles unklar und verwischt, weil eben der Katechismus an sich dem Kinde nicht verständlich ist, und weil die Erzählungen sich nicht mit ihm decken, aber sie bieten doch wenigstens eine Erleichterung. So kann ein so schweres Wort wie das vom verlorenen und verdammten Sünder, der erlöst ist, erworben, gewonnen durch Jesu unschuldiges Leiden und Sterben doch etwas Licht empfangen aus der Erzählung vom Schächer am Kreuz, der unter der Last seines Verbrechens durch Jesu unschuldiges Leiden gerührt, ihn bittet, sein zu gedenken, und die Verheißung des Paradieses empfängt. Wo es aber, wie bei Teilen des 3. Artikels garnicht möglich ist, den Katechismus durch episches Material zu erläutern, da plätschern seine Worte vorüber wie die Wellen des Baches. Bleibt demnach ein Zweifel, welches das fruchtbarere Mittel religiöser Erziehung sei: Katechismus oder Erzählung? wohl kaum. — Doch dies sind nicht die einzigen Mittel, die in der Schule benützt werden und werden können, die Kinder lernen doch auch Lieder, Sprüche, Psalmen und Gebete. Hier liegt die Sache anders als beim Katechismus: die Gebete sind meist aus kindlicher Art herausgewachsen und greifen daher unmittelbar ans Kinderherz; unter den Sprüchen und Liedern sind viele, die über das Verständnis reiferer Kinder nicht hinausgehn; Lieder und Psalmen aber sollen überhaupt nicht vor allem verstanden, sondern mitempfunden werden, ihr gedanklicher Inhalt tritt durchaus zurück hinter ihrem Stimmungswert. Diesen aber können die Kinder wohl erfassen, und auch unter den Sprüchen sind sehr viele, die durch ihren Stimmungswert den Schülern lieb sind und lieb bleiben. So betrachten wir dies alles als einen wertvollen Bestandteil des Religionsunterrichts, denn Stimmung ist ein wesentliches Moment aller Religion — aber das wertvollste ist es nicht. Stimmung ist ein Ausfluß des

Lebens, aber sie hat nur in geringem Maße motivierende, lebengestaltende Kraft. Wir haben aber den Kreis der Mittel religiöser Schulerziehung noch nicht durchlaufen: größere Kinder erleben zwar selbst auch noch nicht viel, aber sie überblicken doch schon ein Stück vom Leben der Erwachsenen. Sie sehen recht deutlich, was in der Stadt, im Dorfe, sie hören auch, was in der weiten Welt geschieht. Da steigen ihnen Fragen und Bedenken auf, gerade auch solche, die nach einer religiösen Lösung verlangen. Es ist sehr wichtig, für manches Leben von entscheidender Bedeutung, daß der Lehrer solchen Fragen nicht aus dem Weg geht, sondern sie in gemeinsamer Arbeit mit der Klasse zu lösen sucht, oder wo das unmöglich ist, über die Frage hinweg doch wieder den Weg zu Gott weist. Das erfordert manchmal Tapferkeit vom Lehrer, aber nur durch solche Tapferkeit kann er den Schülern Vertrauen zum Werte der Religion, zu ihrer Lebensfähigkeit und lebendurchdringenden Kraft einflößen. Doch sind solche Gespräche natürlich erst möglich, wenn eine gewisse Reife bei den Schülern vorausgesetzt werden kann, und die Reife wird erreicht vor allem durch die religiöse Erzählung. So bleibt das elementare, wichtigste und fruchtbarste Mittel der religiösen Erziehung in der Schule doch zuletzt das Geschichtenerzählen.

Unfruchtbare Stunden.

Unsre Auffassung wird, wie wir wissen, von den leitenden Pädagogen geteilt, sie räumen, speziell in der Volksschule, der Erzählung bei weitem den breitesten Raum im Religionsunterricht ein, und doch ist dieser bei Eltern und Lehrern — sehr oft leider auch bei den Kindern — so wenig beliebt und so selten recht fruchtbar. Woran liegt das? Nun, das ist ja gewiß: erzählen an sich genügt nicht, es kommt sehr darauf an, was und wie erzählt wird. Die Stoffauswahl der Schule ist es, an der Eltern und Lehrer Anstoß nehmen, und die Art der Darbietung oft unverständlichen Stoffes, die die Kinder

langweilt. Als mein jüngerer Bruder 5 Jahre alt wurde, fing ich an, ihn in die Elemente der Gelehrsamkeit einzuführen. Ich war damals Schüler der 3. Volksschulklasse und was ich eben gelernt hatte, gab ich als Lehrer weiter. Das war höchst vergnüglich und wenn ich auch natürlich fleißig den Stock gebrauchte, weil mein Vorbild nicht ohne ihn zu denken war, so vertrugen wir uns doch nicht schlecht und mein kleiner Schüler machte gute Fortschritte in den Wissenschaften. Nur in der biblischen Geschichte kamen wir nicht vorwärts, obwohl wir als Pfarrerskinder eigentlich doch „Religion" mit besonderem Eifer und Verständnis hätten betreiben müssen. Doch ich hatte wenig Freude daran, meist verschob ich den Unterricht auf gelegenere Zeit, am liebsten auf den Abend, wenn wir beide schon in den Kissen lagen. Dann wurde nicht viel geleistet, weil die Gedanken mit verbundenen Augen bald ins Traumland hinübertappten. So war ich mit meinem Schüler, als ich ihn zur Prüfung für die 2. Klasse vorstellte, noch nicht über den Sündenfall hinaus gekommen, nur dem Joseph hatten wir auch noch einen kurzen Besuch abgestattet. Der prüfende Lehrer war ein verständiger Mann und dachte: „schadet nichts, die Geschichten werden ihm schon nicht entgehen", und so hat er den beschämenden Mangel gnädig verziehen. Aber schade war es doch, daß in diesem brüderlichen Unterricht die biblische Geschichte so gänzlich beiseite geschoben wurde. Wie schön hätte es sein können, wenn ich mehr Lust zu diesem Unterricht gehabt und dem jüngeren Bruder von meiner Freude an religiöser Erzählung etwas hätte mitteilen können. Vielleicht wären es für uns beide ganz besonders wertvolle Stunden geworden. Warum kam es nicht dazu? War ich schuld daran, oder nicht auch die Schule? Ich bin überzeugt, ganz allein die Schule. Denn der übliche Religionsunterricht der Volksschule, wo nicht ein religiös interessierter Lehrer, der zugleich Kinderseelen versteht, die vorgeschriebenen Formen zerbricht, ist allerdings nicht geeignet, in Kindern In-

teresse zu wecken, ja allermeist nur zu geeignet, religiöses Interesse und religiöse Empfänglichkeit für Jahre hinaus zu ersticken. Das hat verschiedene Gründe, zu denen vor allem die Auswahl der biblischen Geschichten, die man zur Behandlung in der Schule vorschreibt und die Erzählungsweise der meisten Lehrer gehört. Vielleicht wird die Not der Lehrpläne mit ihrer manchmal kaum begreiflichen Stoffauswahl als die brennendste Frage empfunden. In den weitesten Kreisen, unter den Eltern und vor allem unter den Religionslehrern ist die Ueberzeugung heute vorhanden und ausgesprochen, daß die Stoffbestimmungen der geltenden Lehrpläne gründlichster Umgestaltung bedürfen. An Reformvorschlägen fehlt es nicht; in der pädagogischen Literatur wird über die Frage seit Jahren eifrig verhandelt und wir werden versuchen, mögliche Ziele und Wege zur Beseitigung dieser Notlage aufzuzeigen, auch solche Ziele, die u. Er. jetzt schon teilweise erreicht werden können. Dennoch wenden wir uns zuvor der Frage nach dem Wie? der biblischen Erzählung zu. Denn in der Art der Darbietung liegt die Möglichkeit für Eltern und Lehrer, die größten Schäden der gegenwärtigen, nicht so schnell wegzuschaffenden Lehrpläne wenigstens zum Teil zu beseitigen. Und darum handelt es sich in erster Linie, Mittel und Wege zu finden, wie innerhalb des gegenwärtig herrschenden Systems der einzelne Lehrer seine Aufgabe im Religionsunterricht lösen kann und seines Unterrichts froh wird. Noch stehen die Lehrpläne fest, und es ist vorläufig wenig Aussicht, daß die Notrufe der Eltern und Lehrer nach einer Reform bei den „maßgebenden" Persönlichkeiten Gehör finden, dazu wird es wohl noch zäher Anstrengung von mehr als einer Generation bedürfen. Die Forderung einer gründlichen Reform auch der Lehrpläne muß immer wieder mit allem Nachdruck erhoben werden, aber schließlich wäre auch damit nicht geholfen, wenn nicht die Art des Unterrichts in der biblischen Geschichte ganz wesentlich umgestaltet wird und vor allem die Art, den Kin-

dern die Geschichten zu erzählen.

In den meisten Fächern unseres Schulunterrichts kommt es in erster Linie auf Verstehen, Lernen und Behalten an, sie wollen eben Unterricht sein und machen nicht den Anspruch Erziehung zu heißen. Aber wir haben eine Gruppe von Fächern, die wir die ethischen nennen und von denen wir ein tieferes Eindringen erwarten und verlangen. Dazu gehört die heimatliche aber auch die fremdländische Literatur und die Geschichte. Im Literaturunterricht lassen wir die Heroen der Dichtkunst zu unsern Schülern sprechen in dem sichern Vertrauen, daß ihre Worte die jungen Seelen in der Tiefe packen werden; im Geschichtsunterricht wünscht sich der Lehrer mehr als kühle, wissenschaftliche Objektivität die Gabe durchsichtiger Darstellung und starker Akzente, weil ihm daran liegt, einen fast leidenschaftlichen Wiederhall bei seinen Hörern zu wecken. Auch in diesen Fächern ist ja gewiß das Lernen und Behalten nicht unwichtig, aber neben der Unterrichtsaufgabe steht da eine Erziehungsaufgabe, die Schule hofft, die Weltauffassung und die Idealbildung der Schüler zu beeinflussen, auf ihren Willen befreiend und zugleich richtunggebend zu wirken. Daß das nur möglich ist, wenn der Schüler den Stoff sofort einigermaßen verstehen kann, wenn er wenigstens die Empfindung hat, er habe verstanden, ist jedem Lehrer ohne weiteres klar, darum erwartet er von fremdsprachlicher Präparationslektüre in der Beziehung nicht viel; der Eindruck muß unmittelbar und stark sein, nicht durch philologische Arbeit in kleinen Splitterchen erkauft, sonst dringt er nicht in die Tiefe. Und so steht immer, ohne daß die andern zu streichen wären, die deutsche, ja die neuhochdeutsche Literatur unter den ethischen Faktoren obenan.

Wir handeln hier von einem Unterricht, der sich die Aufgabe der Erziehung, der sittlichen und einer noch innerlicheren, der religiösen Beeinflussung in viel höherem Grade stellt, als Geschichte und Literatur je vermögen. Der Religionsunterricht ist eine überflüssige, kalte, ermüdende Sache, wenn er nichts

las Unterricht ist, er ist eine Macht zur Höherentwicklung der jungen Geschlechter, wenn er seine Erziehungsaufgabe erfüllt. Man sollte meinen, jeder religiös interessierte Lehrer werde von selbst alles daran setzen, um dieses hohe Ziel zu erreichen, er werde die Grundsätze, die ihm für die durchschlagende Kraft der andern ethischen Fächer conditio sine qua non sind, für den Religionsunterricht verschärfen und peinlicher beobachten. Der Religionsunterricht setzt ja bedeutend früher ein, als der in Geschichte und Literatur, das Kind ist noch nicht überfüttert, es ist in fast unbegrenztem Maße aufnahmefähig und leicht zu begeistern. Das wäre recht eine Zeit, wo unverlierbare Eindrücke in die kindliche Seele geprägt werden könnten, die später auch durch allerlei neue Erkenntnis und bittere Erfahrung nicht zu verwischen wären. Statt dessen — welch ein seltsamer Anblick! Das Lesebuch hat zwar meist eine unkindliche aber doch eine kindlich sein wollende Ausdrucksweise, im Anschauungsunterricht wird der Lehrer den kleinen Schülern wirklich verständlich; aber in der Religionsstunde redet er eine Sprache, eine ganz seltsame, keiner von der kleinen Gesellschaft versteht sie. Er erzählt Geschichten, der Inhalt wird von den nicht unbegabten Kindern auch wohl meist begriffen werden, aber das Verständnis geht doch einen steinigen Weg und stolpert bei jedem zweiten Schritt über ein unbekanntes oder an der gegebenen Stelle unverständliches Wort. Sehen wir doch einmal die bekannteste biblische Geschichte durch: Es begab sich (?) aber (?) zu der Zeit, daß ein Gebot ausging (?) von Kaiser Augustus, daß alle Welt geschätzet (??) würde, und diese Schätzung (?) war die allererste und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger (?) in Syrien (?) war, und jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein jeglicher (?) in seine (?) Stadt. Da machte sich auch auf Josef (Inversion) aus Galiläa (?) aus der Stadt Nazareth, zu der Stadt Davids (?) im jüdischen Lande (?), die da heißet Bethlehem, *darum dass* (?) er vom Geschlechte (?) Davids war, *auf dass* (?) er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten (?)

Weibe. Und als sie daselbst (?) waren, gebar (?) Maria ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, denn es war sonst kein Raum in der Herberge (?). Ein wirklich unbefangener und mit der Sprache des Kindes völlig vertrauter Beurteiler wird zugeben müssen, daß die Ausdrücke oder Worte, hinter die wir Fragezeichen gesetzt haben, für ein 6-jähriges Kind der Erklärung bedürfen. Es ist ja natürlich wünschenswert, daß die Kinder all diese Ausdrücke allmählich durch Lektüre oder Erzählung kennen lernen, aber eine solche Anhäufung in einem so kurzen Abschnitt würde in jedem andern Fach als ein starker methodischer Mißgriff bezeichnet werden. Warum? weil angenommen werden müßte, daß das Interesse durch die sprachlichen Schwierigkeiten aufgesaugt oder doch stark in Anspruch genommen würde. Und wo ist eine Zersplitterung des Interesses weniger erwünscht als im Religionsunterricht?

Die Weihnachtsgeschichte.

Aber die Weihnachtsgeschichte soll den Kindern erzählt werden, und wir haben also die Verpflichtung, eine Weise ausfindig zu machen, wie sie ohne die gerügten Hemmungen des Verständnisses dargeboten werden kann. Zunächst bietet sich die Möglichkeit, den Text in modernes kindliches Deutsch zu übersetzen und Ausschaltungen oder Aenderungen nur da vorzunehmen, wo nicht nur der Wortlaut, sondern auch die Sache sich dem Verständnis des Kindes entzieht. Dann würde der erste Abschnitt der Weihnachtsgeschichte etwa folgendermaßen lauten: »Zu derselben Zeit (Anschluß an die vorhergehenden Johannesgeschichten) hatte der Kaiser Augustus befohlen, daß einmal alle Leute gezählt würden, und das war die allererste Zählung in seinem Land. Dazu mußte nun jeder Mann in die Stadt gehn, wo er geboren war. Da machte sich auch Josef aus der Stadt Nazareth in Galiläa auf die Reise nach Bethlehem, weil er von da her war, damit er sich zählen ließe mit seiner

Frau; die hieß Maria. Und wie sie da angekommen waren, bekam Maria ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, denn es war sonst kein Platz in dem Wirtshause.« In dieser Form dürfte die Geschichte ohne weiteres verstanden werden, aber wieder wird mir jeder zugeben, daß sie so nicht schön nacherzählt ist; die Schönheiten der alten Erzählungsweise, die für uns wesentlich in den ungewohnten Worten und Vorstellungen liegen, sind fortgelassen und keine neuen dafür gewonnen, die Erzählung klingt in dieser Form grenzenlos banal. Wir möchten aber nicht nur den größeren Kindern, die ja dann so weit sind, daß sie die Weihnachtsgeschichte in der alten Form hören und lernen können, da sie ihnen inhaltlich schon vertraut ist, sondern auch den Kleinen und Ganzkleinen eine schöne Weihnachtsgeschichte erzählen. Wenn zu diesem Zweck eine bloße Uebertragung in kindlichere Sprache nicht genügt, so muß die Erzählung in ihrer Form eben ganz durchgreifend geändert werden. An Stelle der gedämpften Farben und der steifen stillen Kirchenbewegung, die ihre liturgische Schönheit ausmachen, müssen bunte Farben und frische Bewegung treten.

»Einmal wollte der Kaiser Augustus alle Leute in seinem Lande zählen lassen, und dazu sollte jeder Mann mit seiner Frau und den Kindern in die Stadt gehn, wo er geboren war. Da mußten sich natürlich überall viele auf die Reise machen. Aber in dem Städtchen Nazareth merkte man nicht viel davon; das lag so still und ruhig im tiefen, weißen Schnee, und es sah aus, als ob die Häuser und die Straßen eingeschlafen wären und träumten. Denn die Männer von Nazareth waren fast alle da geboren und durften ruhig zu Hause bleiben. Nur in der krummen Straße neben dem alten Schneider, da wohnte ein junger Zimmermann, mit Namen Josef, der war aus Bethlehem eingewandert. Er hatte sich in Nazareth einen Zimmerplatz gekauft und eine Tischlerei errichtet und hatte unter den jungen Mädchen der Stadt eine liebe

Braut gefunden, die hieß Maria. Vor einem Jahr war sie seine Frau geworden, und seitdem war es in dem kleinen Häuschen erst so recht gemütlich. Denn sie hatte ein Rosenstöckchen und bunte Nelken am Fenster gezogen, die grüßten ihn von ferne, wenn er nach Hause kam, und sie war immer fröhlich und fleißig und immer lieb zu ihm. Nun sollte sie auf einmal ihre ganze Arbeit liegen lassen, ihre freundlichen Stuben und die Küche abschließen und nach Bethlehem reisen, in Schnee und Kälte. Es paßte ihnen recht schlecht, aber es mußte ja sein. Maria gab noch einmal ihren Blumen Wasser, löschte dann das Feuer im Ofen aus und lockte den Kater, daß er zur Nachbarin hinüberlief, die ihm Milch geben wollte. Und dann gingen sie fort: Josef trug einen dicken Packen von warmen Decken für die Reise, Maria hatte eine Tasche voll Brot und Käse. Maria sah sich oft um; sie war noch nie weit von ihrer Vaterstadt gewesen und wollte gern dem Brunnen auf dem Markt, den Häusern und den verschneiten Gärten mit den Augen Lebewohl sagen. Draußen vor der Stadt trafen sie auf die Jungens, die Schneeballenschlacht spielten, die hörten auf, blieben stehen und guckten den beiden verwundert nach. Dabei gab es ein schnelles Hin- und Herreden unter ihnen: „seht doch bloß, wo will denn der Zimmerjosef mit seiner Frau hin?“ „ach die müssen ja nach Bethlehem reisen“, „nach Bethlehem? drei Tage laufen in der Kälte, na, ich danke!“ Maria schauderte ein bischen, als sie diese Worte hörte, ja, der Weg war weit, sie mußten zu Fuß gehn, und es war so kalt. Aber sie war tapfer und klagte nicht, und immer, wenn sie sehr müde wurde, merkte es Josef schon von selbst. Dann machte er für sie beide mit seinen Decken einen schönen Sitz auf einem großen Stein oder auf dem Grabenrand, wickelte Maria fest ein, legte den Arm um sie und erzählte ihr von Bethlehem, wo er gespielt hatte, als er noch klein war. Dann wurde Maria ganz froh, lachte und schüttelte den Kopf, vergaß, daß sie müde war und konnte wieder weiter gehn. Abends baten sie in irgend einem Haus am

Wege, daß die Leute sie über Nacht doch aufnehmen möchten, dann führte der Mann sie in die Stube und zeigte ihnen die Bank an der Wand, wo sie schlafen konnten, und da schliefen sie auf der harten Bank wie König und Königin.

Aber am Abend des dritten Tages mußte die Reise zu Ende sein, es war kein Haus an der Straße und sie hatten nichts mehr zu essen, dafür sahen sie vor sich noch ziemlich fern die Lichter von Bethlehem. Nun freuten sie sich, „wieder einmal eine warme Stube und ein warmes Essen", dachte Josef, und Maria meinte, sie müßte noch den Bäumen in Bethlehem ansehen können, daß ihr Josef einmal in den Aesten herumgestiegen war, da lachte sie leise in sich hinein. Wenn sie nur nicht so hungrig gewesen wäre und so müde und eisekalt. Ihre Finger waren ganz steif, und ihre Füße taten sehr weh. Die Lichter von Bethlehem kamen immer näher, nun hörte man schon die Hunde bellen und nun sogar das Tuten des Nachtwächters. Es war schon spät, wenn sie nur noch eine warme Stube und eine warme Suppe kriegen konnten. Maria zitterte und ging immer langsamer. Jetzt kamen sie an den ersten Häusern vorüber, das Lampenlicht fiel durch die Fenster; jetzt klangen die Schritte lauter, sie kamen auf das Pflaster der Stadt. Bald sahen sie ein großes Haus, das hell erleuchtet war, und über der Tür stand „Gasthaus zum grünen Baum". Sie wandten sich ein wenig zur Seite und sahen sich schnell an, ob sie da hineingehen sollten. Aber in der Tür stand breitbeinig der dicke Wirt, der musterte sie und verzog den Mund, denn sie sahen wohl ärmlich und verfroren aus, und bei ihm verkehrten nur feine Damen und Herrn. Da schüttelte Josef den Kopf und sie gingen schnell weiter. Aber Maria sah auf den Boden, weil sie Tränen in den Augen hatte. Der nächste Gasthof sah einfacher aus, ein kleines Haus und nur unten in der Wirtsstube noch Licht. Da gingen sie zusammen hinein und fragten nach einem Nachtlager, aber der Wirt zuckte die Achseln, „bedaure, kein Platz, unsre Stuben sind alle besetzt".

Maria preßte die Hände zusammen und sagte mit den Augen „bitte!", aber die Wirtin kam hinter dem Schenktisch hervor und schüttelte den Kopf, „wir haben wirklich keine Stube mehr frei". Wie gern hätte Maria gebeten, daß sie sich doch ein wenig hinsetzen dürfte, aber sie wußte wohl, wenn sie jetzt ausruhte, konnte sie nachher gar nicht weiter. So traten sie wieder hinaus auf die finstere Straße und der Wind pfiff um die Ecke und trieb ihnen den scharfen Schneestaub ins Gesicht. Josef legte den Arm fest um Maria und sagte ihr leise freundliche Worte. Und es dauerte nicht lange, da kamen sie zum drittenmal an eine Herberge, deren Licht hell durch die Fenster fiel. Sie gingen schüchtern hinein und brachten leise ihre Bitte vor, aber wieder schüttelte der Wirt den Kopf, „wir haben das ganze Haus voll, kein Platz mehr". Aber die Wirtin zupfte ihn von hinten an der Jacke und zeigte auf Maria, die sah schneeweiß aus und zitterte am ganzen Leibe, und Josef stützte sie von hinten. Da sagte der Wirt mit gutmütiger Stimme, „na, na, nur nicht gleich so mutlos sein; im Haus ist wirklich kein Platz mehr, aber wenn ihr im Stall schlafen wollt. Josef erschrack erst ein bischen, denn er dachte, es wäre Maria zu unbequem. Als er aber merkte, wie es in ihren Augen aufleuchtete und wie sie sich an ihn lehnte, da war er froh und dankte dem Wirt mit hellen Worten.

Ein Knecht leuchtete ihnen über den dunklen, kalten Hof nach dem Stall hinüber, hing die große Laterne an einen Nagel und sagte „gute Nacht". Die Kühe brummten, aber es war nicht kalt, und Heu und Stroh war da, eine ganze Masse. Maria durfte nichts anrühren, sie mußte sich auf ein Strohbündel setzen, indes ihr Josef ein warmes, weiches Lager bereitete. Ach, wie war sie froh! nun konnte sie endlich ausruhen.

Aber in derselben Nacht schenkte der liebe Gott ihnen ihren ersten Sohn, da zündete Josef die Stalllaterne wieder an und Maria machte ein Windelchen aus dem weißen Tuch, das sie um die Brote geschlagen hatte und wickelte ihr Kind hinein. Ein

Bettchen oder eine Wiege hatten sie nicht, aber da waren ja die Krippen, aus denen sonst die Tiere fraßen. Davon nahmen sie eine, polsterten sie recht weich aus mit Heu und legten das Bübchen hinein. Auf einmal war alle Müdigkeit weg, und Maria saß an der Krippe und sang ihrem Kinde „Eia poppeia", bis es einschlief.

Draußen vor der Stadt zwischen grünen Weideplätzen war ein kleines Dörfchen, wo lauter Hirten wohnten. Da wurde es auch in dunkler Winternacht früh lebendig, denn die Hirten mußten morgens um 4 Uhr das Vieh füttern. Noch schien das ganze Dorf in tiefem Schlaf zu liegen, aber der Jakob mit seinen beiden großen Söhnen war schon auf und ging mit der Laterne eben über die verschneite Wiese zum Stall hinunter. Auf einmal ist rings um sie alles licht, wie Feuer und Gold durcheinander und blendet sie in die Augen. „Es brennt", schreit der Junge und rennt Hals über Kopf zum Nachbar, um Hilfe zu holen. Aber schon kommen von allen Seiten die Hirten herbeigelaufen und treten mitten in den Glanz hinein und ist doch kein Feuer da. Da werden sie blaß und sehen einander an und fürchten sich sehr. Aber was ist das? Mitten in dem wunderbaren Licht steht eine helle Gestalt, ein großer Knabe mit langen, goldnen Haaren und silbernen Flügeln. „Ein Engel", flüstern sie und treten zurück und recken zugleich die Köpfe vor. Der Engel sieht sie alle mit einem langen freundlichen Blick an und sagt mit silberheller Stimme, „fürchtet euch nicht. — Ich will euch erzählen von großer Freude, die für alle Menschen gekommen ist. Denn heute ist ein Kind geboren, das einmal euch Armen und allen Kranken und Traurigen helfen wird. Es ist Gottes liebstes Kind und er hat es gesandt in die alte Königsstadt Bethlehem. Wollt ihr es suchen? In einem dunklen Stalle liegt es in weißen Windeln in einer Krippe." Wie die Hirten noch stehn mit aufgespannten Augen und lauschen, da flirrt's und flimmert's in der Luft, und rings um den einen Engel schweben und leuchten wohl ihrer hundert, die wiegen

sich leise auf und ab und singen wie silberne Glocken „wir ehren dich, wir danken dir, Gott in der Höh! und Friede kommt auf Erden zu allen guten Menschen!“ Die Hirten starren nach oben, da wird der Glanz schwächer und immer blasser, die Engel verschwinden, endlich ist's wieder dunkel. Konnten sie nun wieder in ihre Häuser gehn oder in den Stall und die Kühe melken? Ach nein; da bleiben sie stehn mitten im Schnee und reden eifrig untereinander: „kommst du mit? na sicher — ich auch — ich auch — wir müssen das Kind doch sehn.“ Halb gehen sie, halb rennen sie, die Jungen immer voraus. Aber da ist nun die Stadt, in welchem Stall mag es sein? Sie suchen lange, endlich ruft Jakobs Aeltester, „da drüben in dem Stall ist Licht“, und eins, zwei, drei sind sie alle da. Josef hört's draußen poltern und erschrickt, denn der Kleine schläft, und da hat Maria sich hingelegt und schläft endlich auch. Er macht leise die Tür auf und legt den Finger auf den Mund „Pst!“ Da stehen sie draußen alle mit Laternen, Alte und Junge und tappen vorsichtig und drängen sachte durch die halboffne Tür. Ist's von all den vielen Laternen oder woher? Der Stall ist ganz hell, als wäre ein Schein in der Luft. Da liegt der Kleine in der Krippe mit warmen, rotgeschlafenen Bäckchen und geballten Fäustchen und atmet ruhig im Schlaf. Maria schlägt die Augen weit auf und blickt erstaunt um sich. Da tritt Jakob, der zuerst den Glanz gesehen hat, an ihr Lager und erzählt ihr knieend mit flüsternder Stimme, was draußen im Schnee geschah. Wie die andern ihn knieen sehen, knieen sie alle auch, und es ist ihnen, als sei ein großes, großes Glück geschehen, für das sie Gott danken müßten. Danach stehen sie alle leise wieder auf und treten hinaus in den dunklen Wintermorgen, das Herz und die Augen noch voll Glück und Glanz. Drinnen im Stall ist das Kind erwacht, Josef nimmt es und legt es Maria in den Arm und sie blicken ihm beide in die großen hellen Augen und denken an die wunderbare Geschichte, die die Hirten erzählt haben.«

Ich möchte im Anschluß an diese Erzählung auf eine scheinbare Kleinigkeit aufmerksam machen, die doch in manchen Fällen recht wichtig werden kann: der Erzähler muß, ehe er beginnt, fest entschlossen sein, welchen Hintergrund er seiner Geschichte geben will. Das ist gerade bei der Weihnachtserzählung nicht ganz leicht, die Stimmung des deutschen Volkes ist: „mitten im kalten Winter", die Stimmung des Evangelisten ist: eine weiche Sommernacht. Wir haben der volkstümlichen Stimmung nachgegeben, weil gerade auch für Kinder Weihnachten und Winter so ganz zusammenfallen, es ist aber kein Zweifel, daß man mit mindestens so gutem Recht auch anders wählen kann, nur muß dann eben auch die ganze Erzählung von vorn herein anders getönt werden.

Aber sollen nun unsre Kinder den Wortlaut der Weihnachtsgeschichte, der soviel Weihnachtsstimmung trägt, nicht kennen lernen? Doch sicherlich; bei den Erzählungen, bei denen der Luthertext eine starke Stimmung, besonders eine Feststimmung trägt, ist es wünschenswert, daß sie einmal nahezu wortgetreu eingeprägt werden. *Nur nicht schon, wenn sie den Kindern zum erstenmal begegnen.* Man verschiebe das doch auf spätere Schuljahre, wo dann, weil der Inhalt bekannt ist, die Schwierigkeiten der Sprache sich dem Hörenden von selbst auflösen und also das Verständnis nicht mehr versperren.

Vom heiligen Text.

Wir sind uns nun aber durchaus bewußt, daß viele Lehrer und wohl auch Mütter eine fast unüberwindliche Scheu empfinden werden, die Weihnachtsgeschichte überhaupt einmal völlig anders zu erzählen, als sie sie Jahr für Jahr in der Kirche hören. Und was wir für die Weihnachtsgeschichte forderten, gilt ja mehr oder minder für fast alle biblischen Erzählungen. Sie enthalten alle Worte und Ausdrücke, die dem Kinde unverständlich sind, oft auch Situationen und Vorgänge,

die das Kind nicht begreift, und umgekehrt fehlt ihnen vieles, was für das kindliche Verständnis erwünscht oder notwendig ist. Wenn der Lehrer die sonst von ihm befolgten pädagogischen und methodischen Grundsätze also nicht in der Religionsstunde gröblich verletzen will, so muß er alle diese Geschichten in ihrer Form einer gründlichen Umwandlung unterwerfen. Woher kommt die Scheu, die sich dagegen wehrt? Warum geben viele Lehrpläne in der Beziehung unmethodische Vorschriften[1]), und warum ist der einzelne Lehrer im einzelnen Falle immer wieder geneigt, unmethodisch zu handeln? Gewiß nicht, weil das sklavische Festhalten am Bibeltext bequemer ist und an die Produktivität des Lehrers keine Ansprüche stellt. Wie viele Lehrer, wie viele Elementarlehrer gerade, sehnen sich nach Gelegenheit und nach Aufgaben für ihre Produktionskraft. Es steckt etwas anderes dahinter, etwas dem, den es bannt, vielleicht oft Unbewußtes, dem Theologen aber Wohlbekanntes: die Scheu vor der Aenderung des Bibelwortlauts stammt allermeist aus dem Glauben an die Heiligkeit eben dieses Wortlauts, nämlich aus dem Glauben an die wörtliche Inspiration der Bibel. Und wenn Paulus zehnmal gesagt hätte, „der Buchstabe tötet", so könnte dieser Glaube doch nicht von seiner Andacht zum heiligen Worte lassen. Wo er wirklich noch lebendig ist, kann er das nicht, und es hat daher keinen Zweck, mit ihm zu rechten. Aber nach einer andern Seite wenden wir uns, an die große Schar der Lehrer und Mütter, die sich dem Inspirationsdogma nicht beugen: war-

[1]) Der preußische staatliche Lehrplan bietet jedoch keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Er fordert für die Unterstufe die Form der Erzählung, „welche am geeignetsten ist, das Verständnis derselben zu vermitteln" — die fordern wir auch; für die Mittelstufe: daß sich der Lehrer „nach Möglichkeit an das in der Hand der Kinder befindliche Historienbuch" anschließt, für die Oberstufe: daß er „tunlichst an die heilige Schrift" anknüpft. Hier werden dringende Wünsche ausgesprochen, aber nicht geradezu Befehle gegeben.

um hängt ihr am Wort und nicht am Geist, an der Gestalt und nicht an der Seele?" Denn wenn ihr an der Seele hinget, so müßtet ihr euch freuen, denen die noch nicht geschulte Augen haben, diese Seele deutlicher zu zeigen. Für euch ist die Gebundenheit an den Wortlaut ein Rest eines früheren Entwicklungsstadiums, den ihr nur als solchen zu erkennen braucht, um die Verpflichtung zu fühlen, ihn abzutun.

Oder sollte es doch noch einen triftigen Grund geben, ist es nicht Pietät gegen einen unpersönlichen heiligen Text, sondern gegen die Personen, deren heilige Worte das heilige Buch festgehalten hat? Zunächst würde dies Argument nur für die direkten Reden des biblischen Textes in Betracht kommen. Denn Pietät gegen die Verfasser der einzelnen biblischen Bücher, die uns außer Paulus und den Propheten persönlich überhaupt ganz unbekannt sind, kann doch nicht wohl ausschlaggebend sein. Damit fällt schon alle wörtliche Gebundenheit in den erzählenden Stücken fort. Die Briefe des Paulus und die Reden der Propheten sind zu den direkten Reden zu rechnen, und es ist nun die Frage, wie wir ohne Verletzung der Pietät zu diesen eine freiere Stellung gewinnen. Wir betrachten in der literarischen Welt genaues Zitieren als eine Pflicht des Anstands und der Ehrlichkeit, wieviel ernster sollte uns diese Pflicht vor Augen stehen, wenn es sich um religiöse Heroen handelt! Das scheint einleuchtend genug, schlägt aber doch nicht durch. Ja wenn Jeremias, Jesus und Paulus Deutsche aus den letzten vier Jahrhunderten gewesen wären, so daß wir überhaupt in der Lage wären, ihre eignen Worte auf unsre Schüler wirken zu lassen! Aber wie steht es denn? Von den Propheten und von Paulus besitzen wir ja eigne Worte, aber in hebräischer oder griechischer Sprache, von Jesus dagegen kein einziges. Auch wenn seine Schüler seine Worte unmittelbar nachgeschrieben hätten, so ist doch nichts mehr davon in unsern Besitz gekommen, denn was wir von Jesusworten haben, ist griechisch, und Jesus sprach aramäisch.

Sehen wir davon ab, daß die Jünger von längeren Geschichten, die Jesus erzählte, nur einen knappen Aufriß des Inhalts haben festhalten können, daß ihre Aufzeichnungen überhaupt schwerlich in größeren Partien wörtlich genau waren, so ist doch jedenfalls alles, was die Evangelien bieten, schon Uebersetzung. Aus dem griechischen Text, zuweilen mit Zuhilfenahme des lateinischen — also einer Uebersetzung zweiter Stufe — hat dann Luther ins Deutsche übersetzt, seine Bibel ist die deutsche Bibel geworden, sein in Schönheit und Kraft und Tiefe so gewaltiger Text gilt dem deutschen Volke als der heilige Text. Um wessen willen? um Jesu willen, oder um seiner Jünger willen, oder um der griechischen Uebersetzerwillen, oder um Luthers willen? Das ist wohl nur wenigen klar, die, ohne eine Inspiration auch aller Uebersetzer und Abschreiber anzunehmen, mit starren Händen die Heiligkeit des Textes festhalten. Aber einmal vor diese Tatsache gestellt, wird sich jeder sagen müssen: wenn es dem Verständnis des Sinnes dient, haben wir Macht am Wortlaut zu ändern. Luthers herrliche Sprache ist heut nicht mehr allgemein verständlich; sie ist Kindern sogar in hohem Maße halbdunkel, und dies zusammen mit dem ruhigen Rhythmus, in dem sich Luthers ganzer Text bewegt, wirkt auf Kinder als narkotisierendes Mittel. Die einen sind geneigt, dabei einzuschlafen, die andern lassen sich von der Schönheit der Worte bezaubern, versinken in allerlei — besonders in sentimentale — Stimmungen, und von der Seele der Sache geht ihnen doch nur wenig auf. Natürlich brauchen sich diese Stimmungen ab, und bei der steten Wiederholung derselben Stoffe kommt sehr bald nicht nur Interesselosigkeit, sondern Widerwille. Wenn der Lehrer eine große Zahl von Schülern, etwa die ein wenig schwerfällige Masse einer Volksschulabteilung oder umgekehrt die leichtbewegte kritische Jugend der Großstadtschulen wirklich packen und mitreißen will, so muß er — mag es auch schweren Herzens

geschehen – in der Hauptsache dem Luthertext entsagen. In der Hauptsache, nicht überall. Kurze wuchtige und tiefsinnige Sentenzen, die bisher ein Reichtum unsres Volkes gewesen sind, sollen das auch für die künftigen Generationen bleiben. Und dies ist nur möglich, wenn sie allen Schulkindern des Landes in gleicher Form überliefert werden. Daß wir aber als solche gemeinsame Form Luthers Text und nicht etwa einen moderneren wählen, scheint mir vor allem darum erwünscht, weil keiner der Modernen gerade in kurzen Sprüchen und prägnanten Bildern auch nur entfernt die Wucht, Tiefe und Gedrungenheit Luthers erreicht. Er war eben ein Meister der Sprüche. Und zweierlei kommt hinzu: gerade das Spruchartige in seinem Text hat Luther allermeist in eine Form gegossen, die unverletzt die 400 Jahre überdauert hat – denken wir doch nur an die Bergpredigt. Wo aber seine Worte oder die Wortstellung dennoch – ohne geradezu Schwierigkeiten zu bieten – ein wenig frappieren, da haben sie dann gerade die Macht, die Gedanken festzuhalten, daß sie bei dem Spruch ein wenig verweilen müssen und ihn endlich ganz in sich aufnehmen. Vergleichen wir einmal ein bekanntes Wort in Luthers und in moderner Fassung: „des Menschen Sohn ist kommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist" und „der Sohn des Menschen ist gekommen zu suchen und zu retten das Verlorene". Im letzten Satzteil hat Luther sogar für uns Moderne das bessere Deutsch: das aus dem Particip gebildete Substantiv ist sprachlich lange nicht so gut wie der Objektsatz „das verloren ist". Umgekehrt ist „retten" richtigere Wiedergabe, aber wie viel reicher an Farbe und Bewegung ist Luthers „selig zu machen".

Es ist also zu empfehlen, kurze, sentenzenartige Reden wörtlich in Luthers Text zu geben, wo dieser nicht besondere Mängel aufweist (wie zuweilen in den Psalmen), und also auch in Luthers Text einprägen zu lassen. Im übrigen aber wird es allermeist wünschenswert sein, eine völlig

neue Form der Erzählung zu schaffen, um nicht durch endlose Wort- und Konstruktionserklärungen die Religionsstunde zur Sprachstunde zu erniedrigen. Die Einübung der Vokabeln und Redewendungen [1]), die immer unvermeidlich ist, wenn die Erzählung am Bibeltext festhält, wird niemand für eine Aufgabe des Religionsunterrichts halten. Die Vermehrung des Wortschatzes hat ja zunächst mit Religion nichts zu tun, aber dann dürfen wir doch auch noch fragen: was sind es denn nun eigentlich für Worte, die die Kinder sich — oft so mühselig — einprägen müssen. Sind es nicht lauter archaistische Formen, deren Gebrauch im gewöhnlichen Umgang wir nicht wünschen und die, wo man ihnen später im Leben wieder begegnet, den peinlichen Eindruck des Pastoralen wecken? Wird doch z. B. in der Mittelstufe der Volksschule ein Satz wie dieser eingeprägt: „diese sind nicht trunken, wie ihr wähnet, sintemal es ist die dritte Stunde am Tage". Daran knüpft sich selbstverständlich folgende „Besprechung": was heißt wohl „trunken"? Richtig, es heißt „betrunken"; „wähnet" heißt „glaubt" oder „meint", „sintemal" heißt „denn", „die dritte Stunde" ist morgens neun Uhr; wiederhole .... Ist das eine der Sache würdige Behandlung? Wir wollen eine verständige Besprechung gewiß nicht zeitlich einschränken, es gibt sehr simple Geschichten in

[1]) Jedem Religionslehrer wird das „Ungetüm" bekannt sein, das sich — in der Sturmstillungsgeschichte — auf dem See Genezareth zu erheben pflegt, und das durch die Arbeit vieler kostbarer Minuten in ein „Ungestüm" verwandelt werden muß. Aber was nützt es nun auch, wenn der Lehrer zehnmal korrigiert „das heißt nicht Ungetüm sondern Ungestüm, ein Ungetüm ist ein großes schreckliches Tier, ein Ungestüm aber ist ein Sturm". Was stellen sich die Kinder unter einem Sturm vor? sie haben noch nie einen Sturm auf See gesehen. Aber ein Ungetüm, das sich aus dem Wasser erhebt, können sich die kleinen Märchenkenner wohl denken, und viele, die folgsam dem Lehrer nachsprechen, ziehen es doch vor, innerlich bei ihrem Ungetüm zu bleiben.

der Bibel, die auch einem ungeschulten Ohr gleich alles sagen, was sie zu sagen haben, und es gibt andre, besonders in den Evangelien, die nach so vielen Seiten hin und so weit hinaus scharfe Lichter werfen, daß sie den Lehrer zwingen, allerlei große Fragen und Aufgaben des Lebens von ihnen aus zu besprechen und sie auch später immer wieder zur Illustration heranzuziehen. Da hört die Besprechung eigentlich garnicht auf. Aber etwas anderes und eine verderbliche Sache ist es, wenn an ein Gramm Erzählung sich zwanzig Gramm Worterklärung hängen und das eine Gramm, auf das es ankam, unrettbar in den Staub der Langweiligkeit ziehen. Wenn sich lexikalische Erörterungen nicht ganz vermeiden lassen, so sollen sie doch bescheiden in dem Winkel bleiben, der ihnen gebührt und nicht mit großen Stiefeln laut schallend über den weiten Platz gehn.

Sprachstunde.

Nun ist es aber für den Lehrer nicht möglich und auch nicht empfehlenswert, seine Ausdrucksformen nur aus dem Wortschatze des Kindes zu entnehmen. Denn in der Tat soll ja die Religionsstunde in der Beziehung auch sprachlich etwas leisten, daß sie das Kapital an Begriffen, die mit dem behandelten Gegenstand zusammenhängen, vermehrt. Auch ist es wünschenswert, daß die Erzählung auf die spätere Lektüre der Bibel oder die Einprägung einzelner besonderer Geschichten im Bibeltext vorbereitet, und endlich nötigt die Gewinnung des Lokalkolorits in den Erzählungen zum Gebrauch mancher Ausdrücke, die den Kindern unbekannt sind. Unbekanntes Wortmaterial läßt sich also nicht ganz vermeiden. Wie soll nun der Lehrer daran vorüberkommen, doch wieder eine Reihe von Worterklärungen an die erzählte Geschichte anhängen zu müssen? Nun es gibt ein einfaches Mittel darin zu sparen, das freilich dem, der sich an den Luthertext bindet, nicht nützen kann, für den aber, der frei mit dem Texte schaltet, leicht anzuwenden ist. Einzelne

archaistische Ausdrücke, an die man das Ohr der Kinder gewöhnen möchte, damit sie später nicht zu sehr befremden – es dürfen ihrer aber nie zwei in einem Abschnitt sein – gebrauche man in einem so anschaulich verständlichen Zusammenhang, daß sie durch ihre Umgebung ohne weiteres aufs deutlichste erklärt sind. Solche Worte sind z. B. „widerfahren" („die allem Volke widerfahren wird") und „befehlen" im Sinne von anbefehlen („Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände"). In beiden angeführten Stellen ist es gerade sehr häßlich, wenn über die tieferregte Stimmung nachträglich eine lexikalische Erörterung ausgegossen und erklärt wird, daß widerfahren nichts mit einem Wagen zu tun hat, und daß Jesus seinem himmlischen Vater nichts befiehlt, wie die Kinder immer zuerst vermuten. Es käme also darauf an, die Worte vorher schon einmal in einen verdeutlichenden Zusammenhang zu stellen, der womöglich zugleich von etwas weniger starker Stimmung erfüllt ist, so daß es nicht so schade wäre, wenn man im Notfall eine Worterklärung anfügte. – Ob der Lehrer es als einen unberechtigten Anspruch empfinden wird, wenn er solche nicht zu vermeidende fremde Worte, die sich an ihrer ursprünglichen Stelle nicht von selbst erklären, sammeln und sie in passende und zugleich erläuternde Zusammenhänge einfügen soll? Ich denke, für einen Lehrer, der nicht überhaupt seinen Beruf als Last empfindet, ist auch diese spezielle Aufgabe nicht zu groß oder zu abgelegen. Die biblischen Geschichten, die in Betracht kommen, hat er ja so genau im Kopf. Wie wäre es z. B., wenn wir das Wort „befehlen" im Sinne von „anbefehlen" in die Josefgeschichte einfügten: Jakob will Benjamin nicht mit seinen älteren Söhnen ziehen lassen, Juda redet ihm zu. Da antwortet Jakob: „nun gut, Juda, dann will ich dir den Benjamin befehlen, du sollst ihn mir behüten, daß ihm kein Leid geschieht und er gesund wieder heimkommt". Und ebenso wird sich auch eine Stelle für „widerfahren" finden lassen, etwa in der Mosesgeschichte: „da war nun ein junges Ehepaar

(Amram und Jochebet), denen war ein großes Glück widerfahren, nämlich Gott hatte ihnen einen kleinen Sohn geschenkt".

Außer solchen einzelnen Worten kommen nun Ausdrücke, Redeweisen und Vorstellungen in Betracht, die zur Wiedergabe des Lokalkolorits unerläßlich sind. Dazu gehört etwa die Kaufmannskarawane, der Mundschenk, die Magier in der Josefgeschichte; die Bundeslade, die Synagoge (vgl. Teil V), das „Stadttor" von Nain, der „Tempel" von Jerusalem (vgl. Teil V), der Zöllner. Auch solche Dinge dürfen durchaus nicht nach Abschluß der Erzählung erklärt werden. Es wäre sogar ganz widersinnig, das zu tun. Denn manche von ihnen verdunkeln, wenn sie nicht sofort verstanden werden, die ganze Erzählung von Anfang bis zu Ende (z. B. „Tempel"), andre, die schildern und ausmalen sollen, leisten für diesen Zweck absolut nichts. Daran kann auch die nachträgliche Erklärung nichts mehr bessern, denn bekanntlich findet eine Situationsschilderung, die nach geschehener Handlung kommt, kein Interesse mehr, und die Beziehung zwischen Situation und Handlung läßt sich überhaupt nicht mehr herstellen. So wird das Wort, das belebend wirken sollte, wieder zur hölzernen Vokabel. Nun ist das vorher empfohlene Mittel der Umschaltung des betreffenden Wortes hier nicht anwendbar, ein Magier, ein Mundschenk, eine Synagoge wird dem Kinde in jedem Zusammenhange eine gleich fremde Sache sein, es muß also anders versucht werden. Und zwar so, daß die Erklärung des unbekannten Ausdruckes mit in die Erzählung hineingenommen wird. Das Ding wird womöglich zuerst beschrieben oder in seinen Funktionen vorgeführt, danach benannt. Dann schaut der Name, und wäre er ein noch so seltsames Fremdwort, keinen Augenblick das Kind aus leeren Augen an, sondern es ist gleich verständliches bekanntes Leben darin. Und sind damit nicht alle erwünschten Zwecke erfüllt? Die nachfolgende lähmende Erklärung wird vermieden, das Begriffskapital wird vergrößert und die Geschichte gewinnt an Kraft der Form, an Farbe und Bewegung.

Nun werden aber die auf diese Weise gewonnenen Vorteile sämtlich wieder preisgegeben, wenn der Lehrer die Erzählung so darbietet, wie er es auf dem Lehrerseminar gelernt hat. — Ein Blumenfreund hat im Garten die ersten Schneeglöckchen gepflückt und sie auf seinen Schreibtisch gestellt. Nun betrachtet er sie lange und innig, freut sich an ihrer Schönheit und sieht in jedem Glöckchen ein ganzes kleines Geschöpf, das ihm mit unhörbarer Stimme etwas erzählt von Treiben und neuer, zarter Kraft, ja trotz des prasselnden Feuers im Ofen von Frühling und Sonnenschein. Ein Maler kommt und nimmt das Blumenglas in die Hand, betrachtet die zarten Blüten mit noch viel verstehenderen Augen, sieht noch feinere, verborgenere Schönheiten, saugt sie in sich auf und gibt sie mit seinem Pinsel wieder. Aber ganz anders verfährt der Botaniker, der die Blüten für Arbeitszwecke gebrauchen will. Mit spitzen Fingern und spitzeren Pinzetten zergliedert er sie, nimmt sie unter die Lupe, erkennt die unterscheidenden Merkmale und reiht danach die Pflanze in Gattung, Ordnung und Familie ein. — Diese drei, denen das Schneeglöckchen begegnete, sie haben alle drei ihr gutes Recht, wenn nur jeder das tut, was seinem Zweck entspricht. Aber freilich, wenn der, der sich am Anblick der Pflanze freuen will, sie zerzupft und klassifiziert, oder wenn der Botaniker sich für seine Arbeit an der bloßen Betrachtung der Blüte genügen läßt, so handeln sie beide lächerlich widersinnig.

Und wir? köstliche Geschichten dürfen wir den Schülern im Religionsunterricht erzählen, damit sie sich daran freuen, damit die Geschichten ihnen etwas sagen von großen, feinen, innerlichen Dingen, damit von ihnen eine frühlingsfrische Kraft zum Tapfersein, Treusein und Gutsein ausgehe. Die Kinder greifen mit begierigen Händen nach unsern Geschichten, sie machen ihre frohen, staunenden Augen weit auf für all das Schöne

und Starke, was da hinein gehn will — sie machen uns die Sache leicht. Aber was tun wir? Wir sagen „halt, sachte! das Ganze darfst du nicht auf einmal sehen. Ich will es dir auseinanderpflücken. Hier ein Blättchen und noch eins — wieviel sind es? sechs; und wie heißen diese Teile? Staubgefäße, und dieser Teil? Stempel. Gut, ist das nicht wunderschön, mein Kind?" „Bah, es ist Gemüse" denkt das Kind, „was geht es mich an?"

Es ist mir immer wie ein Fluch erschienen, daß unsre jungen Lehrer mit dieser Methode belastet in den Beruf eintreten. Der Blick, das betrachtende Verständnis für die biblischen Erzählungen als unzerstückte Organismen ist ihnen gewaltsam genommen worden, ihr stärkstes Interesse ist nur noch auf Teile, Abschnitte der Erzählung und auf Ueberschriften für diese Abschnitte, auf ihre Klassifizierung gerichtet. Haben sie doch auf den meisten Seminaren die Gliederungen der Geschichten auswendig lernen müssen. Was Wunder, daß sie nun weiter unbefugte Vivisektion treiben, den Kindern zergliederte Geschichten vorsetzen und es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachten, aus der Klasse geeignete Ueberschriften für die angesetzten Abschnitte herauszufragen. Und meist bietet dies Verfahren nicht einmal ein intellektuelles Interesse, weil die Schüler die Ueberschriften der Abschnitte schon im Religionsbuch gelesen haben. Nur durch die Macht der Autorität und einer langen Tradition ist es zu erklären, daß an schönen, tiefen Erzählungen fort und fort so heillos gesündigt wird? Denn durch dieses Zerfetzen erschließt sich auch nicht einmal dem Lehrer das wissenschaftliche Verständnis, das der Botaniker durch die Zerteilung einer Pflanze gewinnt. Wissenschaftliches Verständnis einer Erzählung wird etwa gewonnen durch die Betrachtung ihrer Entstehung, durch Zerschneiden aber kann man nur zerstören. Es ist ein zerstörter, toter Stoff, der auf diese Weise den Kindern dargeboten wird und in ihnen Leben schaffen soll. Dazu ist in Betracht zu

ziehen, daß es oft recht schwer sein muß, für die herausgeschnittenen Abschnitte wirklich adäquate Ueberschriften zu finden. Das ist aber keine Nebensache: eine falsche Ueberschrift bedeutet einen falschen Gesichtspunkt, eine Ueberschrift, die den Inhalt nicht trifft, verleitet auch dazu, ganz verschiedenartige Dinge in eine enggeschlossene Gruppe zusammenzufügen. Und wenn vorher schon durch das Zerreißen das Interesse gelähmt und das Verständnis verschlossen wurde, so wird es durch unsachliche Gruppierung noch einmal gewaltsam verrammelt. Ich ziehe, um die Nachprüfung meines Urteils zu erleichtern, für jeden der beiden Fälle ein Beispiel aus dem Biblischen Historienbuch für rheinische Volksschulen heran, das mir zur Hand ist. Dies Buch ist — nebenbei gesagt — vor etwa 7 Jahren in 127. unveränderter Auflage erschienen, und wird seitdem fortwährend weiter aufgelegt. Es ist aber nicht etwa einzig in seiner Art. Ich schlage die wundervolle Erzählung vom Jüngling zu Nain auf. Wir wissen alle, es ist eine sehr kurze Erzählung; um sie im biblischen Text vorzutragen, braucht man noch kaum drei Minuten, — und sie steht hier im biblischen Text. Aber was ist aus der kleinen schimmernden Perle geworden? Sie ist in drei Stücke zerhackt, und ihr Glanz ist fort. Der Lehrer soll erzählen, wie von vielem Volk begleitet, der Tote aus der Stadt getragen wird, der der einzige Sohn seiner Mutter war, und wie Jesus ihm begegnet. Das Interesse der Kinder ist durch den seltenen düsteren Vorgang gefaßt und durch das Zusammentreffen mit Jesus stark gespannt. Aber da hört die Geschichte schon wieder auf. „Welche Ueberschrift können wir über diesen Teil setzen?“ Nun geht das intellektuelle Spiel an, bis sie es glücklich heraus haben „der Leichenzug“. Aber das ist noch nicht die Erlösung, sondern nun wird ja dieser Teil erst nacherzählt und schon vorläufig eingeprägt, dann folgt der zweite: „die Auferweckung“, und der dritte: „der Eindruck der Tat“, wobei natürlich auch noch außer acht gelassen ist, daß „Eindruck“ ein Wort ist, das

auf der Unterstufe von den Kindern nicht gefunden werden kann, weil sie es in geistiger Bedeutung nicht kennen.

Es ist wohl jedem deutlich, daß die Geschichte bei dieser Behandlung ihre ganze Schönheit verlieren muß, wir brauchen uns nur einmal vorzustellen, daß eine erzählende Mutter entsprechend verfahren würde, um jeden Zweifel zu verlieren. Und doch glaube ich, daß das zweite Beispiel, das unser rheinisches Büchlein mir an die Hand gibt, noch abschreckender wirken muß. Da sind unter dem Obertitel: „Von der Sonntagsheiligung" drei Abschnitte zusammengestellt: 1. eine Heilung am Sabbath, 2. Jesu Ermahnung zur Bescheidenheit bei Tisch, 3. das Gleichnis vom großen Gastmahl. Die Verbindung dieser drei Abschnitte, vielmehr einzelnen Erzählungen, unter dieser Ueberschrift, ist so absolut unsinnig, daß es ein gewisses pathologisches Interesse bietet, dem Gedankengang des Zusammenstellers nachzugehn. Ich sehe zwei Wege, die ihn zu dem seltsamen Ziel gebracht haben können, aber die Alternative ist nicht erfreulich. Die drei Erzählungen stehen im Lukasevangelium (Kap. 14) ziemlich hinter einander; die erste behandelt die Heilung am Sabbath und die Frage des Tätigseins am Sabbath. Die Ueberschrift könnte also von dieser ersten Erzählung genommen und da sich für die beiden andern keine passenden Schilder fanden, auch auf diese ausgedehnt worden sein. Die Beurteilung solcher Methode möchte ich dem Leser überlassen. Oder aber der Herausgeber dieses Buches hat unter der Einladung zum großen Abendmahl eine Einladung zum Kirchbesuch verstanden, und hat daher diese mit der Sabbathheilung unter dem Begriff „Sonntagsheiligung" kühnlich zusammengefaßt; Bescheidenheit an der Festtafel aber schien ihm 1. weil die Festtafel etwas Sonntägliches hat, 2. weil Bescheidenheit den Sonntag ziert, auch recht gut zur Sonntagsheiligung zu passen! — Aber nicht genug, daß bei der Abfassung des Buches solche Mißverständnisse gewaltet haben, das Buch zwingt oder verführt nun wieder den Lehrer, die Dinge unter

ganz unzutreffenden Gesichtspunkten zu sehen und zu behandeln. Die dadurch letztlich geschädigt werden, sind natürlich die Kinder, und wie schwer sie geschädigt werden, kann gerade das angeführte Beispiel zeigen. Jesus wollte sagen, daß die ehrbaren Leute oft Gott so ferne sind, während die von den Menschen Vernachlässigten und Verachteten dem Ruf zu seinem Reiche folgen. Das Religionsbuch sagt, daß Gott den Kirchenbesuch dieser Armen will und daß sie auch zur Kirche kommen, während die behäbigeren Bürger nicht kommen. Abgesehen davon, daß das sachlich unrichtig ist, wie ist hier alles Tiefe und Seltsame bis zur völligen Versandung verflacht! So wird den Kindern Jesu gewaltiges Bild von vielleicht gutwilligen aber sicher unendlich unkundigen Händen übermalt, bis sie ihn schließlich noch sehen in Talar und Bäffchen.

Die Treue des Erzählers.

Wenn wir keine Bindung des erzählenden Lehrers an den biblischen Text wünschen, so scheint uns also die Bindung an irgend ein Religionsbuch noch viel verwerflicher. Der Lehrer soll sich überhaupt nicht an irgend einen gegebenen Wortlaut binden, sondern er soll selbst nachempfindend Formen schaffen. Zum Nachempfinden aber gehört eine sehr treue Arbeit, ein intensives Sich-Versenken in die biblischen Berichte. Bequem ist das nicht, es ist bedeutend bequemer auswendig zu lernen und vorzutragen, was nachher die Kinder auswendig wissen sollen, aber welcher Lehrer wird auch in seinem eigentlichsten, innersten Bezirk, dem des erziehlichen Unterrichts, Bequemlichkeit verlangen? Das erste ist, daß der Lehrer mit möglichst unbefangener, d. h. von nichts anderem, auch von keinen Erziehungsinteressen in Anspruch genommener Seele die Geschichte liest, und sie aufnimmt wie trockenes Land den befruchtenden Regen. Aber das Sich-Versenken soll nun kein mystisches sein, das wäre gerade recht unfruchtbar, sondern es soll nachher auch dem Verstande faßliche Ergebnisse

liefern. Dazu ist es gut, nachdem zuerst ein starker Eindruck gewonnen ist, der Geschichte einige Fragen zu stellen und sie recht peinlich genaue Antworten darauf geben zu lassen. Solche Fragen sind: was erzählt diese Geschichte? in welcher Stimmung erzählt sie? wer ist die Hauptperson, auf wen kommt es dem Erzähler an? welches sind die entscheidenden Handlungen, Worte, Empfindungen, Gedanken der Hauptperson und der andern Personen? was *will* die Geschichte? (diese Frage ist aber durchaus nicht jeder Erzählung zu stellen, es gibt ihrer viele, die nichts wollen als eben erzählen) in welchem Zusammenhang steht die Geschichte oder kann sie etwa stehen mit Vorhergehendem und Nachfolgendem? was bedeutet die Geschichte im Lebensbilde ihres Helden? wo spielt sie? wann spielt sie? welche Worte, Sätze oder sonstige Ausdrucksformen tragen den Akzent der Geschichte und bewirken ihren Eindruck? wie verhält sich die Geschichte in Wortlaut und Ausführung zum Vorstellungsleben des Kindes? was muß dem kindlichen Verständnis verdeutlicht, was ausgemalt, was verkürzt, was weggelassen, was sinnlich illustriert, was betont werden? Erst nachdem auf diese Fragen nicht nur eine verschwommene gefühlsmäßige, sondern eine möglichst präzise Antwort gefunden ist, kann der Lehrer an seine eigentlich vorbereitende, reproduktiv produktive Arbeit gehn. Die Geschichte soll ja nicht verändert werden — das wäre nur ein neuer Flicken auf das alte Kleid — sondern sie soll noch einmal ganz neu erzählt werden. Vom Wesen des Kindes muß sich der Lehrer die Form seiner Geschichte diktieren lassen. Da ist in den allermeisten Fällen von vorn herein gewiß, sie wird viel länger werden als sie ihm in der Bibel vorliegt. Die knapp gemessenen Formen, die ganz schlichten Tatsachenberichte des biblischen Textes genügen dem Kinde nicht, sie erregen eine schwächere Phantasie nicht zum Schauen und Malen. Das ist aber notwendig, wenn alles, Menschen und Vorgänge, lebendig und begreifbar werden sollen. Man denke

etwa — um ein krasses Beispiel zu wählen — einmal an die Berufung des Levi, wie sie Mc 2 14 erzählt ist. Ein Vorgang, der das Leben eines Menschen (des Levi) von Grund aus herumwirft, der ihn im selben Augenblick entwurzelt und wieder tief und sicher einsenkt, in einem Vers erzählt! Wie viele Erwachsene lesen über solch einen Vers hinweg, ohne zu ahnen, daß da etwas Großes an ihnen vorüberging — und Kinder sollten es begreifen? Der Lehrer muß weit ausholen, tief ins Leben und seine bunten Farben hineingreifen, um seinen Schülern verständlich zu machen, was da an der Zollschranke geschah. Aber so weit er auch ausmalend schweift, er muß doch dem Zentrum, der kleinen Erzählung von einem Verse treu bleiben. Das ist nicht ganz leicht, die spielende Phantasie verliert sich gern in krausen Seitenwegen, und dann wird es zweifelhaft, ob sie das Ziel überhaupt erreicht. Es gilt hier bescheiden zu verzichten, auch die blühendste Erzählungskunst soll nur Dienerin sein der kärglich überlieferten Nachricht. Dazu ist das nötig, was wir vorher gefordert haben, daß der Nacherzähler die Geschichte ganz gewissenhaft befragt um alles, worauf sie irgend Antwort geben will. Sonst verliert er sich im wirren Dickicht. Rosegger[1]) hat uns gezeigt, daß auch die große Begabung des Dichters davor nicht schützt, ja daß sie wohl eher dazu verführt. Was hat er aus der markigen Geschichte gemacht? eine burleske Anekdote, der gerade an der entscheidenden Stelle jede Tiefe fehlt. Er hat Levis Frau als ein lautes, begehrliches, etwas dirnenhaftes Wesen in die Erzählung eingeführt uud gewinnt dadurch einige scherzhafte, aber nicht gerade zarte, eheliche Szenen. Von einer inneren Umkehr kann bei seinem Levi nicht mit einem Wort die Rede sein. Levi wünscht Jesu nachzufolgen: 1. um seine Frau los zu werden, 2. um sich zu retten für den Fall, daß ihm seine Stelle plötzlich gekündigt

[1]) J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders z. St.

und er der Mißgunst der von ihm Betrogenen preisgegeben wird. Noch aber hält ihn der Geldsack, der im Winkel steht, zurück, und es gibt eine nicht unbedeutende seelische Spannung. Da muß die Frau die Geschichte noch um den allerletzten Rest ihres eigentlichen Sinnes bringen: sie geht mit dem Geldsack durch, und Levi wird faute de mieux Jünger Jesu. Wenn das erzählt wäre, um zu spotten, würde man es besser begreifen, es ist ein eklatantes Beispiel, wie man es nicht machen soll. Vielleicht ist es ein Segen, daß nicht viele Lehrer soviel Phantasie und Erzählergabe haben wie Peter Rosegger, sie werden solchen Versuchungen nicht so leicht verfallen. Aber das ist sicher, die Versuchung lauert am Wege und bei aller Freiheit dem Text gegenüber ist große Treue gegen den Text geboten. Levis Frau, vielleicht auch seine Kinder mögen wohl in die Erzählung hineingezogen werden, auch um ihretwillen hat er doch wahrscheinlich das Zöllneramt angenommen, das ihm Gelegenheit giebt reich zu werden, durch Härte und Betrug. Nun sind sie, weil er sie liebt und sich um ihre Zukunft sorgt, ein starkes Band, das ihn festhalten will in seinem bisherigen Leben. Um Jesu willen zerreißt er es. Es ist zwar nicht nötig, daß der Erzähler die Schwierigkeiten so häuft, denn wir wissen nicht, ob Levi verheiratet war, aber da wir es von andern Jüngern wissen, so kann man ja die Berufung Levis auch als typisches Beispiel für die Trennung von Weib und Kind erzählen. Aber das ist gewiß, wenn die Angehörigen in dieser Geschichte vorkommen sollen, so müssen sie ein hemmendes Moment sein, das dem Levi den Eintritt in die Jüngerschar schwer macht. Das geht zwar nicht aus dem einen Vers bei Markus hervor, aber es ist natürlich zu verlangen, daß, wer Bruchstücke aus den Evangelien nacherzählen will, die ganzen Evangelien einigermaßen kennt. Und der wird dann wissen, wie die Jünger klagten: „wir haben alles verlassen“ und wie sie gern noch einmal zurückschauen nach den Lieben im heimatlichen Hause. So wäre zu zeigen, wie dieser Levi, der Sohn

aus wohlbekanntem, altansäßigem Geschlecht, dessen Vater bei den Leuten in Ehren steht, wie der dazu kam, ein Römling und ein Zöllner zu werden. Vielleicht trieb ihn die Sorge um Weib und Kind, daß die nicht in schlechten Kleidern einhergehn und mühselig ums tägliche Brot arbeiten müßten; es muß schon etwas sehr Starkes gewesen sein, was ihn trieb, denn sie hassen ihn alle, aber nun hält er doch fest mit zähem Willen. Doch wohl ist ihm nicht dabei zu Mute, der Haß der Menschen und das quälende Gewissen machen ihn friedlos und ganz krank. Jesus kommt. Er sieht den Mann, sieht ihn mit seiner alles erfassenden, konzentrierten Aufmerksamkeit und versteht ihn gleich ganz. Er erkennt die Sorge um liebe Menschen, und den eisernen Willen festzuhalten am ersten Entschluß, und die Not unter dem Haß der Menschen und die Qual des Gewissens. Er sieht ihm in die Augen und sagt „folge mir". Bis dahin sollen die Kinder begreifen, aber das folgende brauchen sie nicht zu begreifen, denn der Mann am Zoll hat es gewiß auch nicht begriffen, und Jesus selbst ist es immer ein heiliges Geheimnis gewesen: Daß er nun seinen Stuhl zurückstieß, aufsprang vom Wechseltisch, alles von sich schüttelte, seine Sorgen und sein Begehren und sein krankes Herz, daß er seinen starren Willen herumwarf, arm, aber voll Mut und Zuversicht und Kraft Jesu Jünger wurde, wer kann das nacherleben? Man kann das erzählen, aber nicht verstehen, man muß sich stille beugen vor dem Geheimnis. Wir können die kurze Geschichte nach vielem fragen, aber um die Lösung dieses Geheimnisses dürfen wir sie und manche andre nicht befragen. Und das ist nicht etwa ein Mangel. Wann sonst, wenn nicht im Religionsunterricht sollen die Kinder lernen, das Geheimnis schweigend zu verehren, vor dem Letzten, Innerlichsten einer genialen Persönlichkeit und ihrer Wirkungen mit allen neugierigen Fragen Halt zu machen. Unser Erzählen war darum nicht umsonst. Es hat den Kindern ganz scharf den Punkt gezeigt, wo das Geheimnis liegt,

so daß ihnen daran eine Ahnung von der überwältigenden Größe Jesu aufgehn konnte.

Gerade der eigentliche religiöse Kern der biblischen Erzählungen wird sich ja nie in Worten fassen lassen, aber das ist sicher kein Grund, gegen die Form der Erzählung überhaupt gleichgültig zu sein und resigniert bei schlecht bewährten Traditionen zu beharren. Der Maler kann auch die Seele nicht malen, die ihm doch das wichtigste ist, aber es fällt ihm darum doch nicht ein, den weniger wichtigen Körper flüchtig oder schablonenhaft hinzupinseln. Denn je treffender und lebendiger er den Körper wiedergibt, um so sicherer darf er erwarten, auch die Seele zum Ausdruck zu bringen. — Die Personen und die Vorgänge, die wir den Kindern schildern, müssen ihnen so greifbar deutlich vor den Augen stehn, daß sie alles miterleben, und daß, wo nun das schwer begreifbare religiöse Erlebnis eintritt, der Wunsch es zu erfassen, so stark wird, daß er allmählich ein ahnendes Verständnis erzwingt. Auch dies religiöse Erlebnis soll, soweit es irgend ohne Phrasen möglich ist, nachgezeichnet werden, vor allem aber muß recht stark zum Bewußtsein kommen, wie es überall der Angelpunkt, das ausschlaggebende Gewicht, das Motiv über alle Motive ist. Die Kinder kennen religiöse Beweggründe noch kaum, nun sollen sie erfahren, daß Menschen, die mit kräftigem Handeln eingreifen in diese Welt, ihre Energie empfangen können aus einer Quelle, die sich nicht sehen und zeigen läßt, und die doch wirksam und fühlbar ist als eine unwiderstehliche Kraft.

Vom Malen.

Die biblische Erzählung schildert im allgemeinen die handelnde Person und ihr Gegenspiel in ihrem Handeln und Reden. Sehr selten ist — besonders im alten Testament — daß anwesende Dritte in die Erzählung hineinbezogen werden. Aber auch die Personen, die die Geschichte tragen, werden

sehr knapp behandelt, wir hören, was sie tun, weniger was sie reden und fast garnicht, was sie empfinden. Eine Mehrheit von Handelnden oder Redenden wird fast ausnahmslos — auch im Neuen Testament — als Einheit eingeführt. In den andern Punkten ist zwischen der Erzählungsweise der Evangelisten und der alttestamentlichen Berichterstatter ein erheblicher Unterschied. Josef kommt zu seinen Brüdern; wie sie ihn sehen, beraten sie ihren Mordplan. Ruben trennt sich von den übrigen ab, er und die andern zehn sind nun Spiel und Gegenspiel, dann wieder die Brüder einheitlich und andrerseits die ismaelitische Karawane — mehr kann die Kunst des Erzählers noch nicht leisten. So muß die Hauptperson, Josef, ganz beiseite gelassen werden, wir hören nichts von seinem Schrecken, seiner Angst, seinen Hilferufen und endlich von seinem Jammer. Nur einmal in der ganzen, leidenschaftlich erregten Josefgeschichte wird ein Empfindungsausdruck des Helden berichtet: als Josef seine Brüder wieder erkannte, weinte er.

Unvergleichlich viel größer ist die Darstellungsfähigkeit in bezug auf Psychisches bei den Evangelisten. Da heißt es in der Geschichte von der Kindersegnung: die Jünger „fuhren die an", die die Kinder trugen, als Jesus das sah, wurde er „unwillig" und er „herzte" die Kinder. Hier kommen in engem Raum drei Empfindungen zu kräftigem Ausdruck, aber auch hier sind die mithandelnden Jünger wie eine Person. Oder man vergleiche die wundervolle Erzählung von der Gefahr des Reichtums (Mc 10 17—27): Jesus sieht den knieenden Mann an „und liebte ihn"; der aber ward „voll Unmuts" über Jesu Rede und „ging traurig davon". Danach „entsetzten" sich die Jünger über das Urteil Jesu. — Und doch müssen wir uns darüber klar sein, daß diese knappen Hindeutungen auf die seelischen Vorgänge dem lauschenden Kinde nicht genügen können, gerade was die Menschen zum Tun und Reden eines andern, oder zum eignen, denken, ist ihm

ungemein interessant. Darauf pflegt die schulmäßige Behandlung auch Rücksicht zu nehmen, indem sie nachträglich die unterdrückten psychischen Momente der Erzählung aus den Kindern herausfragt. Das ist aber ein vergebliches und auch wieder ein lähmendes Verfahren. Vergeblich, weil die Kinder durch die knappe Darstellungsform garnicht einen so lebendigen Eindruck gewonnen haben, daß ihnen etwa die psychischen Vorgänge in den mithandelnden Personen deutlich wären. Lähmend, weil nun wieder die katechetische Presse angesetzt werden muß, die freilich überall das herauspressen kann, was künstlich hineingefragt wird.

Die richtige Art ist aber andrerseits auch nicht die, die Empfindungen der Mithandelnden langatmig zu beschreiben, das gibt notwendig ein ganz blasses eindrucksloses Bild. Sondern Empfindungen sind möglichst ausschließlich so zur Kenntnis zu bringen, wie sie überall im Leben sich kund geben: durch Worte und Gebärden. Die Jünger Jesu auf dem Schiffe sind voll Hast und Angst; die einen reffen die Segel, schweißbedeckt und rasch atmend greifen andre mit zitternden Händen in die Ruder, einige pressen die Hände in einander und murmeln Gebete. Dann flüstern sie: ob sie den schlafenden Meister wecken sollen? die einen in kläglicher Angst treten schon auf ihn zu, andre, die festeren Mutes sind, halten sie zurück. Aber wie das Steuer zerbricht, das Schiff auf den schwarzen Wellen taumelt und die Sturzwasser drüber hingehn, da drängen sie doch auf Jesus ein — drei, vier zugleich: „Herr, hilf uns, wir verderben"! Und nun Jesu kindlich-königliche Ruhe, wie er sich aufrichtet und mit großen, wundernden Augen in die tobenden Elemente, die gierige Gefahr hineinsieht und dann über seiner Jünger verängstete Herde hin. Da geht ein Lächeln über sein Gesicht: „O ihr Kleingläubigen". Ich kann mir wohl denken, daß viele hier einwenden: „wozu diese Langatmigkeit, ist nicht Jesu zuversichtliche Ruhe mit den drei Worten „und er schlief" wie in Stein gehauen"?

Wohl – aber sogar wenn wir zugeben wollen, daß auch die Angst der Jünger mit den Worten „Herr hilf uns, wir verderben“ ausdrucksvoll in Stein gehauen sei, so ist doch zu entgegnen, daß Kindern eben ein noch so treffendes Bild in weißem Stein unendlich viel weniger sagt, als ein wenn auch ungeschickt in warmen bunten Farben gemaltes. Und hier zeigt sich auch recht, was eigentlich der Zweck solcher Ausmalung ist: das herrliche Vertrauen wird doch erst in seiner ganzen, zwingenden Größe offenbar, wenn man die wirre Hast und Angst der Jünger daneben sieht. So wird man in derartigen Schilderungen den Eindruck der Haupthandlung stets entweder durch den Kontrast oder durch Interesse-weckende Diskussion oder durch zustimmendes Echo, das sie bei den Mithandelnden erweckt, verstärken können.

Demselben Zweck dient aber auch jede andre Veranschaulichung, die die Eindrücke lebensvoller zu gestalten sucht. Man vergleiche nur einmal irgend ein mittelalterliches Jesusbild, das in eine absolut nichtssagende, schematische Umgebung hineingemalt ist und etwa einen Uhde, bei dem die Dachbalken, das Stroh auf dem Fußboden, der Melkschemel und die Stalllaterne alle erzählen helfen, von einer traulichen Wirklichkeit, in der sich ein ganz wirkliches Leben abgespielt hat. Wir vermögen nun einmal nicht – und Kinder vermögen erst recht nicht – an vollblütiges Leben in stilisierter Umgebung zu glauben, das Wirkliche ist immer im Mannigfaltigen und Besonderen. So müssen wir auch die Umwelt Jesu als eine mannigfaltige und in allen einzelnen Teilen besondere darstellen. Einmal ist es die kleine Stadt mit ihren Straßen und Gärten, ihrem Marktplatz und dem großen Brunnen, einmal ist es das schroffe oder das liebliche, grünumbuschte Seeufer, dann ist es der See selbst, der jetzt unter dem grenzenlosen, leuchtenden Himmel unter flimmernder, heißer Luft mit kleinen Wellen spielt, jetzt unter schwarzen Wolken vom Sturm gepeitscht in wildem Aufruhr rast; oder

es ist die schweigende, endlose, graugrüne Heide, oder die heidnische Stadt mit Garnison und Befestigung, oder der Tempel mit Marmorsäulen und goldschimmernden Hallen. Und was von der Umwelt Jesu gilt, das gilt natürlich bei allen anderen Erzählungen auch. Wieviel kräftiger wirken die Menschen und ihr Wesen, wenn sie nicht fern, fern in einem nebelhaften Lande wandeln, sondern wenn man ihnen folgen darf in die Stube des Handwerkers, in die Halle des Königs, in die schauerliche Wüste — und da in unmittelbarer Nähe ihnen zusehen und lauschen darf.

Es muß aber auch nicht irgend eine ägyptische oder israelitische oder römische Stadt sein, nicht irgendein Dorf oder See, von dem wir erzählen; Städte und Dörfer haben Namen, erst wenn man weiß, wo man ist, fühlt man festen Boden unter den Füßen. Und an den Namen hängt sich auch die Erinnerung und das Wiedererkennen. Es liegt ja der Weglassung des Namens oft ein ganz bewußter Gedanke, eine ernste Absicht zu Grunde: man will die Dinge, deren tief innerlicher Wert an Raum und Zeit nicht gebunden ist, nicht einspannen in den engen Rahmen eines begrenzten Bezirkes. Man will sie so erzählen, wie sie zu jeder Zeit und an jedem Orte hätten geschehen können, um dem Hörer jeder Zeit zu sagen, „sieh, hier ist quellendes Leben, aus dem du heute schöpfen kannst. Diese Ueberlegung hat ja viel Wahrscheinlichkeit für sich — „was sich nie und nirgend hat begeben, das allein veraltet nie", — aber sie kann uns doch nicht überzeugen. Was nie veraltet, ist das Zeitlose im Zeitlichen. Wenn es aber nie im Gewande des Zeitlichen unter die Menschen getreten ist, wenn das Wort nie Fleisch geworden ist, so kann es allerdings nicht sterben, aber nur, weil es nie wirklich gelebt hat. Was nie veraltet auf dieser Erde, die wir kennen, das ist die menschliche Persönlichkeit in kräftigster Ausprägung. Persönlichkeiten aber kann man nicht nebelhaft in den Nebel zeichnen, sondern fest umrissen, scharf und mög-

lichſt in die Welt hinein, in der ſie gelebt haben. Dieſe Welt wird den Kindern oft recht fremd ſein: das Hirten- und Wanderleben der hebräiſchen Nomaden, der Hof des Pharao und die ägyptiſche Königsſtadt, die ſchweifenden Verbannten unter Davids Führung im rauhen Gebirge, Propheten und die volkstümliche Beurteilung des Prophetentums, Prieſter, Tempel und königlicher Hof. Es wird nicht darauf ankommen, das ganze Lokal- und Zeitkolorit mit peinlicher, hiſtoriſcher Treue wiederzugeben, dann würde für den eigentlichen Sinn des Religionsunterrichts keine Zeit mehr bleiben. Aber ein ungefähres Bild ſoll doch immer entworfen und von der Mittelſtufe ab gerade der Eindruck des Fremdartigen geweckt werden, denn was ſich auf dieſem Hintergrunde nun abſpielt, iſt ja ſelbſt alles ſo fremdartig, daß es mit ihm zuſammen erſt ein wohlgeſtimmtes Bild gibt. Wollten wir die Menſchen und ihr Tun aus dem eignen Rahmen löſen und in eine modernere Umgebung einfügen, es würde nicht gelingen; ſchemenhaft und geſtaltlos, ohne Boden unter den Füßen würden ſie in der Luft ſchweben. Das hat ſich in Frenſſens Lebensbild Jeſu recht gezeigt[1]), all die Mittel, die wir empfahlen, um das Bild der Perſönlichkeiten plaſtiſch, verſtändlich, ja lebendig zu machen, hat er abſichtlich verſchmäht. Wenn wir Vorbilder nennen ſollen, ſo weiſen wir doch lieber auf Roſegger hin. Wir haben, wie ſchon an einem Beiſpiel gezeigt, Vieles und ſehr Ernſtes gegen ihn einzuwenden, aber er bietet eine friſche, lebendige Darſtellung der Umwelt Jeſu, eine breite verweilende Situationsmalerei, Lokaliſierung der einzelnen Vorgänge, Benennung unbekannter Menſchen, Geſpräch und Teilnahme der Mithandelnden und der Zuſchauer. Hier läßt ſich für den Erzähler viel lernen. Doch noch viel lieber empfehlen wir ein anderes Vorbild: Heinrich Scharrelmann hat in ſeinen zwei Büchern „Herz-

---

[1]) Guſtav Frenſſen: Hilligenlei.

hafter Unterricht“ und „Der Weg zur Kraft“ [1]) einige alttestamentliche Geschichten mit einer Frische und Lebendigkeit erzählt, die dem Leser sofort Feuer in die Adern gießt und seine Phantasie beflügelt. Von ihm können Eltern und Lehrer sich unterweisen lassen sowohl im Erzählen als im Schildern und Beschreiben. Gerade das, was Scharrelmanns Darstellungsweise so packend macht, fehlt dagegen bei Franz Wiedemann „Wie ich meinen Kleinen die biblischen Geschichten erzähle“. Zweifellos ist Wiedemanns Buch gegenüber den Religionsbüchern der Schule ein anerkennenswerter Fortschritt, der Verfasser hat wenigstens einen wirklich kindlichen Wortschatz benützt. Aber schon seine Sätze sind oft zu langatmig und zu umständlich gebaut, als daß sie von Kindern unmittelbar begriffen werden könnten, und anstatt, wie wir es fordern mußten, durch Schilderung und Beschreibung innerhalb der Erzählung das Schwer-Verständliche deutlich zu machen, fügt er erklärende Randglossen in den Text ein. Und nicht nur erklärende, sehr häufig finden sich in seinen Erzählungen auch kritisierende Randglossen, durch die der Erzähler plötzlich auf die Seite der Hörer überspringt. Im ganzen hat sich Wiedemann doch noch recht eng an den Luthertext angeschmiegt, hat die knappe, nur andeutende Weise der Bibel beibehalten, und nirgend eine wirkliche Neuschaffung der Formen im Stile des volkstümlichen Märchens versucht. Daß seine Auswahl von Erzählungen nicht weniger seltsam ist als die des Schul-Religionsbuches, macht seine Sammlung u. E. für die Hände der Kleinen, für die sie u. a. auch bestimmt ist, ganz ungeeignet. Dagegen mag das Buch in der Hand des Lehrers oder der Mutter immerhin gute Dienste leisten.

[1]) Wir möchten hier Gelegenheit nehmen, diese beiden Bücher Eltern und Lehrern recht dringend zu empfehlen, sie enthalten außer biblischen Geschichten noch viel anderes. Und zugleich möchten wir ihrem Verfasser unsern Dank aussprechen für vieles, was wir auf dem schon eingeschlagenen Wege noch von ihm gelernt und empfangen haben.

Die Schöpfungsgeschichte.

Wir haben bisher noch immer im allgemeinen über die biblische Geschichte in der Schule gesprochen, ohne an verschiedene Altersstufen zu denken. Aber es ist ja selbstverständlich, daß die Darstellungsweise sich möglichst eng der Reife und Fassungskraft der Schüler anpaßt, wir erzählen Sechsjährigen anders als Dreizehnjährigen. Bei den Kleinen kommt es auf klare Farben, starke Kontraste und einfache Linien an, da müssen wir vor allem vom Märchen lernen. Das führt seine Personen ohne viel zartfühlende Scheu als „ein guter Mann", „eine böse Königin" ein, das malt mit zärtlicher Liebe das Kleine und Einzelne, das häuft weder die Personen noch die einander entgegenstehenden Stimmungen und Gedanken. So soll die Mutter, soll der Elementarlehrer auch erzählen. Aber gibt es nicht im Lehrplan Stoffe, die allzu spröde sind, um eine solche Behandlung zu ertragen, die gar nicht eigentlich Geschichten sind, weil sie nicht Spiel und Gegenspiel, Hemmungen und ihre Ueberwindung enthalten? Nun wenn es solche gibt, sind ihrer doch sicher auf der Unterstufe nicht viele, und in den wenigen wird der Lehrer wahrscheinlich aus irgend einer andeutenden Bemerkung die Hemmungen, die er braucht, herausspinnen können. So haben wir es bei der Weihnachtsgeschichte versucht, und so ist es wohl oft möglich. Z. B. kann der Lehrer die kleine Geschichte von der Kindersegnung, die den Schülern meist sehr wenig Interesse abgewinnt, von einer Mutter aus erzählen, die mit ihrem kleinen Jungen wie viele andre Frauen, zu Jesus drängt, zurückgestoßen und abgewiesen wird, und endlich, als sie schon die Hoffnung aufgegeben hat, durch Jesu Freundlichkeit doch noch bis zu ihm gelangt, und seine Hand auf ihres Krauskopfs Locken sieht.

Aber eine Geschichte gibt es allerdings, an der sich scheinbar unsere Forderungen garnicht und auch in Wirklich-

keit nur recht schlecht erfüllen lassen. Und doch lastet sie gerade besonders schwer auf Eltern und Lehrern: die Schöpfungsgeschichte. Auf der Unterstufe, im Märchenalter kommen die Einwände der Weltanschauung noch nicht in Betracht, aber umso schwerer wiegt, daß die Erzählung den Kleinen unendlich schwierig und ebenso langweilig ist. Eine Religionsstunde soll eine Stunde voll Bewegung sein, auf die jedes Kind sich freut, es gibt aber nichts Steiferes und Toteres als das Einpauken des Sechstagewerks, bei dem schließlich nicht einmal ein durchgängig sicheres Wissen erreicht wird. Und wenn etwa die helleren Köpfe auf den oberen Bänken den dritten und vierten Tag auseinander halten können, was ist damit gewonnen? Daß die Worte, die sie mühselig lernten, als ein hinreißender jubelnder Hymnus auf den gütigen und allmächtigen Schöpfer gesungen wurden, davon ist ihnen noch nicht die leiseste Ahnung aufgegangen. Gerade die Schöpfungsgeschichte bedarf einer ganz durchgreifenden, energischen Aenderung der Form, um nur wenigstens Interesse und ein wenig Freude zu wecken. Diese Aenderung wird jeder Lehrer so recht aus seinem eigensten Wesen heraus vornehmen wollen, und wenn auch wir sie hier versuchen, so wollen wir gewiß kein Vorbild geben, sondern nur einen Vorschlag, der durch Erregung des Kontrastes vielleicht zu ganz entgegengesetzten Wegen führen mag:

„Was meint ihr wohl, ob es immer Menschen gegeben hat auf der Welt? Ich glaube, ihr könnt es euch schon denken: einmal müssen doch die ersten gewesen sein und vor denen — gar keine. Stellt euch das nur vor, überall und überall keine Menschen. Ob da wohl schon unser Schulhaus stand, ob es überhaupt Häuser gab? Denkt mal nach, wer macht denn die Häuser, wer macht die Eisenbahnen, und die Straßenlaternen und die Gartenzäune und die Brücken über den Fluß? Das alles machen Menschen, und das kann es also alles noch nicht gegeben haben, als noch keine Menschen da waren. Da liefen die Hühner wie Spatzen umher, sie hatten ja noch keinen

Hühnerstall, und die Hunde rannten über die Wiese und fraßen kleine Mäuse und junge Kaninchen, denn niemand gab ihnen Hundesuppe. Da brauchten die Pferde nicht den Pflug zu ziehen und nicht den Wagen, die Hunde brauchten nicht das Haus zu bewachen und niemand schnitt den Schafen ihre Wolle ab, ja, da waren die Tiere die Obersten in der Welt. — Nun haben wir so weit zurückdenken müssen, bis wo es noch gar keine Menschen gab, wenn wir uns nun nochmal aufmachen und noch immer und immer weiter zurückgehen, wohin werden wir da kommen? Ihr wißt es schon: in eine Zeit, wo auch noch keine Tiere da waren, noch kein einziges Tier, keine Hunde und keine Pferde, keine Katzen und keine Rotkehlchen. Nun brauche ich euch gar nicht erst zu fragen, wer denn da der Oberste auf der Erde war. Das waren ja natürlich die Bäume, stolz und breit wuchsen sie, keine Menschen schlugen ihren festen Stamm in Stücke, keine Waldtiere nagten ihre Rinde ab, keine Raupen fraßen ihre Blätter. Da waren die Bäume die Könige auf der Erde. Aber das ist auch noch nicht das Letzte, wir wollen mal noch immer weiter zurückgehen, wo es auch noch keine Bäume, keine Sträucher und kein Gras gab, ja noch nicht einmal die Erde aus der alles wachsen konnte, wo am Tag keine Sonne schien und in der Nacht kein Mond, wo es noch keine Wolken und keinen Regen gab, noch keine Steine und keinen Fluß, alles noch nicht. Hättet ihr da wohl leben mögen allein im Dunkeln? Ich auch nicht; aber wie kam es denn wohl, daß nacheinander alle Sachen geworden sind, die es jetzt gibt, wer hat denn das alles zuerst gemacht? Ihr habt es gewiß schon einmal gehört: das hat der liebe Gott gemacht. Nun will ich euch aber auch erzählen, wie es zu allererst war, und wie dann der liebe Gott alles gemacht hat.

Ja, wo noch gar keine Erde da war, wie kann es da wohl gewesen sein? Da war alles Luft, nasse Luft. Ihr seid gewiß schon einmal im Herbst durch dichte Nebel gegangen,

daß euch die Haare ganz naß wurden und die Luft so war, als ob man Wasser trinkt. Und vielleicht seid ihr auch schon einmal, wie ihr mit den Eltern von einem Spaziergang nach Haus kamt, spät abends im Dunkeln durch den Nebel gegangen: alles ist schwarz, kein Stern zu sehen, keine Häuser, keine Bäume, aber durch das Schwarze wälzen sich die weißen, feuchten Nebel, die kann man nur grade noch erkennen. Seht ihr, so war es nun im allerersten Anfang, bloß, daß man da nicht einmal festen Boden unter den Füßen hatte, weil alles und alles Nebel war. Nun da konnten ja natürlich keine Menschen und keine Tiere leben und keine Pflanzen wachsen. Aber einer war doch da, der brauchte keine feste Erde unter seinen Füßen, der schwebte frei in der dunklen Welt und fürchtete sich nicht, daß er fallen würde: das war der liebe Gott. Aber wie der liebe Gott immer so ganz allein in dem dunklen Nebel war, da dachte er, er hätte doch gar keinen, den er lieb haben könnte, und dem er helfen könnte, und er mochte doch so gerne jemand lieb haben. Und da nahm er sich vor, er wollte etwas machen, für das er dann sorgen müßte, wie eine Mutter für ihr Kindchen sorgen muß. Aber wenn eine Mutter denkt, Gott wollte ihr nächstens ein Kindchen schenken, dann schafft sie sich ein Bettchen an, wo das Kindchen zuerst drin leben soll. So machte es der liebe Gott auch: tief, tief unter den dunklen Wolken formte er eine riesige Erde, die stand fest, da konnte einer wohl drauf gehen. Aber sie war doch noch nicht so wie jetzt, da gab es noch keine Bäche und keine Flüsse, keine Teiche und Seen und Meere, auf der ganzen Erde gab es noch kein Wasser. Es war alles trockner, staubiger Sand und dazwischen riesige, harte Steine, die übereinander geschüttet waren, daß es schauerliche Steinberge gab. Da konnte nichts drauf leben und gedeihen, die Erde war schrecklich und ganz leer und drüber hin wälzten sich die Nebelwolken, und es war stockdunkel. Das war schauerlich, nicht wahr? Aber der liebe Gott wollte es auch

nicht so lassen, darum rief er ganz laut durch die nasse Nacht: „es soll hell sein"! Und, denkt euch, da wurde die schwarze Luft heller und heller und die weißen Nebel leuchteten ein wenig, und es war grau wie an einem Regentag. All die Wolken schoben sich durcheinander und mitten in ihnen schwebte der liebe Gott. Da sagte er: „nun ist die Nacht vorbei, nun ist der allererste Tag."

Wie er aber die trockene, wüste Erde unter sich liegen sah, wußte er schon, wie er ihr helfen konnte, und er streckte seinen Arm aus zwischen die Wolken da teilten sie sich nach oben und unten. Und zwischen ihnen hindurch spannte der liebe Gott über die Erde ein durchsichtiges Dach aus dunkelblauer Luft. Ueber dem am hohen Himmel schwebte nun die eine Hälfte von den Wolken, und man konnte sie von unten sehen, hoch, hoch oben. Die andere Hälfte aber sank herab und verwandelte sich in Wasser. Ja, was war das dann wohl für Wasser? Ach, wie oft habt ihr das gesehen: wenn aus den Wolken Wasser wird, dann gibts Regen. Regen gabs, der Regen plätscherte, er strömte auf die Erde herunter lange, lange Zeit, bis all die Wolken die unter dem Himmelsdach waren, sich ausgeregnet hatten, und die Luft klar war über der Erde. Nur hoch oben war noch der düstere graue Regenhimmel. Aber die Erde, wie sah die nun aus? Trocken und sandig war sie nicht mehr, aber mit Schlamm war sie bedeckt ganz und gar. Das kam von dem langen Regen; so tief war der Schlamm, daß ihr darin hättet versinken können. Nein schöner war die Erde immer noch nicht geworden. Aber da rief der liebe Gott dem Wasser auf der ganzen Erde zu „du Wasser, fließe zusammen an besondere Stellen, daß man das trockene Land wieder sehen kann". Nun hättet ihr es sehen sollen: hier und dort brach der Schlamm auseinander und ein Wässerlein quoll aus dem Boden hervor, und suchte plätschernd seinen Weg ins Tal. Aus den Bergen aber sprangen zwischen den Steinblöcken die Quellen in mächtigem Bogen hervor,

brauſend zerſtäubte das Waſſer auf den Steinen und fand ſich wieder zuſammen und grub ſich einen Weg und eilte rauſchend ins Tal hinab. Drunten vereinten ſich die Bäche und Wäſſerlein, da wurden große Flüſſe daraus, die mit raſchen Wellen dahin eilten und die Flüſſe vereinigten ſich wieder und gaben mächtige Ströme, die breit und ruhig floſſen. Und an den allertiefſten Stellen der Erde da konnten auch die großen Ströme nicht weiter, da blieben die Waſſer ſtehen und große, weite Täler waren ausgefüllt von dunklen Fluten, da war das Meer. Aber zwiſchen den Meeren, zwiſchen den Strömen und Flüſſen und Bächen, was gab es da nun wohl? Da lag die ſchöne, braune, trockne Erde, nicht ſtaubtrocken mehr, weil all das Waſſer ſie durchfeuchtet hatte, aber auch nicht ſchlammig, weil ſie all das zu viele Waſſer hatte abgeben dürfen an die Flüſſe und Seen.

Der liebe Gott ſah ſich die Erde an, wie ſie jetzt geworden war und dachte „ja, nun iſt ſie gut“; „aber, ſagte er, nun ſoll auch etwas drauf wachſen, ſoviel die fruchtbare Erde nur hervorbringen kann“. Kaum hatte er das geſagt, da guckten zarte Grasſpitzchen über die Erde, und kleine Blättchen, die noch zuſammen gerollt waren und ſich langſam entfalteten. Und manche davon wuchſen höher und höher hinauf, weiße Blumen taten ſich auf, Stengel wurden zu Stämmchen und die Stämmchen trieben Zweige und Aeſte. Aber die Blüten und Blumen waren alle weiß und die Blätter waren bleich, auch das Gras, das nun in weiten Wieſen die Täler und Hügel bedeckte ſah gelb und krank aus. Ja woher kam das? Habt ihr wohl ſchon einmal im Frühling die Kartoffeln im Keller genau angeſehen? Nicht wahr, da waren aus den Kartoffeln kleine, neue Blättchen herausgekommen aber keine grünen, ſondern faſt weiße. Das kam von dem dunklen Keller, wo man wohl grade drin ſehen kann, wo aber nie das helle Sonnenlicht hereinfällt. So ging es damals dem Gras, den Blumen auf der Wieſe, den Blättern der Bäume,

die in dichten Wäldern beisammen standen. Sie alle waren bleich und elend. So sollte es nicht bleiben. Wie der liebe Gott sie ansah, da taten sie ihm leid, und da half er ihnen. Und wie herrlich half er ihnen! Mit mächtiger Stimme rief er nach dem Ende der Erde hin „großes Licht, komm herauf". Und sieh da drüben wurde der Himmel heller, über die kleinen Wölkchen floß ein rosiger Schein und die großen bekamen einen breiten purpurnen und goldenen Saum. Rote und goldene Strahlen schossen herauf und fern am Himmelsrand sah es aus, als ob die Luft aus schwimmendem Gold wäre. Wie staunte da die ganze Erde. Alle Pflänzlein taten ihre Blumenaugen weit auf und schauten nach dem Lichte, und alle Blätter wendeten sich dahin, wo die goldenen Strahlen herkamen. Es wurde immer heller und herrlicher, und die Berge waren, als ob sie mit Gold bemalt wären und da, da — ihr Gräser, ihr Bäume seht es doch alle — da steigt ein riesiger, goldener Ball über den Rand der Erde auf und schickt seine warmen goldenen Strahlen über die ganze Erde, über die Berge, über die Bäume und Sträucher bis herunter zu dem kleinen Vergißmeinnicht am Bach. All die Tautröpfchen in den Blumenkelchen blitzen wie Edelsteine, die Wellen des Baches spielen im warmen Licht und im großen, stillen See spiegelt sich der leuchtend blaue, klare Himmel. Wie herrlich war nun die Welt, rot und blau und grün schimmerten Blumen und Blätter. — So ging es viele Stunden lang, aber der liebe Gott ließ es nicht immer so, denn von all dem vielen Licht wurden Blumen und Bäume müde, und nachher wollten sie schlafen. Darum führte er den Sonnenball leise über den ganzen Himmel hin, und als es Abend war, mußte er auf der andern Seite versinken. Da wurde es dunkel und kühl. Aber dort, wo die Sonne zuerst heraufgestiegen war, kam nun ein kleineres, stilles bleiches Licht herauf, das leuchtete mit kühlen Strahlen nur ein wenig, daß sich die kleinen Blumen nicht zu fürchten brauchten, das war der Mond. Und an dem dunkel-schwarzen

Himmel blitzten viel tausend goldene Sternlichter auf, die funkelten von oben herab und sagten der Erde „gute Nacht", und da schlief die Erde ein. So gingen Sonne und Mond alle Tage um die Erde herum, und die Erde war voll Blüten. Da freute sich der liebe Gott über die schöne Welt, die er gemacht hatte und sagte „nun ist sie recht, nun habe ich den Garten bereitet, nun soll auch jemand kommen, der darin spielen kann — ihr Vöglein, flattert unter dem Himmel, ihr silbernen Fischlein spielt im Meer". Da stieg aus den dichten, grünen Grashalmen ein kleiner grauer Vogel, eine Lerche, hoch in die blaue Luft, und schmetterte ihr Morgenlied, und andere Vögel kamen und wiegten sich im Sonnenschein. Im dunklen Tannengezweig gurrte die Ringeltaube, Rotkehlchen pickte braune Körner, die Spatzen stritten sich auf den Aesten der Linde. Bachstelzchen aber stolzierte mit zierlichen, flinken Schritten hinunter zum Bach, wippte mit dem Schwanz und tauchte den spitzen Schnabel ins Wasser. Im blanken Wasser huschte es hin und her, silberne Fischlein spielten lustig in den blauen von der Sonne durchschimmerten Wellen, und manche von ihnen machten mit den Wellen die weite Reise zum großen Fluß. Ach wie kamen sie sich da klein vor, da gab es ganz andere Fische, mächtig große, zehnmal so lang wie sie selbst. Die Kleinen fürchteten sich ein bischen und dachten, sie wollten die große Reise auf den Flußwellen lieber nicht weiter mitmachen. Denn drunten im Meer, hu, da mochten die Fische wohl schrecklich groß sein, und die kleinen würden sich schämen und ängstigen. Drum kehrten sie lieber wieder zurück zu dem Bach, der durch die sonnige Wiese floß, wo Bachstelzchen zu Hause war. Der liebe Gott hatte große Freude an den lustigen Vögeln und den munteren Fischen und er sagte zu ihnen: „noch seid ihre wenige, ihr sollt viele, viele werden, daß die Flüsse und Seen und das große Meer voll ist von euch, und daß man euer Lied, ihr Vöglein, auf der ganzen Erde hört". Dann sah er sich um, „aber, ihr Vögel, ihr lebt in der Luft,

und, ihr Fische, ihr schwimmt im Wasser, wer soll wohnen auf der festen Erde? Es müssen noch viele Tiere kommen, auf dem Berg und im Tal, im Wald und auf der Wiese, die herumlaufen auf dem festen Boden mit schnellen Füßen". Könnt ihr mir wohl sagen, wer nun gekommen ist? Was schaute da auf einmal mit braunen schüchternen Augen aus dem Walde hervor? das war das schlanke Reh, und über dem Waldsee zeigte sich der Hirsch mit stolzem Geweih und löschte seinen Durst. Häslein aber machte Männchen und lief eilig davon. Auf der Wiese spielten übermütige schneeweiße Lämmchen, und bunte Hühner liefen zwischen ihnen hin und her und scharrten Würmchen aus der Erde. Auf einmal kamen zwei stolze Pferde frei daher getrabt, die rieben die Köpfe aneinander und machten mutwillige Sprünge, und alle anderen Tiere standen still und sahen ihnen zu. Hoch oben aber am steilen steinigen Berg kletterten mutige Ziegen und suchten sich die feinsten Kräuter.

Der liebe Gott ging langsam über die ganze Erde, und wo er vorüber kam, rauschte der Wald, und die Tiere grüßten ihn auf ihre Art, und die Sonnenstrahlen funkelten heller. Der liebe Gott aber dachte „schön ist nun die ganze Erde, aber das allerschönste habe ich doch noch nicht geschaffen — was ist das allerschönste"? Und er kam an einen tiefen, stillen Waldsee, auf den die schrägen Sonnenstrahlen fielen, da neigte er sich über den Rand und sah im klaren Wasserspiegel sein Bild. Da sprach er „prächtig stehen die Bäume im Walde, klug und munter sind die Tiere, nun aber will ich noch *ein* Geschöpf machen, das soll aufrecht gehn wie ich und soll meinem Bilde ähnlich sein. Da machte der liebe Gott im dunklen, stillen Walde zwei *junge Menschen*, einen Jüngling und ein Mädchen, die gingen gerade auf ihren weißen Füßen und hatten Haare wie Sonnengold und Augen wie der blaue Himmel und sahen rings um sich mit langen Blicken und wunderten sich. Und der liebe Gott sah sie an und hatte sie sehr

lieb, und er nahm sie bei der Hand und führte sie aus dem Walde heraus auf eine bunte, sonnige Wiese. Dort ließ er sie los, da nahm der Jüngling das Mädchen bei der Hand. Und Gott sprach zu ihnen „seht ihr den Sonnenschein und die Blumen, die Bäume von Früchten schwer und die blauen Wellen des Flusses und die Tiere, die so munter spielen? das alles ist da, damit ihr euch dran freut, euch gehört die ganze Erde, euch und euren Kindern. Und Gott breitete die Arme aus, weil er die Menschen und die Welt, die er gemacht hatte, so lieb hatte, und nun war die Erde fertig und lag im Sonnenglanz und war voll Ruhe und Freude".

Sollte die Erzählung in dieser Form nicht für 6jährige Kinder verständlich und zugleich interessant und inhaltreich genug sein? Wieviel leichter ergeben sich den Kleinen von hier aus die Gedanken von der Allmacht und Güte Gottes, die ihnen der starre Bibeltext der Schöpfungsgeschichte doch nur wenig enthüllt. Ueber die Form der Erzählung fügen wir noch einige Bemerkungen bei, die auch dem, der vielleicht eine ganz andere schaffen will, behilflich sein werden. Es ist dem Leser zweifellos aufgefallen, daß wir die Erzählung durch Fragen einleiteten und häufig Fragen in sie verflochten. Die Schöpfungsgeschichte ist keine eigentliche „Geschichte", sie hat keine in sich geschlossene Handlung, keine Verwicklung, keinen Höhepunkt, keine Pointe. Sie ist der Bericht von einer Entwicklung. Daher das exzeptionelle Verfahren, es wirkt in hohem Maße belebend auf das Interesse der Kinder, wenn sie die Notwendigkeit der Entwicklung selbst einsehen, einzelne Phasen vorausahnen und ihre Vermutungen bestätigt sehen dürfen. Natürlich wird dann nicht der Erzähler seine Fragen beantworten — dies taten wir nur, um einen glatten Fortgang des Textes zu schaffen — sondern die Kinder werden antworten. Durch die Frage und die vorhergehende Erzählung angeregt, sind die Reflexion und die Phantasie zur höchsten Produktivität gespannt, und die kleine Hörerschar wird dem

Lehrer noch eine ganz andere Fülle von Material liefern, als wir es im enggeschlossenen Rahmen zu geben vermochten. Material wieder für die gestaltende Phantasie des Lehrers, so daß gerade bei dieser Erzählung eine recht intensive gegenseitige Befruchtung zwischen Lehrer und Klasse stattfinden kann. Damit ist es auch wahrscheinlich, daß der Lehrer verschiedenen Generationen im einzelnen recht verschiedene Schöpfungsgeschichten erzählt, denn jede Generation wird wieder anders auf seine Fragen reagieren und ihm andre Stoffe zu seinen Bildern liefern[1]). Ein Beispiel: wenn unter den Vierfüßlern, die auf Gottes Wort erscheinen, der Löwe genannt wird, so wird der Lehrer nicht vermeiden können, ein Märchenbild von der Friedlichkeit der gefährlichsten Raubtiere an jenem Weltenmorgen zu zeichnen. Denn natürlich wollen wir den Kindern nicht ein furchtbares Bild vom blutigen Kampf ums Dasein geben, das sie nur erschrecken und verwirren würde. Der Gedanke, daß auch Kampf und Untergang aus Gottes Schöpferwillen hervorging, ist ihnen ja noch nicht faßlich.

Endlich machen wir noch auf eine scheinbare Kleinigkeit aufmerksam, die aber die Lebendigkeit der Erzählung sehr erhöht: wir haben versucht die Schöpfungsgeschichte möglichst vom Standpunkt der jeweilig höchsten Geschöpfe aus zu erzählen, da war es zuerst die durstige Erde, dann die zusammenströmenden Wasser, die Pflänzchen, die sich nach dem Lichte sehnen. Die Vögel freuten sich in der Sonne, Bachstelzchen erblickte die Fische im Wasser, das Häslein erschrak vor dem stattlichen Hirsch, das junge Menschenpaar betrachtete staunend die wonnige Welt. So wird der Fortschritt deutlich und wird zu-

[1]) So ist für den Lehrer eine Abwechslung geschaffen, und die Kinder hören nicht immer wieder genau dieselbe Geschichte. Dies gilt für Unter- und Mittelstufe. Auf der Oberstufe empfiehlt es sich, die Schöpfungsgeschichte im Bibeltext zu lesen und als eine israelitische Sage zu besprechen.

gleich dem Nacherleben der Kinder bedeutend näher gerückt. Die Geschöpfe können erschrecken, staunen und bewundern, von Gottes Standpunkt erscheint auch die herrlichste Neuschöpfung nur klein, weil er selbst übermächtig über allen bleibt. Vor allem kann man sein eignes Schaffen nicht als sein eignes Erlebnis schildern und nur Erlebnisse fesseln wirklich das Interesse der Kinder.

Diese Ueberlegung aber trifft nicht allein für die Schöpfungsgeschichte zu, sondern führt uns nun wieder hinein in das breite Gebiet der biblischen Erzählung überhaupt. Was wir erzählen, wollen wir, wo es irgend angeht, als Erlebnis erzählen. Sehr leicht und einfach war das bei der Weihnachtsgeschichte: die Reise von Nazareth nach Bethlehem und die Geburt des Kindes sind das Erlebnis Josefs und der Maria, die Verkündigung der Engel ist das Erlebnis der Hirten, der Besuch der Hirten im Stall wird ein Erlebnis für beide Gruppen und schließt so den Kreis der Erzählung wundervoll zusammen. Hier ergibt sich alles von selbst aus dem vorliegenden Text, oft aber wird der Erzähler aus gegebenen Andeutungen eine neue Gruppe erst schaffen müssen, der das, was geschieht, zum Erlebnis wird. Jesus in der Synagoge von Kapernaum: eine kurze Andeutung des Evangelisten zeichnet uns die Stimmung der Gemeinde, aber welch ein Vorteil für den Erzähler, wenn er von irgend einem herausgegriffenen Glied dieser Gemeinde aus das Erlebnis der Predigt Jesu schildert Erst auf diesem Umweg wird er recht eindrücklich machen können, daß Jesus gewaltig sprach und nicht wie die Schriftgelehrten. Und für ihn, der dieselbe Erzählung Jahr für Jahr vor jeder Schülergeneration wiederholen muß, bietet dieses Verfahren zugleich die Möglichkeit zahlreicher erfrischender Variationen. Wie anders sieht sich Jesus an mit den Augen eines entrüsteten Pharisäers, mit denen einer zaghaften, im alten Brauch aufgewachsenen Frau, mit denen eines in Begeisterung aufflammenden jungen Mannes. Natürlich muß Jesus durch alle diese Medien so gezeichnet werden, daß aus der

Uebermalung, die die Individualität des Beschauers gibt, sein wirkliches Gesicht in um so kräftigeren Farben und Linien herausleuchtet. Ein anderes Beispiel aus dem Leben Jesu: wie lebensvoll wird uns der Einzug in Jerusalem, wenn wir ihn erzählen zuerst von Jesus aus, dann von seinen Jüngern aus, zuletzt — wenn Jesus in das Weichbild der Stadt eingetreten ist — mit den Augen eines der Gaffer, die sich auf den Straßen und am Tempel sammelten.

Vom seelischen Erleben.

Zu diesem mehr äußerlichen Mittel, die Erzählung zu beleben und die Dinge plastisch zu sehen — plastisch sehen lernt man bekanntlich durch das Betrachten von verschiedenen Seiten —, kommt noch ein innerlicheres und bedeutend schwieriger anzuwendendes, das aber für die Darstellung vor reiferen Schülern ganz unerläßlich ist: Der Lehrer muß dem seelischen Erleben der von ihm geschilderten Personen nachgehn und so viel als möglich ihr Handeln psychologisch motivieren. Hier versagen an wichtigen Punkten unsre biblischen Berichte vollständig: warum wurde Abels Opfer gnädig angesehen und Kains Opfer ungnädig, wie kam Jesus dazu, sich von Johannes taufen zu lassen, was bedeutete für Jesu Bewußtsein die Anklage des Teufelsbündnisses, warum ging Jesus nach Jerusalem, warum hat Judas seinen Meister verraten? Wir empfinden die Schwierigkeit, diese Fragen zu beantworten, zweifellos sehr stark, denn es ist deutlich, daß der Erzähler da manchmal durchaus aufs Raten angewiesen ist. Allerdings braucht das kein blindes Raten zu sein; durch treue Vertiefung in die Personen, Situationen und Handlungen, die er zu schildern hat, werden sich ihm auch die verschlungenen und verborgenen Fäden des begleitenden und motivierenden seelischen Erlebens von selbst in die Hand geben. Ob es ihm freilich durch noch so treue Hingebung an seinen Stoff gelingen wird, den historischen, psychologischen Tatbestand zu rekonstruieren? Diese Frage ist un-

lösbar, da eben keine Antwort aus der Vergangenheit herüberklingt, und man wird sich auch damit abfinden müssen, daß verschiedene Lehrer immer wieder verschiedene Darstellungen des inneren Erlebens geben, ohne daß eine authentische Entscheidung über das „Richtige" möglich wäre. Ja dem einzelnen Lehrer mag sich in späteren Jahren seiner Lehrtätigkeit dieses verhüllte Gebiet anders erschließen, als er es im Anfange gesehen hat. Ist das ein Unglück? Wir sind im Weltgeschichtsunterricht von jeher daran gewöhnt, daß in der Auffassung und Darstellung der inneren Zusammenhänge die individuelle Ueberzeugung des Lehrers ausschlaggebend ist, und daß daher die Kinder verschiedener Schulen oft recht verschiedene Bilder des Geschehenen erhalten. Und doch freuen wir uns, wenn der Lehrer eine auch noch so individuell gefärbte innere Verknüpfung wagt und sich nicht mit der Aufzählung des starren Tatsachenmaterials begnügt. Denn dieses allein ist tot und fällt als totes Wissen schnell der Verwesung anheim. Ist aber der Stoff lebendig, und sei er es auch auf unrichtigem Wege geworden, so wirkt er in den Schülern weiter, reizt zum Nachdenken und zur selbständigen, inneren Verarbeitung. Was können wir uns Besseres für die Lehrstoffe des religiösen Unterrichts wünschen? Leben, Leben, das ist das Wichtigste, und wäre es noch so wunderliches, Leben ist fruchtbar und erzeugt neues Leben. Die Gefahren aber, die die Freiheit individueller Darstellung in sich trägt, bestehen heute schon in genau dem gleichen oder in höherem Maße. Wenn heute in vielen Lehrerseminaren die Ueberschriften für die Teile einer zergliederten Geschichte auswendig gelernt werden, häufig Ueberschriften, die die Sache unter falsche Gesichtspunkte rücken, und wenn Hunderte von Seminaristen solche Weisheit in die Praxis mit hinaus nehmen, ist das nicht tatsächlich eine noch größere Gefahr? Dieselbe Gefahr wiederholt sich aber bei der Durchnahme der Erzählung, wo der Lehrer einfach genötigt ist, seine ganz individuelle Auffassung des Stoffes walten zu lassen, wenn

ihn nicht wieder die angelernte Auffassung seines Herrn Seminardirektors in Fesseln schlägt. Wozu aber überhaupt von Gefahren reden? Historisches Tatsachenmaterial kann nur weiterleben in individueller Gestaltung. So haben den biblischen Stoff zuerst die biblischen Schriftsteller gestaltet, und daß dabei ihre Individualität eine gewaltige Rolle spielte, beweist eine Vergleichung der vier Evangelien mit einander oder der Königsbücher mit der Chronika; durch Jahrtausende hat jeder Nacherzähler an Form und Farbe geändert, aber wir dürfen vertrauen, daß heute wie damals der Stoff noch mächtig genug ist, um durch alle individuellen Gestaltungen hindurch seine Kontinuität und seine Kraft zu wahren. Kindern gegenüber aber handelt sichs nicht nur um ein Wahren der Kraft, sondern um ein Steigern; manche kleine Geschichte, die schnell am Ohr vorübergeht, wird erst der Erzähler, der es wagt, in das Innenleben der Personen hineinzublicken, zu einem Ferment für das Innenleben seiner Schüler machen. Zum Beweise dessen mag eine kleine Erzählung dienen, die in vielen Lehrplänen gar nicht genannt wird, und die, wo man sie nach alter Weise durchnimmt, von den hörenden Kindern nicht verstanden wird und kein Interesse weckt. Eine Erzählung, die doch einen der großen tragischen Momente im Leben Jesu bedeutet, und die daher keine kleine Eindruckskraft besitzen sollte. Wir meinen die Geschichte von der Beelzebub-Anklage: Jesus wird von den Pharisäern bezichtigt „die Teufel auszutreiben durch Beelzebub, den Obersten der Teufel". Was bedeutet dieser Vorwurf den Kindern — im besten Falle ist er ihnen eine seltsame Sache. Hier kommt für das Verständnis alles darauf an, aus welchen Motiven der Vorwurf kam und wie die Seele Jesu darauf reagierte, der Lehrer muß — wenn auch noch so zaghaft — die Fackel nehmen und in die Seelen hineinzuleuchten versuchen:

»Die Sonne sank. Jesus stand mit seinen Jüngern auf dem Marktplatz von Kapernaum und die Leute drängten zu

ihm. Es war Feierabend; mit Hammer und Axt, mit Maurerkelle und Ackergerät waren sie von der Arbeit gekommen, alle die Männer und Frauen. Aber auf dem Marktplatz stand Jesus, da mochten sie doch nicht vorbeigehn, ohne ihm Guten-Abend zu sagen und ein freundliches Wort über Arbeit, Wetter und Kinder zu reden. Jesus grüßte sie alle herzlich, gab ihnen die Hand und fuhr den Kindern, die den Eltern entgegengelaufen waren, liebkosend über das lockige Haar.

Am liebsten wären die Leute gleich so, wie sie waren, da geblieben, aber noch klebte ja an ihren Händen und im Gesicht der Staub der Arbeit, sie mußten sich doch erst waschen, und hungrig waren sie auch. Und dann — was würde wohl die alte Großmutter sagen, wenn sie allein in der Stube sitzen sollte, während die andern draußen bei Jesus waren? Die hörte ihn ja vor allen gerne und freute sich den ganzen Tag über auf die lieben Abendstunden, wo der kräftige junge Sohn sie sorglich hinausführte bis dicht zu Jesus hin, daß sie ihn gut verstehen konnte.

So verstreuten sich die Leute in die Straßen und Häuser, die Jünger traten beiseite, und Jesus war eine Zeitlang allein. Er schaute in die sinkende Sonne mit frohem Lächeln: wie schön war der Abend, wie herrlich hatte Gott den Himmel in Purpur gekleidet!

Aber nun kamen sie alle wieder: Männer und Frauen, Burschen und Mädchen, alte Leute am Stabe und Kinder, die sie am Rock zerrten, um ja schnell genug bei Jesus zu sein. Sie drängten sich wieder um ihn und er erzählte ihnen vom Reiche Gottes.

Am Nachmittag dieses Tages hatten bei einem reichen Pharisäer vornehme Gäste im schattigen Garten gesessen und ernste Gespräche geführt. Wie es nun Feierabend war und die Leute am Garten vorübergingen, die von Jesus redeten und die Kinder, die ihre Mützen in die Luft warfen und seinen Namen jauchzten, da meinte einer der vornehmen

Herrn „es ist doch eigentlich unerhört, wie dieser Jesus die Herzen der Leute verzaubert! Früher hat das Gassenvolk uns bewundert und ist hinter uns drein gelaufen; seit er da ist, sehen sie sich nicht mehr nach uns um. Das geht nicht mit rechten Dingen zu; mir scheint, der Jesus ist ein teuflischer Mensch". Da steckten sie die Köpfe zusammen und tuschelten über ihn; schließlich standen sie auf, nickten einander zu mit Augenzwinkern und gingen auch auf den Marktplatz — wer konnte es wissen, vielleicht gab es heut Abend eine Gelegenheit, ihm die Liebe des Volkes zu entreißen.

Sie kamen hin und fanden ihn, wie er mit seinen gütigen Augen über die Menge hinsah, gelehnt an den Brunnen des Marktes, und mancherlei Geschichten erzählte von Gottes herzlicher Liebe.

Auf einmal entstand eine Unruhe unter den Zuhörern, sie wichen erschrocken auseinander, ein Kind rannte mit entsetzten Augen gerade auf Jesus zu und flüchtete hinter seinen weiten Mantel. Und nun merkte Jesus auch, was es gab: ein Irrsinniger hatte sich eingedrängt, gräßlich tobte er durch die Gasse, die man ihm geöffnet hatte, und jetzt, wie er dicht vor Jesus stand, schrie er laut mit verzerrtem Gesicht. Der Meister selbst war blaß geworden und schauderte zusammen; aber er faßte rasch den Menschen bei beiden Händen, sah einen Augenblick, eine Sekunde lang nur, zum Himmel auf und dann dem Unglücklichen fest in die ruhelosen Augen. „Fahre aus von ihm, du böser Geist" sagte er mit starker Stimme; der Kranke wand sich unter der zwingenden Macht seines Willens, aber langsam wurde er stille. Alle hatten atemlos zugesehen, jetzt ließ Jesus die Hand des Menschen los, und der trat ruhig einen Schritt zurück. „Er ist geheilt, geheilt", flüsterten die Leute. Jesus selbst stand erschöpft, aber er sah den Mann lächelnd an wie eine Mutter ihr liebes, von der Krankheit genesenes Kind, der aber blickte auf Jesus mit unaussprechlichem Dank. — Da tönte auf einmal eine scharfe Stimme über

den Platz „ihr ehrsamen Leute, wißt ihr denn auch, durch wen dieser Jesus die bösen Geister austreibt? Durch den Oberteufel Beelzebub, mit dem er einen Bund geschlossen hat."

Die Menge fährt zusammen, wirre Stimmen schwirren durcheinander: „was hat er gesagt, Beelzebub?" „wer hats gesagt?" „ein Pharisäer" „pah, ein Heuchler", „Heuchler? die Pharisäer sind die frömmsten Leute", „ja die müssens wissen". Sie starren auf Jesus: ist es wahr? wie wird er sich rechtfertigen? — Und Jesus? bei dem bösen Wort ist ein großer Schmerz aufgezuckt in seinen Augen, um seine Lippen. Wen hatte er eben um Kraft gebeten, den Kranken zu heilen, wer gab ihm die Kraft? Und den hatten sie Teufel genannt. Das Heiligtum in seinem Herzen haben sie Teufel genannt. Sahen sie denn nicht, daß lauter Gutes gekommen war von der Gotteskraft in ihm? Aber sie wollten es nicht sehn, sie beschimpften diese Gotteskraft. Er muß antworten, all die gespannten Augen vor ihm warten auf eine Antwort. Wenn er schweigt, hat er sie alle verloren und die Lästerung behält recht. So wenig glauben sie seiner Arbeit voll Liebe, so leicht glauben sie einem frechen Verleumder. Er atmet tief auf, und ein wehes Lächeln ist um seinen Mund, wie er mit klarer Stimme spricht: „du kluger Mann, wie kann wohl ein Teufel einen Teufel austreiben? Dann müßte das Teufelsreich ja zerspalten sein. Nun, und ein zerspaltenes Reich ist doch wie ein zerspaltenes Haus, es stürzt in Trümmer. Sind nicht auch unter euch solche, die Kranke heilen? Durch wen treiben die denn die Krankheitsgeister aus? Ihr wißt ganz gut, daß das nur durch Gott geschehen kann. Und wenn jetzt überall Krankheitsnot gelindert wird, so solltet ihr merken, daß Gott Macht gewinnt auf der Erde und daß er sein Reich aufrichten will." — Jesus schweigt einen Augenblick, doch wie er noch immer ihre künstlich frechen Gesichter sieht, da steigt ihm ein heiliger Zorn in die Stirn, und es bricht wie Flammen aus seinen Augen: „hört ihr, Gott tut das, seine Liebe ist es, die ihr gelästert habt.

Alle Sünden werden vergeben, aber das kann nie und nie vergeben werden". — Seine Stimme klang furchtbar wie ein Gericht, und beschämt und ängstlich schlichen die Pharisäer davon.

Graue Schatten lagen über dem Marktplatz, aus allen Gesichtern war die Freude gewichen. Die Menge zerstreute sich scheu und flüsternd, die Kinder drängten sich an die Mutter. Jesus blieb fast allein; da blickte er seine Jünger an, und sie gingen schweigend durch die düsteren Gassen heim.»

Große Schwierigkeiten bietet in dieser Erzählung das Wort Jesu über die Lästerung des heiligen Geistes. Jesus sagt, jede Lästerung — auch Gotteslästerung — werde dem Menschen vergeben, nur die Lästerung des heiligen Geistes nicht. Die Meinung ist wohl diese: auch eine in Gram oder Verzweiflung ausgesprochene Gotteslästerung kann vergeben werden, nicht aber eine Beschimpfung der im Propheten offenbarten, fühlbaren, Gutes schaffenden Gotteskraft. Diese feinen Unterscheidungen Kindern klar zu machen ist aber unmöglich. Der Lehrer muß sich dazu entschließen, in seiner Wiedergabe die Kontraste zu verschärfen, um sie überhaupt erkennbar zu machen. Solches Vergröbern oder Abschwächen bedeutet immer einen schmerzlichen Verzicht, aber wer ein Kind an der Hand führen will, muß verzichten gelernt haben, muß fein sachte und langsam gehen.

Die bisher in den Schulen geübte Methode der biblischen Erzählung will die Kinder hinabführen in die geheimnisvollsten Tiefen des religiösen Erlebens, aber sie führt so, daß die Kleinen kaum einige Schritte vorwärts kommen. Wir wollen die Schüler zunächst so leiten, daß die schlummernden Kräfte geweckt und alle vorhandenen Kräfte möglichst voll ausgenutzt werden, dann aber nur so tief hinab, als eben Kinder gelangen können. Was ist größer, der Verzicht oder der Gewinn?

III. Erzählen und Unterrichten.

Frohe Religionsstunden.

Wir sprachen schon darüber, daß der Religionsunterricht auf unsern Schulen allermeist weder dem Lehrer noch den Kindern Freude macht. Es gibt zahllose Lehrer, die mit Widerwillen Religion unterrichten, obwohl sie keineswegs einen Widerwillen gegen die Religion überhaupt haben. Und es gibt Tausende von deutschen Kindern, denen die Religionsstunde als eine der langweiligsten, vielleicht als die langweiligste von allen Schulstunden erscheint,und wenn sie beim Abgang von der Schule froh sind, ihr entronnen zu sein, so sprechen sie noch ein besonders kräftiges „Gottseidank" in dem Gedanken an den Religionsunterricht, der nun abgetan ist. Beides hängt ja wohl zusammen. Ein Religionsunterricht – wie übrigens jeder Unterricht in den sog. Gesinnungsstoffen –, der nicht mit Freude erteilt wird, kann auch keine Freude wecken und wird bei den meisten Kindern, wenn nicht andere Einflüsse, das Elternhaus oder besondere Beanlagung entgegenwirken, das Interesse an religiösen Dingen zerstören, oft genug für das ganze weitere Leben. Daß es aber so vielen Volksschullehrern an der Freudigkeit fehlt, ist wohl begreiflich und ihnen wahrlich nicht übelzunehmen. Denn die Unterrichtsmethode, die ihnen in vielen Seminarien beigebracht wurde und über deren korrekter Anwendung die Behörde wacht, macht es in der Tat sehr schwer, mit innerer Beteiligung und Freude Religion zu unterrichten. Manchem gelingt es trotz aller der Hemmungen; das eigene starke religiöse Interesse oder ein besonderes Lehrgeschick erleichtert ihm die Arbeit und hilft ihm die Freude am Religionsunterricht sich zu bewahren. Aber wie viele stehen den wenigen gegenüber, die es trotz des besten

Willens über eine gequälte Ableistung der vorgeschriebenen Arbeit nicht hinausbringen.

Wir sind nun der Ueberzeugung, daß die im vorigen entwickelte Art, biblische Geschichten zu erzählen, einen Weg bezeichnet zur Ueberwindung dieser innerlichsten Not unseres Schulreligionsunterrichts. So zu erzählen, die alten Geschichten, die man, wer weiß wie oft, hat lernen und wiederholen müssen, nun von innenheraus neu zu gestalten, ihnen Farbe zu geben, das unter der Decke formelhaft gewordener Worte versteckte Leben aufzusuchen und freizumachen, das ist eine Arbeit, die jedem Lehrer Freude macht und immer neues Interesse bietet, weil die Lösung der Aufgaben nicht fertig gegeben ist, sondern gesucht werden muß und immer weitere Verbesserungen zuläßt. So aber wird auch den Kindern die Religionsstunde Freude bereiten, Langweile kann da nicht aufkommen. Denn solche lebendigen Erzählungen, solche Geschichten für Kinder, die unmittelbar bis ins Herz hineindringen können, die die Phantasie anregen, statt sie zu hemmen, die von den Hörern miterlebt werden können, die wecken und fesseln das Interesse aller. Um die Disziplin braucht der Lehrer, der so erzählt, nicht zu sorgen. Im allgemeinen ist sie ja wohl in der Religionsstunde auch bei solchen Lehrern, denen die Gabe der Regierung fehlt, besser als in andern Stunden, das liegt an dem besonderen Ernst des Stoffes. Aber daß sie in der Religionsstunde von selbst und immer tadellos sei, kann niemand behaupten. Der Leiter einer Schule macht da oft peinliche Erfahrungen und auch in Konfirmandensälen kommen erstaunliche Dinge vor. Mangel an Disziplin hängt aber fast immer indirekt mit Mangel an Interesse zusammen und kann meist durch Belebung des Interesses beseitigt werden, sicherer und angenehmer, als durch Ermahnung und Drohung und Strafen. Wer hätte schon gehört, daß Kinder, denen die Mutter erzählt, untereinander plaudern oder „Nebendinge treiben"? Da sind die Augen weit offen, ja Mund und Nase sind

auf die Erzählerin gespannt. Für fremde Dinge ist da nicht Raum, und die erzählende Mutter hält die kleinen Seelen ganz in ihrer Hand. So kann es auch in den Religionsstunden sein, wenn biblische Geschichten erzählt werden. Viele Zeugen können wir freilich für diese Behauptung nicht anführen, denn wir wissen nicht viele, die schon in der Art der Mutter zu erzählen versucht haben. Aber auf die eigene Erfahrung können wir uns berufen. Hamburger Großstadtkinder aus gebildeten Häusern und Seelscheider Bauernkinder aus einfachsten Verhältnissen haben genau in der gleichen Weise reagiert: durch lautlose, atemlose Aufmerksamkeit. Vor einer solchen Klasse ist es wahrlich eine Freude zu unterrichten. Da sahen wir, so oft wir erzählten, in weitgeöffnete Kinderaugen, in Gesichter, die unwillkürlich die Stimmungen der Erzählung wiederspiegelten, oft Stimmungen und Empfindungen, die Kindern sonst nicht nahe liegen und die sie durch viele Erklärungen nicht verstanden haben würden. Das Leben der Erzählung weckte Leben in den jungen Hörern. Was ihnen sonst in der Schule meist unbekannt blieb, Stunden voll Spannung und völligem Hingenommensein durch den Unterrichtsstoff, das brachte ihnen die Religionsstunde. Und es war doch nicht nur während des Erzählens dies aufmerksame Interesse vorhanden, sondern auch bei der nachfolgenden Besprechung. Denn die drehte sich ja nun nicht um Vokabeln und allerlei Einzelgegenstände, sondern um die erzählten Vorgänge, um die Personen, deren Erlebnisse und Taten die Kinder so lebhaft interessiert hatten. Was in der Besprechung nachher sonst so langweilt, hatte ja die Erzählung vorausgenommen.

Noch ein Erfolg soll nicht unerwähnt bleiben, wir halten ihn für ganz besonders wichtig. Die Religionsstunde wird so auch für die Schwachbegabten zu einer frohen Stunde, zu ihrer Lieblingsstunde. Für viele Kinder ist die Schule ein Druck, für manche das Leid ihrer Jugend, wenn die Begabung fehlt, wenn bei aller Mühe und Plage doch die Leistungen mangelhaft blei-

ben und immer die andern vorauf sind. Welcher Lehrer hätte nicht Mitleid mit den „Schwachen", und doch kann er nichts ändern. Denn die selbstverständliche persönliche Nachsicht gegenüber den schwachen Leistungen einzelner Kinder im einzelnen Fall nimmt ihnen die Last nicht ab: im Unterrichtsstoff selbst liegt das Leid. Auch die scheinbar stumpfen Kinder fühlen es häufig genug schmerzlich, daß sie nicht können, was andere können, es ist ein Gefühl, wie das des kleinen Kindes, dem der ältere Bruder auf dem Wege vorläuft. Der Kleine keucht und kann nicht mit und bleibt bald stehen und weint. Solches Leid kann die Schule wohl nicht ganz vermeiden, aber sollte nicht die Religionsstunde wenigstens eine Ausnahme machen? Religion ist doch etwas anderes, als Rechnen und Geographie, in dem Religionsunterricht entscheiden doch nicht allein die erworbenen positiven Kenntnisse, viel wichtiger ist, daß die Kinder die Erinnerung an schöne, frohe Stunden mitnehmen. Wie sollen sie ein Verständnis dafür bekommen, daß unsere Religion eine frohe Botschaft ist, wenn sie ihnen in der Schule ein hartes Joch war? Und es ist doch so leicht, die Religionsstunde auch den Schwachbegabten leicht zu machen, gerade weil in ihr das Erzählen einen so breiten Raum einnimmt. Erzählend kann man doch so unterrichten, daß die Begabten gefesselt werden und die Unbegabten zugleich mit Lust und Interesse folgen. Nur muß der Lehrer dann eben von der Mutter und vom Märchen die Kunst des Erzählens lernen. Wie viel Freude dann sein Unterricht auch den Schwachen bereitet, das haben wir in mancher Stunde auf den Gesichtern der Kinder gelesen, und oft haben es uns die Eltern versichert.

Vom Einprägen.

Wir gaben für unsere Art zu erzählen im vorigen bereits einige ausgeführte Proben. Bei aller Kritik an ihren Einzelheiten, wird man wohl geneigt sein zuzugeben, daß

solche Erzählungen den Kindern wirklich Freude machen werden, ganz anders als es der beste Vortrag der Geschichte im Bibeltext vermag. Und wenn in allen Lehrbüchern über Methodik des Religionsunterrichts gefordert wird, daß der Lehrer durch die biblische Erzählung auf das Gemüt der Kinder nachdrücklich einwirken soll, so wird an dieser Forderung gemessen kein Zweifel sein, welche Art vorzuziehen ist, die herkömmliche oder die unsrige. Ein Widerspruch wird indessen manchem unter unsern Lesern längst aufgestiegen sein: die Geschichten sind viel zu lang, wie soll man sie den Kindern einprägen? die können Kinder ja unmöglich nacherzählen. Die Mutter mag so erzählen, denn sie hat nicht die Pflicht darauf hinzuarbeiten, daß die Kinder ihre Geschichten nachher auch „können". Im Schulunterricht aber kommt eben darauf alles an. Dieser Einwand ist natürlich nicht zu widerlegen, wenn unter dem „Nacherzählen" das Auswendigkönnen eines unveränderlichen Wortlautes verstanden wird. Eine Erzählung wie unsere Schöpfungsgeschichte wörtlich einzuprägen, ist selbstverständlich unmöglich, ein gutes halbes Jahr würde vergehen, bis sie „sitzt". Soll es also der Sinn der Einprägung sein, daß ein bestimmter Wortlaut in den Besitz der Kinder übergeht, so kann es sich dabei nur um ein kurzes Resumé der vorher weitläufig erzählten Geschichte handeln. Und dies scheint uns allerdings der zunächst gewiesene Weg, unsere Art der Erzählung in der Schule durchführbar zu machen. Die geltenden Vorschriften und maßgebenden Lehrbücher verlangen heute noch allermeist, daß die Kinder die biblische Geschichte in festem Wortlaut hersagen können und zwar natürlich im Bibeltext. Die Lehrer sind vielfach nicht in der Lage, die Fessel abzuschütteln, die ihnen damit angelegt wird[1]). Da bietet sich der Vermittlungsweg,

[1]) Die Bestimmungen der Lehrpläne sind freilich oft viel weniger eng, als die Forderungen einzelner Aufsichtsbehörden, vgl. S. 80 Anm.

daß sie in unserer Weise erzählen und als den „Kern" der Erzählung die Geschichte im Wortlaut des Lehrbuchs lernen lassen. In sehr vielen Fällen wird in der Tat der biblische Text ein völlig zutreffendes Resumé bieten, so z. B. gewiß bei den meisten Gleichnissen Jesu. In andern Fällen würde freilich der unabhängig gewonnene Auszug aus der dargebotenen Erzählung wesentlich vom Lehrbuch abweichen. Aber auch dann ist es nicht unmöglich, den Bibeltext einzuprägen, und der Lehrer braucht sich doch nicht an ihn bei der Darbietung zu binden. Hat er gut und eindrucksvoll erzählt, so werden die Kinder Stimmung, Gedanken und bunte Farben seiner Erzählung in den zu lernenden Text von selbst hineinlesen. Dieser gelernte Text wird dann später vielleicht aus dem Gedächtnis verschwinden und bleiben werden die Eindrücke der ersten Darbietung. So gibt der Lehrer den Kindern, was er ihnen geben will und was für sie Wert hat, und die Inspektion findet, was sie haben will.

Es ist ein Vermittlungsweg, eine Aushülfe in der vorhandenen Zwangslage, nicht das, was wir eigentlich wünschen. Denn das Auswendiglernen der Geschichten in einer stereotypen Form halten wir für unzweckmäßig und wissen uns darin in Uebereinstimmung mit vielen Lehrern. Es ist das ja ein Hauptpunkt, in dem die Praktiker gegen das System Widerspruch erheben und es als eine schwere Hemmung ihrer Arbeit empfinden. Wie viel Zeit braucht solche wörtliche Einprägung! wie ermattend wirkt die mechanische geistlose Arbeit auf den Lehrer, wieviel Quälerei bedeutet sie für die Kinder ganz besonders wieder für die Schwachbegabten! Und der Erfolg? Man redet viel davon, daß so den Kindern die Geschichten zum bleibenden Besitz würden. Ob diese Behauptung den Tatsachen gegenüber Stich hält? Wo man anklopft bei den Erwachsenen und schon bei der schulentlassenen Jugend, da findet man oft genug nicht eben viel von diesem bleibenden Besitztum, das die Theoretiker verheißen. Vielleicht war

es früher anders, als noch in der Masse des Volkes die Bibel und die von der Bibel ausgehende religiöse Literatur unter den Bildungsquellen die erste Stelle einnahm und die Eindrücke, die von dorther kamen, noch nicht so konkurrieren mußten mit der Fülle andersartigen Bildungsstoffes, der heute auch auf den einfachen Menschen eindringt. Heute sind die mit soviel Mühe gelernten biblischen Geschichten erstaunlich schnell aus dem Gedächtnis wieder geschwunden, weil sie von anderen Dingen verdrängt werden, die ihnen an lebendiger Kraft weit überlegen sind. Nur die starken Eindrücke aus dem Schulreligionsunterricht haften, das heißt aber, die allermeisten biblischen Geschichten haften nicht, denn sie sind wohl gedächtnismäßig eingeprägt, aber starke Eindrücke sind nicht von ihnen ausgegangen. Gewiß, einige Tatsachen, einzelne Vorgänge und Szenen werden dauernd behalten, und daneben findet sich eine Sammlung von Resten der gelernten Texte, halb oder ganz unverstandene Sätze und Ausdrücke. Das ist dann der bleibende Besitz. Was ist aber damit gewonnen? Die Hauptsache ist doch, daß die biblischen Geschichten dauernd als ein Schatz angesehen werden, den auch der reife Mensch im Leben noch verwertet. Wie es aber damit steht, ist bekannt genug. Der Erfolg des Schulunterrichts ist in dieser Beziehung vielfach gleich Null, schnell genug wirft man die biblischen Geschichten weg als alten Plunder. So kann der praktische Erfolg der üblichen Einprägungsmethode wirklich nicht dazu ermutigen, diese Methode festzuhalten, die von denen, die sie ausüben müssen, durchweg nur als eine Last empfunden wird.

Das Ziel, dem der biblische Geschichtsunterricht zustreben müßte, liegt in ganz entgegengesetzter Richtung: völlig freie eigne Reproduktion der Erzählung sollte das Ergebnis sein. Das wird sich ganz gewiß nicht immer erreichen lassen, aber wichtig ist, was als das Ideal der Aneignung gilt: fehlerloses Aufsagen des feststehenden Textes oder vielmehr eine Nacherzählung, die in ihrem Wortlaut weder dem Buche ent-

nommen ist, noch auch die Vorerzählung des Lehrers wiederholt. Nach unserer Auffassung wird der Lehrer dann am meisten mit der Nacherzählung zufrieden sein, wenn das Kind spricht „wie ihm der Schnabel gewachsen ist", mit Worten, die wirklich sein Eigentum sind. Dann erst kann von bleibendem Besitz die Rede sein. Auf den Inhalt kommt es doch an, nicht auf Worte, abgesehen von einzelnen Sprüchen und Sentenzen, bei denen die prägnante Form den Gedanken trägt (s. oben S. 83). Unter dem Inhalt ist einerseits der Gang der Handlung zu verstehen, andrerseits die innere Handlung, die Empfindungen, Gedanken und ihre Beziehungen untereinander und zur äußeren Handlung. Es ist natürlich sehr schwer, den Kindern die Geschichten so anzueignen, wenn die Vorerzählung farblos und eindruckslos war und das Verständnis der Vorgänge und vor allem der inneren Zusammenhänge erst nachträglich durch die Besprechung hinzugefügt wird. Von einer längeren Erzählung im biblischen Wortlaut bleibt nach einmaligem Vortrag den Kindern kaum etwas im Gedächtnis, und durch das Zerhacken der Geschichte in kleine Stücke wird freilich dem mechanischen Gedächtnis nachgeholfen, aber die innerliche Aufnahme vollends unmöglich gemacht. Ist dagegen die erste Erzählung gelungen, war sie in der Sprache verständlich, in der Schilderung bunt und anschaulich, im Aufbau dramatisch und spannend, so hat sie sich als Ganzes auch unmittelbar dem Gedächtnis der Kinder eingeprägt. Wir konnten in der Beziehung überraschende Erfahrungen machen. Unsere langen Geschichten haben wir den größeren Kindern stets nur einmal erzählt, — sofort wiederholte Erzählung zerstört nur den frischen Eindruck, da die Spannung sich nicht zum zweitenmal erzielen läßt, und die Kinder haben leicht die Empfindung, daß sie lernen und behalten sollen, wodurch die unmittelbare fröhliche Hingebung schon zerstört ist [1]). Wir

[1]) Das trifft nicht immer zu bei den Kleinen, die oft gerade verlangen, dieselbe Geschichte zweimal nacheinander zu hören. Nur

sind aber auch nie in Versuchung gewesen, diesen Fehler zu begehen, weil wir mit der einmaligen Erzählung meist alles erreichten, was man an unmittelbarer Einprägung nur wünschen kann. Es zeigte sich immer wieder, daß nicht nur der Gang der Handlung und die Hauptzüge der Erzählung sofort festgehalten waren, sondern auch eine Menge kleiner Züge, ausmalender Details, scheinbar leicht zu überhörender Kleinigkeiten. Ja gerade dies Kleinwerk, das nur zur Veranschaulichung dienen sollte, war sicher aufgefaßt und unterstützte die Erinnerung an die Hauptmomente. Wir sind oft überrascht gewesen, wie viel auch die Schwachen unter den Kindern davon aufgefaßt und behalten hatten, z. T. Einzelzüge, Stimmungsschilderungen und innere Beziehungen der Worte und Vorgänge, von denen wir glaubten, daß sie nur von den hellen Köpfen verstanden werden würden.

Natürlich sind die Kinder durch die eindrucksvolle Vorerzählung noch nicht unmittelbar in den Stand gesetzt, die Geschichte selbst nachzuerzählen, Versuche, die wir in dieser Beziehung mit Volksschülern anstellten, ergaben z. T., daß der Anfang der Geschichte ganz munter erzählt wurde, bald aber die Rede stockte oder die Fäden in Verwirrung gerieten. So wenigstens meist bei langen Geschichten. Von den im zusammenhängenden Sprechen ungeübten Landkindern konnten nur einzelne besonders geweckte eine kurze Geschichte sofort nacherzählen, während die geistig viel beweglicheren Großstadtkinder zuweilen auch längere Erzählungen ohne vorherige Besprechung wiederzugeben vermochten. Wenn es also auch zuweilen gelingt und als erfreulicher Beweis dafür gelten kann, daß die richtige Art des Erzählens viel mühsame Arbeit erspart, so ist es im allgemeinen doch nicht zu empfehlen, der Erzählung sofort die Nacherzählung folgen zu lassen. In den meisten Fällen ist eine

---

müßte der Lehrer, um das Gefühl des Lernensollens nicht hervorzurufen, die Kinder fragen, ob er noch einmal erzählen soll.

rekapitulierende Besprechung unentbehrlich, in jedem Falle erleichtert sie die Einprägung und arbeitet der Durchnahme vor. Am besten erfüllt solche Besprechung ihren Zweck, wenn sie der Vorerzählung noch innerhalb derselben Unterrichtsstunde folgt. Durch einige Fragen, die entweder an vorhergehende Geschichten anknüpfen, oder von der Hauptperson, dem Zentralgedanken, einem besonders auffallenden Zug, vom Schauplatz, oder auch dem Eindruck des Ganzen ausgehen können, leitet der Lehrer die Gedanken der Kinder zum Anfang seiner Erzählung zurück und geht nun in einer Art Unterhaltung noch einmal an ihr entlang. Dabei bietet sich von selbst Gelegenheit, die für den Fortschritt der Handlung bedeutsamen Momente herauszuheben und im Gedächtnis zu befestigen, zumal auch, wenn sich ein innerer logischer Zusammenhang der aufeinanderfolgenden Vorgänge aufzeigen läßt — was natürlich nicht immer der Fall zu sein braucht — oder wenn umgekehrt da und dort der Fortschritt überraschend, unbegründet, auffallend erscheint: weil dies nun so war, was dachte da David? was tat er deshalb? was war die Folge davon? u. s. w. oder als das geschehen war, was hätte man da von Jesus erwarten sollen? was geschah aber? was sagten da die Leute? welche seltsame Antwort gab ihnen Jesus darauf? u. s. w. Wenn so die Handlung, ihr logischer Fortschritt und ihre Sprünge und Kontraste deutlich markiert worden sind, werden die Kinder bei der Nacherzählung den Faden nicht leicht verlieren. In der Besprechung wird der Lehrer ferner auch versuchen Situationen, Zustände, Verhältnisse, die innerhalb der Erzählung schon anschaulich geschildert wurden, noch weiter den Kindern verständlich zu machen z. B. durch den Vergleich mit Dingen ihrer bekannten Umwelt, durch noch weitere Ausmalung des Einzelnen, vielleicht auch durch dramatische und mimische Darstellung einer Szene. Hat man eine Geschichte erzählt, die etwas will, d. h. auf einen bestimmten Gedanken hinzielt, die eine Lehre illustrieren, einen be-

abſichtigten Eindruck hervorrufen ſoll, ſo wird man bei der wiederholenden Unterhaltung vor allem auch Wert darauf legen, daß die Kinder dieſe Pointe der Erzählung richtig ſehen und die Beziehung der Vorgänge und einzelner Züge der Geſchichte zur Pointe erkennen. Iſt auch das verſtanden — bei Gleichniſſen iſt es beſonders wichtig — ſo werden die Kinder die Geſchichte ſich innerlich angeeignet haben und durchweg imſtande ſein, ſie nachzuerzählen. Auch bei dieſer Beſprechung kommt es vor allem darauf an, das Intereſſe der Kinder wachzuhalten und wichtiger als eine korrekte methodiſche Frageſtellung iſt die Lebendigkeit des Unterrichts. Der Lehrer muß ſelbſt ganz Intereſſe ſein, Augen und Hände müſſen mitſprechen, zuweilen auch der Zeichenſtift, wenn er ihn zu handhaben verſteht [1]).

Kompoſition und Analyſe.

Für die rekapitulierende Beſprechung gibt die Vorbereitung des Lehrers auf die Erzählung meiſt ſchon die nötigen Richtlinien. Nachdem die Kinder zuerſt dem unmittelbaren Eindruck des Bildes ſich hingeben durften, müſſen ſie nun die Einzelheiten näher ins Auge faſſen, die Grundlinien und Hauptkonturen aufſuchen, die Maße und Verhältniſſe, die Kompoſition verſtehen. Dieſe Verarbeitung der erzählten Geſchichte wird dann naturgemäß in weſentlichen Stücken der Vorarbeit des Erzählers korreſpondieren.

Es ſei geſtattet an einem Beiſpiel die Kompoſitionsarbeit des Erzählers und die Art einer erſten Beſprechung zu zeigen. Wir wählen das bekannte Gleichnis vom Schatz im Acker. Im Bibeltext Matth. 13, 44 umfaßt es nur einige Zeilen. „Abermal iſt gleich das Himmelreich einem verborgenen Schatz im Acker, welchen ein Menſch fand und verbarg ihn und ging hin vor Freuden über demſelbigen und verkaufte alles, was

[1]) Wo gute Wandbilder zur Verfügung ſtehen, ſind ſie natürlich ein hochwillkommenes Hilfsmittel für die Beſprechung.

er hatte und kaufte den Acker." Niemand wird behaupten, daß diese Geschichte, so vorgetragen, den Kindern irgendwelchen Eindruck macht. Man hat hier auch unmittelbar die Empfindung, daß der Text des Matthäus nicht die wirklichen Worte Jesu wiedergibt, sondern nur einen kurzen Auszug. Und der ist den Kindern keine Geschichte, dafür ist er viel zu kurz; was das Gleichnis soll, bleibt ganz dunkel, eine Stimmung hat die Erzählung nicht, denn es fehlt alle Anschaulichkeit, kurz das Gleichnis ist in der biblischen Gestalt völlig unbrauchbar für die Erzählung in der Schule. Sollen diese Worte von den Kindern auswendig gelernt werden, so ist dagegen nichts zu sagen, nur muß es eben auch für sie der Auszug, die kurze Inhaltsangabe einer ausführlichen und anschaulichen Geschichte sein. Diese gilt es also zunächst zu rekonstruieren.

Wir sehen uns die trockenen Worte etwas näher an. Erzählt ist nur von einer Person, von dem, der den Schatz findet. Näheres ist von ihm nicht gesagt; wir suchen indes nicht lange, wie wir ihn darstellen sollen: es war ein Bauer, der mit dem Pflug den Acker aufriß und dabei auf den vergrabenen Schatz stieß. Wir wissen noch mehr: dieser Pflüger war nicht Eigentümer des Ackers, den er bearbeitete, denn er muß ihn erst kaufen, also vielleicht ein Knecht des Besitzers? Doch wohl nicht, schwerlich hatte ein Knecht soviel eignen Besitz, daß er mit dem Erlös desselben hätte einen Acker kaufen können, auch sind die „Knechte" im Neuen Testament als Sklaven zu denken. Also ein Tagelöhner, der auf dem Gut eines größeren Besitzers arbeitete. — In den Textworten verbergen sich nun noch andere „Personen der Handlung". Eine kennen wir schon: den Eigentümer des Ackers, den wir uns als einen Großbauer vorstellen. Es heißt, daß der glückliche Finder den Schatz verbarg — wir sagen: wieder verbarg d. h. er brachte ihn wieder an seine Stelle und deckte Erde darüber. Vor wem verbarg er den Schatz? Wohl vor den Augen des Großbauern, oder besser noch vor dessen Knechten

und andern Tagelöhnern, die auf dem Gut arbeiteten. Dann sehen wir da noch die Leute, denen der Finder sein Hab und Gut verkauft, etwa seine Nachbarn, vielleicht einen, der gerne sein Gebiet nach der Seite hin abgerundet hätte. —

Wo liegen nun die *Hauptakzente*, die die Stimmung der Erzählung tragen? „Er fand einen Schatz, er ging hin vor *Freuden* und verkaufte *alles*. Es muß also unsere Aufgabe sein, diese Akzente stark hervortreten zu lassen. Die Freude des Finders wird nur überzeugend sein, wenn die Herrlichkeit des entdeckten Schatzes recht anschaulich gemacht ist, und der Hörer wird um so stärker die Freude mitempfinden, wenn der Finder in dürftigen Verhältnissen lebte und bei harter Arbeit doch nicht recht vorwärts kam, da wirkt das plötzliche Glück so stark erlösend und frohmachend. Andrerseits muß das „er verkaufte *alles*" sein rechtes Gewicht bekommen. Also werden wir das „alles" konkret darstellen: Haus und Garten, Hausrat und einzelne Besitzstücke, eins nach dem andern geht fort. Dabei muß der Hörer mitempfinden, daß es dem Mann nicht leicht war, alles herzugeben. Geldwerte kommen für den Besitz eines armen Taglöhners dem Schatz gegenüber nicht in Betracht, wohl aber Gefühlswerte: wir denken an die alten täglich gebrauchten Möbel, Erbstücke, an denen Erinnerungen hängen, Haustiere, die dem Besitzer fast wie Freunde sind. Wir fühlen, was es heißt: er verkaufte *alles*.

Was *will* nun die Geschichte? *Daß* sie etwas will, ist ja bei einem Gleichnis selbstverständlich. Unser Gleichnis zeigt ein sonst wohl auffallendes Tun, das in diesem Falle völlig einleuchtend und natürlich ist. Man wird diese Absicht deutlicher erkennen, wenn man der freudigen Entschlossenheit des Tagelöhners, der alles verkauft, das Staunen der Nachbarn gegenüberstellt, die sein Tun nicht begreifen, weil sie nicht wissen, um was es sich bei dem Kauf des Ackers handelt. Die Pointe des Gleichnisses ist unschwer zu erkennen: alles opfern, um großen Wert zu gewinnen. Das Lebensgebiet,

innerhalb dessen die Pointe des Gleichnisses wiedergefunden werden soll, ist angedeutet durch das Wort „Himmelreich"; dieser Begriff muß, wenn das Gleichnis den Kindern nicht unverständlich bleiben soll, vorher besprochen sein. Das „Himmelreich" oder „Gottesreich" ist der Zentralgedanke der Botschaft Jesu, das Gut, um das es sich für alle handelt, die seine Predigt annehmen; wir können etwa sagen: es handelt sich um die Zugehörigkeit zum Reich der Gotteskinder. Doch ist auf den Inhalt des Begriffs bei dieser Geschichte nicht einzugehen, die vom Gewinn des großen Gutes durch große Opfer redet. — Die Tendenz des Gleichnisses läßt sich auffassen als die Rechtfertigung einer geschehenen Tat: es hat einer für die Sache des Gottesreiches, die Sache Jesu alles geopfert — oder als eine Aufforderung zu solcher Opferbereitschaft. Ueberliefert ist nur das Gleichnis, wir suchen eine geeignete Umgebung, eine Veranlassung, eine Situation im Leben Jesu. Es ließe sich auf Jesu eigne Erfahrung beziehen: er gab ja alles hin für diese Gottessache. Das Gleichnis wäre dann, wie manche andere, ein dichterisches Selbstbekenntnis, veranlaßt etwa durch die Aeußerung des Erstaunens darüber, daß er Heimat, Beruf, Freundschaft aufgegeben hat. Ganz gewiß spiegelt sich auch Jesu eignes Erleben und die heroische Stimmung seiner Anfänge in der Erzählung wieder. Leichter verwertbar für die sittliche Erziehung wird das Gleichnis jedoch, wenn es als Aufforderung gefaßt wird, etwa als Aufruf an einen, der wohl willens ist, sich Jesus anzuschließen, weil er den Wert seiner Sache erkennt, der aber nicht die Kraft findet, große Opfer dafür zubringen, von vielem sich loszureißen. Nahe läge die Verbindung des Gleichnisses mit der Geschichte vom reichen Jüngling. Aber diese Geschichte ist an sich reich genug und das Gleichnis verliert an Eindrucksfähigkeit: der Jüngling findet ja eben n i c h t die Kraft sich loszureißen. Wir denken lieber an eine Situation ähnlich einer der Jüngerberufungen in Luk. 9, 57 – 62. Neben den beiden Brüderpaaren Simon-Andreas, Jakobus-

Johannes ließe sich ein fünfter Fischer von Kapernaum zeichnen, der nicht die schnelle Entschlossenheit besitzt und durch dies Gleichnis zur entschlossenen Nachfolge aufgerufen wird (für die, die bereits Jünger wurden, bedeutet es so zugleich eine Bestärkung in ihrem Entschluß). Eine derartige Situation werden wir als Rahmen für das Gleichnis erfinden. Damit ist die erforderliche Spannung geschaffen, die durch das Gleichnis gelöst wird und der Rahmen erklärt zugleich das Bild. Wenn nachher der zaudernde Fischer die Kraft des Entschlusses findet und mitgeht, ist das Gleichnis verstanden, die Hörer haben seine Beziehung zum Leben erfaßt, haben es an der Person des Fischers miterlebt.

Vorausgesetzt ist also: Jesus hat die beiden Brüderpaare zu Jüngern gewonnen. Er zieht mit ihnen durch die Dörfer am Seeufer in der Umgegend von Kapernaum und predigt dort.

»Jesus und seine Freunde waren wieder draußen gewesen am See bei dem kleinen Fischerdorf. Die Fischer und die Leute aus dem Dorf waren zusammengelaufen und hatten ihm zugehört, wie er von dem Gottesreich sprach, das nun kommen sollte, von dem Reich der Kinder Gottes. Als er gegangen war, zerstreuten sich die Leute am Ufer in eifrigem Gespräch über das, was sie gehört hatten. Nur einer blieb noch zurück, ein bärtiger Fischer, der dicht vor Jesus gesessen und aufmerksam zugehört hatte. Er saß auf einem umgestürzten Kahn, den Kopf in die Hand gestützt. Jesus sah ihn noch da sitzen, als er bei den ersten Hütten des Dorfes sich noch einmal umwandte und über den Strand und den See hinblickte. Die Sonne neigte sich zum Untergang.

Vom Dorf her kam einer mit Netzen zum Strand. Bei dem nachdenklichen Mann blieb er stehen und klopfte ihm kräftig auf die Schulter: „He Barthel, was sitzt du da, als hättest du nichts zu tun. Es wird Abend, wir müssen vor Nacht noch das große Netz draußen haben". Der angeredete Bartholomäus sprang auf: „du hast recht, es gibt noch zu tun,

fast hätt ich's vergessen, wir wollen uns eilen". Er nahm eine Stange auf, die neben dem Kahn lag, und sie gingen dem Strand zu, wo in den Booten die Fischer eifrig geschäftig waren, die Netze bereit zu legen und alles zur Ausfahrt zu rüsten. Ehe die beiden in ihr Boot stiegen, hielt Bartholomäus an, zeigte mit der Hand landeinwärts und sagte: „der hat, was uns fehlt, ja der kann uns helfen". „Wer, fragte der andere, der Zimmermann, der da vorhin hier geredet hat? Er hat schön geredet, so was hört man selten. Das Reich Gottes soll kommen, sagte er, nicht wahr?" — „Schön? fragte Bartholomäus — gewaltig hat er geredet. Vom Reich Gottes haben schon viele gesprochen, aber nun ist es nahe, und der weiß den Weg dahin; wer doch jetzt Zeit hätte, mit ihm zu gehen. Ja, wer das könnte." — „Komm, rief der andere, es wird Zeit daß wir auslaufen, wir sind schon die letzten. Es wäre doch schade, wenn wir den günstigen Tag versäumten. Das Wetter ist klar, diese Nacht ist da draußen was zu holen." — „Du hast recht, sagte Bartholomäus, es wäre schlimm, wenn uns der Fang entginge". Die beiden stiegen ins Boot. Die Netze wurden ausgebreitet, die großen Ruder eingelegt, das Segel aufgezogen, bald waren sie auch draußen auf dem See.

Es war am andern Morgen. Am Strand war es lebendig. Die Boote waren auf den Sand gezogen, die Fischer waren beschäftigt die Netze zum Trocknen aufzuspannen, oder auszubessern oder die Ausbeute der letzten Nacht aus den Booten in große Körbe zu bringen, die am Ufer standen. Die Frauen aus dem Dorf waren auch herausgekommen um zu helfen. Es war eine gute Nacht gewesen, alles freute sich über den reichen Fang, man hörte fröhlichen Zuruf, und manche sangen bei der Arbeit. — Vom Dorfe her kam Jesus mit seinen Freunden auf den Strand zu. Mit der Hand die Augen beschattend, blickte er wie suchend zu den Fischern hinüber und kam dann näher. Die Leute grüßten ihn freundlich und zeigten mit fröhlichen Worten auf die silberglänzenden Fische, die in

den Körben lagen, oder an Schnüren aufgereiht an Pflöcken aufgehängt waren. Aber dann wandten sie sich wieder zur Arbeit. Jesus ging am Strand entlang und suchte. Endlich fand er den rechten. In einer kleinen Bucht, von einem Hügel verdeckt, war Bartholomäus mit seinem Genossen bei der Arbeit. Er kam aus dem Boot und trug einen schwer gefüllten Korb mit großen Fischen und setzte ihn auf den Sand nieder. Als er sich aufrichtete, stand Jesus vor ihm. Einen Augenblick stand er fast erschrocken, dann ging ein freudiges Leuchten über sein Gesicht. Schnell wischte er sich die Hand am Schurz ab und streckte sie Jesus hin: „Gott grüß dich, Meister. Wie freue ich mich, daß du wieder zu uns herauskommst. Aber — fügte er ein wenig verlegen hinzu — du siehst, wir sind tüchtig in der Arbeit. Komm, setz dich ein wenig hier im Boot, wir sind bald fertig. Ich muß nur noch dies Netz flicken, das mir zerrissen ist". Jesus machte eine leicht abwehrende Handbewegung und blieb stehen: „wie heißt du, Fischer?" fragte er: „Bartholomäus" lautete die Antwort. „Bartholomäus sagte Jesus und sah dem Fischer fest in die Augen, ich suche dich. Geh mit uns. Laß deine Netze. Du sollst mit uns wirken für das Reich Gottes, das nun kommt. Geh mit uns". — Der Fischer schwieg, die Augen bald nachdenklich zu Boden gerichtet, bald auf Jesus, bald wieder auf den blauen See. Nach einer Pause fing er an: „Meister, wie gerne ginge ich mit dir. Ich bin ja so glücklich, daß ich dich gehört habe. Und wahrhaftig glaube mir, mir ists auch um das Gottesreich zu tun — aber du wirst es verstehen, mit dir gehen, das kann ich nicht. Du siehst wie wir zu arbeiten haben, unser Gewerbe ernährt seinen Mann, drüben im Dorf steht mein Haus, in dem meine Vorväter alle gewohnt haben; soll es nun leer stehen und verfallen? Und — ich bin am See geboren und groß geworden, den See verlassen und mein gutes Boot und das alles — Meister ich kann nicht leben ohne das, ich kann nicht mitgehen und das alles verlassen". — Jesus sah ihn eine Weile forschend an:

sollte er sich in diesem Mann mit den ernsten klugen Augen getäuscht haben? „Höre, Bartholomäus, ich will dir einmal eine Geschichte erzählen. Nimm nur dein Netz vor, ich setze mich ins Boot.“ Damit stieg er ein und die Jünger suchten sich einen Platz auf leeren Körben oder Haufen zusammengelegter Schiffstaue. Der Fischer hing sein Netz an einen Pflock, um die zerrissenen Maschen zu flicken. Jesus erzählte.

„Da war einmal ein Tagelöhner, der hatte ein kleines Häuschen am Ende des Dorfes von seinem Vater geerbt und ein Stück Gartenland dazu und einen kleinen Stall in dem ein Paar Ziegen standen. Er schlug sich so durch mit fleißiger Arbeit. Bei den begüterten Bauern in der Nachbarschaft arbeitete er tagsüber, und am Abend sah man ihn dann noch in seinem eigenen kleinen Garten graben und pflanzen, oder draußen am Waldrand Gras schneiden für seine Ziegen. Es war eines Tages im Frühjahr, da arbeitete er wieder auf einem Hof in der Nähe. Als die Morgendämmerung anbrach, war er schon auf dem Wege, wie gewöhnlich war er der erste. Er ging in den Stall, fütterte und putzte die beiden schweren Pferde, führte sie heraus und schirrte sie an den Pflug. Die Sonne ging eben auf, als er sie durchs Hoftor führte. Er ging heute eine ziemliche Strecke Wegs durch Aecker und Wiesen bis dahin, wo ein schmaler Streifen Busch in das Besitztum des Bauern einschnitt. Dahinter lag ein Stück Land mit wildem Graswuchs bedeckt, der Bauer hatte es mit dem Busch zusammen vor Jahren gekauft und bisher ungenutzt liegen lassen. Es hieß, früher habe da am Busch auch ein kleines Häuschen gestanden, doch davon wußten nur die alten Leute noch aus der Erzählung ihrer Großväter. Ein merkwürdiger einsamer Mann sollte da gehaust haben, der mit niemandem verkehrte. Eines Tages hatte man ihn tot in seiner Stube gefunden. Das Häuschen war dann bald zerfallen und die Verwandten hatten das wertlose Stück Land verkauft. Jetzt war von dem

Haus längst nichts mehr vorhanden und auf dem Feld wucherte Gras und Unkraut. Das Stück sollte nun unter den Pflug genommen werden.

Der Tagelöhner machte sich an die Arbeit, gab den Pferden noch ein Stück Brot, setzte die Pflugschar ein, nahm die Leine und nun gings los. Tiefe Furchen riß der Pflug in die Erde, es ging nicht leicht, der Boden war schlecht und voller Steine. Aber die Pferde zogen gut an und ihr Lenker verstand zu pflügen, mit fester Hand drückte er das scharfe Eisen in den Boden hinein. So hatte er schon eine Reihe von Furchen gezogen, da auf einmal: Kling! stockt der Pflug. Die Pferde reißen an den Stricken und bleiben dann stehen. „Die lästigen Steine" brummte ärgerlich der Pflüger und hebt den Pflug an. Aber das klang nicht als wäre da ein Stein im Boden. Und so fest saß der Pflug. Was mag das sein? Da er keinen Spaten hatte, grub er mit dem Pflugeisen und den Händen den Boden auf. Da fand er bald das Hindernis: ein verrosteter eiserner Kasten war da in der Erde vergraben. Mit größter Mühe hob er ihn heraus, er war schwer. Was mochte darin sein? Es hing ein Schloß daran, ein Schlüssel war nicht da, aber ein kräftiger Fußtritt half, das verrostete Schloß sprang auf. Der Mann hob den Deckel — da entfuhr ihm ein leiser Schrei. Ganz gefüllt war der Kasten mit goldenen Ketten, Ringen, Spangen mit Edelsteinen, Perlenschnüren, Armbändern, kleinen Kästchen, die mit funkelnden Steinen besetzt waren. — Ein vergrabener Schatz! der lag gewiß schon lang in der Erde. Ob ihn wohl einst der seltsame Mann hier versteckt hatte, der dort am Busch gewohnt haben sollte? — Der Tagelöhner kniete auf der Erde neben dem Kasten, nahm eine Kette heraus und ließ sie durch die schwielige Hand gleiten. Wie das glänzte! die war gewiß im Laden in Jerusalem viele 100 Taler wert — und das Kästchen hier mit 5 großen Perlen — und der Ring mit dem großen grünen Stein! Hui wie der blitzt! Er hielt

ihn in die Sonne: wie der funkelt! So etwas haben nur die reichſten Leute. Wie viel ſolch ein Ring wohl wert ſein mag? Wenn er mein wäre! Wenn der ganze Kaſten mir gehörte! Dann wäre ich ein reicher Mann und brauchte nicht mehr ſo hart zu arbeiten, dann wäre alle Sorge vorbei. Er dachte, was er alles anfangen wollte mit dem Reichtum: ein neues ſchönes Haus wollte er bauen und einen großen Garten dazu kaufen und einen Weinberg, und ein Pferd, nein zwei Pferde und einen Wagen, zwanzig Kühe ſollten im Stall ſtehen, und Knechte wollte er ſich halten. — Ja wenn der Schatz mein wäre, dann wollte ich ... — Ein Geräuſch ſchreckte ihn aus ſeinen Träumen auf. Knechte kamen vom Hof her. Die durften nichts ſehen. Schnell den Kaſten wieder in ſein Verſteck und Erde drüber gedeckt, daß niemand etwas davon merkte, was er da gefunden hatte, niemand durfte davon wiſſen. Eilig verbarg er den Schatz wieder, und gleich darauf ging er wieder ruhig hinter ſeinem Pflug, als ſei nichts geſchehen. Aber ſeine Gedanken kamen nicht zur Ruhe. Sie waren nicht mehr bei der Arbeit, er mußte immerzu an den verborgenen Schatz denken und an all das Glück, das er gewinnen würde, wenn der eiſerne Kaſten ihm gehörte. Aber nach dem Geſetz gehörte er dem, dem auch das Stück Land gehörte, wo er gefunden wurde. Er mußte den Acker haben, dann hatte er auch den Schatz. — Als er den Pflug umwandte, hielt er einen Augenblick inne, ehe er die neue Furche anfing und dachte nach. Ob er den Acker nicht kaufen konnte? Sehr viel konnte das ſchlechte Stück ja nicht koſten — drei Morgen groß — vielleicht 200 Taler. Aber woher 200 Taler nehmen, er hatte ja nichts. Nichts? Er hatte doch ein Häuschen und ein Stück Gartenland, das konnte er ja verkaufen. — 200 Taler war das noch wert. Freilich es war ſeit Menſchengedenken im Beſitz ſeiner Familie geweſen, ſein Urgroßvater hatte ſchon darin gewohnt. Es war doch ſchmerzlich, wenn das nun in andere Hände übergehen ſollte. Aber der Schatz! Wenn er den

hatte, konnte er sich ein ganz anderes Haus bauen, ein viel schöneres. Er mußte den Schatz haben, es koste, was es wolle. – So stand er eine Weile in Nachdenken versunken. Dann richtete er sich entschlossen auf, hob den Pflug aus, stellte die Pflugschar auf und wandte die Pferde zum Heimweg. In schnellem Schritt gings zum Hof, eilig schirrte er aus, brachte die Pferde in den Stall und verließ den Hof. Zu Hause wusch er sich, zog seine besten Kleider an und ging dann wieder zum Hof zurück. Er fragte nach dem Gutsherrn. Man wies ihn nach einer kleinen Stube die er gut kannte, da wurde am Ende der Woche der Lohn ausgezahlt. Als er eintrat, sah ihn der Bauer fragend an: „na, was wünschst du." Schüchtern die Mütze in der Hand drehend, fing der Tagelöhner an: „ich habe gehört Herr, – man sagt es im Dorf, ihr wollt das Grundstück hinter dem Busch verkaufen, es liegt ja auch etwas weit draußen." „Daß ich nicht wüßte, sagte der Bauer, ich hatte doch grade bestimmt, daß es jetzt unter den Pflug genommen werden sollte. Immerhin, fügte er nachdenklich hinzu und strich sich den Bart, wenn sich ein Käufer fände, ließe sich die Sache überlegen, es ist in der Tat abgelegen, der Busch schneidet da ein, er wäre eigentlich die richtige Grenze. Aber – unterbrach er sich – was geht dich das denn an?" „Ich möchte das Stück kaufen". „Du, fragte der Bauer erstaunt, hast du denn Geld dazu?" „Ich denke, es wird schon langen, antwortete der Tagelöhner, sagt mir nur, wieviel das Stück kosten soll." — Der Bauer sah ihn kopfschüttelnd an: „Mensch, du bist nicht klug. Mach dich doch nicht selbst unglücklich. Das ist so'ne Sache mit dem Land kaufen, mancher hat sich dabei schon verrechnet und alles verspielt. Spare deine Groschen, Mann, was willst du denn mit dem Stück? Es liegt ja viel zu weit von deinem Haus. Wenn du absolut kaufen willst, dann doch ein Stück nahebei". Der Tagelöhner antwortete eifrig: „In meiner Nähe ist das Land zu teuer und die Entfernung macht mir nicht viel aus. Ich hab alles überlegt

und bin entschlossen. Wie viel wollt ihr für das Stück haben?" „Nun denn sagte der Bauer, ich habe dich gewarnt, ich bin nicht schuld, wenn du dich unglücklich machst". Dann überlegte er und rechnete an den Fingern und murmelte Zahlen vor sich hin. Gespannt und aufgeregt wartete der Käufer. Der Bauer sah ihn an und schüttelte den Kopf: „Du kannst es ja doch nicht bezahlen. 250 Taler. Es ist noch gering gerechnet für die 3½ Morgen. Natürlich stückweis geb ichs nicht ab, entweder ganz oder gar nicht." Er sah wie der Tagelöhner erschrak, als er den Preis hörte und sagte: „Nicht wahr, es ist nichts mit deinem Plan, gib ihn auf". Einen Augenblick stand der Arbeiter unschlüssig. „250 Taler murmelte er, das ist viel. Aber ich denke es wird gehen. Also für das Geld kann ich den Acker haben?" „Ja, nicht mehr und nicht weniger als 250 Taler. — Na, überleg dir die Sache nochmal, du bist ja ganz blaß, du bist zu aufgeregt. Es ist nichts für Dich Geschäfte machen."

Der Arbeiter ging. Auf dem Wege überlegte er, wie er das Geld zusammenbringen sollte. Haus und Garten müßte er verkaufen, aber das würde nicht ganz ausreichen, die Möbel müßten auch fort, auch der alte Schrank mit der schönen Schnitzerei. Auch die beiden Ziegen würde er wohl hergeben müssen. Viel blieb dann nicht. Aber der Schatz! Es mußte sein. — Er ging gradeswegs zu seinem Nachbar. Er wußte, daß der das kleine Grundstück nebenan schon längst gern gehabt hätte. Er wurde auch bald mit ihm einig: 180 Taler hatte er für Haus und Garten bekommen. Nun gings zu einem Händler im Dorf. Der kam mit, und besah alles Stück für Stück und handelte. Die Möbel, Tisch und Stühle und Bett und der schöne Schrank und alles und die Geräte und Kleider. Aber es reichte noch nicht, die beiden Ziegen kamen dazu. Er strich den Tieren noch einmal über das glänzende Fell. Sie wurden auch aufgeschrieben. Noch fehlten 10 Taler. Der Tagelöhner sah sich in der Stube um: alles war ver-

kauft, es war nichts mehr da. Nur noch ein Stück hatte er zurückgehalten. Er hatte noch ein kleines Kästchen, darin war ein Ring verwahrt mit einem schönen geschnittenen Stein. Es war das letzte Andenken an seine verstorbene Mutter, ein altes Familienerbstück, das er wie ein Heiligtum bewahrt hatte. Als die Mutter starb, hatte sie's ihm gegeben, und er hatte es wert gehalten; auch damals, als er sehr in Not war, hatte er doch diesen Ring nicht weggegeben. Jetzt holte er das Kästchen aus dem Schrank und hielt es in der Hand. Er machte es auf und betrachtete den Ring. „Na, habt ihr noch was?" fragte der Händler, „laßt sehn". Zögernd gab er das Kästchen hin. „Ein Ring? Alte Arbeit, hm, nicht schlecht. 8 Taler." — „Halt, rief der Tagelöhner, 10 Taler, keinen Pfennig drunter." Der Händler wiegte den Kopf. „10 Taler ist viel Geld, ich gewinne so nichts bei der ganzen Geschichte." „10 Taler, wiederholte der Tagelöhner, sonst wird aus dem ganzen Kauf nichts". „Na denn, weil ihr es seid. Habt ihr sonst noch was?" Der Gefragte schüttelte den Kopf: „Nichts, gar nichts". — „So machts also zusammen 70 Taler". Der Händler zog einen Beutel heraus und zählte die Geldstücke auf den Tisch. Mit zitternder Hand strich der Arbeiter sie ein. Ein triumphierendes Lächeln ging über sein Gesicht: 250 Taler waren sein. Er konnte den Acker kaufen. Noch einmal ging er durch die Stuben, in denen er so lange gewohnt hatte, da und dort hielt er an und berührte mit der Hand die alten Stücke, sah dann noch einmal in den Stall und rief seine Tiere beim Namen. Nichts gehörte ihm mehr als die Kleider, die er am Leibe hatte. Aber als er draußen stand, da schwenkte er seine Mütze und rief Juchhe! — Nachbarsleute hörten es und sahen, wie er eilig davon lief; der ist verrückt geworden, dachten sie. Er lief geradeswegs zum Gutshof und stand bald vor dem Bauern. Der sah ihn noch erstaunter an, als am Morgen. „Schon wieder da?" „Hier bringe ich das Geld, 250 Taler für das

Grasstück am Busch." Das Geld wurde aufgezählt, die Summe stimmte. Der Bauer nahm ein Stück Pergament und schrieb den Kaufvertrag auf, er wurde unterschrieben. „Ist der Acker nun mein?" fragte der Taglöhner, indem er das Papier an sich nahm. „Natürlich ist er nun dein." „Gehört er auch ganz mir?" Der Bauer lächelte: „ganz und gar, samt allem Unkraut und allen Steinen." Da war der Arbeiter auch schon draußen. Kopfschüttelnd sah ihm der Bauer nach. „Bei dem stimmts nicht ganz. Er war doch sonst so verständig." Der Arbeiter lief freudestrahlend aus dem Hause: „der Acker ist mein, der Acker ist mein" murmelte er vor sich hin. Er wollte nach Hause laufen, um einen Spaten zu holen. Da besann er sich: er hatte ja kein Haus mehr, keinen Spaten und nichts. Er hatte gar nichts mehr als dies Stückchen Papier, das ihn zum Besitzer des Ackers machte. Aber in dem Acker war der Schatz. Der Schatz war sein!"" [1])

Jesus schwieg und sah den Fischer fragend an. Der hatte längst aufgehört an seinem Netz zu arbeiten, er hatte nur zugehört. Nun stand er auf und sah auf den See hinaus, als suche er etwas. Er atmete schwer, mit unruhiger Hand zerrte er an seinem Schurz. „Bartholomäus, fragte Jesus leise, verstehst du die Geschichte von dem Mann, der für den Schatz alles verkaufte?" Der Fischer richtete sich grade auf, ging auf Jesus zu und streckte ihm die Hand hin: „Meister, ich verstehe die Geschichte. Ich gehe mit dir." Die Jünger aber sahen sich an mit leuchtenden Augen und nickten sich zu, als wollten sie sagen: es war unsere Geschichte, die er erzählt hat.«

Aus den wenigen Zeilen des biblischen Textes ist eine lange Geschichte geworden, die eine reichliche halbe Stunde zur

[1]) Eine vielleicht sehr wirksame Belebung des Verständnisses läßt sich durch Classen's paralleles Gleichnis in „Christus heute" bei Stadtkindern erzielen. — Für die Erzählung von der „kostbaren Perle" verweisen wir auf Fr. Naumanns Andacht in der Sammlung „Gotteshilfe". Ausgabe in 1 Bd. S. 236).

Erzählung in Anspruch nimmt. Sie sofort nacherzählen zu lassen ist unmöglich. Da muß die Besprechung helfen, den Gang und die Einzelheiten einzuprägen. Der Rest der Stunde reicht in diesem Falle dazu nicht aus, der Lehrer wird daher entweder nach der Erzählung den Gang der Handlung selbst noch einmal vorführen und erst in der nächsten Stunde die eigentliche Besprechung beginnen; oder er muß teilen. Bei dieser Geschichte, einer Rahmenerzählung, ist die Teilung möglich und vorzuziehen. Wenn im unmittelbaren Anschluß an die Erzählung der Rahmen besprochen und die Stellung der Gleichniserzählung im Zusammenhang klar gemacht ist, kann die genauere Behandlung des Gleichnisses selbst aufgeschoben werden: denn der Gang der Handlung prägt sich dem Gedächtnis ohne weiteres ein und wird zudem durch den Rahmen noch festgehalten. Eine andere Teilung ist dagegen ausgeschlossen, vor allem wäre es ganz falsch, sich die Grenze der beiden Abschnitte durch die Schulglocke diktieren zu lassen. Die Benützung der noch zur Verfügung stehenden Zeit muß vorher überlegt sein, damit ein geschlossener Eindruck bleibt. Je nachdem wird man die Erzählung in großen oder kleinen Schritten durchmessen.

Die Erzählung nun hat zwei Hauptpersonen: den Fischer in der Rahmenerzählung, den Tagelöhner im Gleichnis, die Korrespondenz zwischen beiden ist leicht erkennbar, auf ihr beruht die Pointe des Ganzen, und das Verständnis dieser Pointe ist die Voraussetzung für eine sichere gedächtnismäßige Einprägung. Die Kinder müssen verstanden haben, warum Jesus das Gleichnis dem Fischer erzählte, und warum es bestimmend auf ihn einwirkte. In der Besprechung gehen wir darum sofort auf dieses Ziel los: was war's mit dem Fischer? An das zuletzt Erzählte knüpfen wir an. Kein Kind bleibt die Antwort schuldig auf die Frage, was der Fischer zuletzt zu Jesus sagte: ich gehe mit dir. Was das für ihn bedeutet: er wird ein Jünger Jesu, wandert mit ihm, hört auf, Fischer

zu sein. Von da über den Schluß des 1. Teils der Rahmenerzählung zum Anfang: Kurz vorher war der Fischer nicht bereit gewesen mitzugehen, obwohl Jesus ihn aufgefordert hatte und obwohl er selbst für Jesus begeistert war. Worin zeigt sich das? Bei Jesu Predigt sitzt er ganz vorn — nachher bleibt er nachdenklich sitzen (beschreiben!) und vergißt fast die Arbeit, bis sein Geselle ihn holt (erzählen!). Wie er von Jesus spricht („er", seine Gedanken sind noch ganz von ihm erfüllt) und zeigt, welchen Eindruck ihm Jesus gemacht hat (die Worte wiedergeben), er wünscht, er könnte mitgehen. Seine Gedanken werden abgebrochen: die Arbeit drängt. (Erzählung der Ausfahrt. Beschreibung des Treibens am Strand nach dem guten Fang.) In welcher Stimmung findet Jesus die Fischer? Weshalb kam er wieder? Wo findet er den Bartholomäus? (Beschreibung der Begegnung.) Unterschied im Benehmen des B. gegenüber den andern Fischern. (Einladung zum Bleiben.) Entgegnung Jesu. (Aufforderung, mitzugehen.) Die Lösung jenes doppelten „obwohl": Was hindert ihn, dem Wunsch Jesu und dem eigenen Wunsch zu folgen? (seine Antwort wiedergeben). Noch einmal klare Feststellung des „Knotens" unter Rekapitulation des bisherigen Gangs. Das Gleichnis bringt die Lösung: der Fischer, der sich nicht entschließen kann, alles zu verlassen, um Jesus zu folgen, obwohl ihm das selbst als etwas Herrliches erscheint, findet den Entschluß, als er die Erzählung Jesu gehört hat. Jesus erzählt von einem Mann, der auch alles, was er hat, hingibt für etwas ungleich Größeres, Wertvolleres, für den Schatz, den er fand. (Diese Pointe ist vorher festzustellen, auch wenn das Gleichnis ausführlich erst in einer folgenden Stunde besprochen wird.)

Wenn das Verstehen und Einprägen der Rahmenerzählung von den Kindern einiges Nachdenken verlangte, so tritt bei der Besprechung des Gleichnisses viel mehr die Phantasie in Tätigkeit. Die Unterhaltung über dieses Stück wird denn auch den Kindern die meiste Freude machen. Da ist nun Ge-

legenheit zur Ausmalung der Details: das Häuschen und der Garten des Tagelöhners, mit allem was darin ist, der Gutshof, der Schatz u. s. w. werden deutlich beschrieben [1]), einzelne Szenen möglichst dramatisch-lebendig dargestellt, besonders die Entdeckung des Kastens, der Verkauf der Habseligkeiten an den Händler und das Benehmen des Arbeiters, als er das Kaufgeld in Händen hat.

Die äußere Handlung wird sich so ohne weiteres einprägen und die innere Handlung wird auch schnell aufgefaßt, wenn die Stimmung der einzelnen Situation und die Beziehung der Motive zu einander hervorgehoben wird: die Freude des armen Tagelöhners, als er statt ärgerlicher Steine (grade auf diesem Ackerstück naheliegende Vermutung) den reichen Schatz findet; wie er am äußeren Glanz sich freut und dann Zukunftsbilder (welche?) entwirft, indem er die Kostbarkeiten in Geldwerte umdenkt, über die er verfügen kann. Seine instinktive Furcht vor Mitwissern, seine innere Unruhe, als er bei der weitern Arbeit überlegt, wie er in den Besitz des Schatzes kommt, d. h. in den Besitz des Ackers, seine Entschlossenheit, für den Schatz Haus und Garten (alles Erbe!) zu opfern; seine bange Spannung, wie viel der Gutsherr fordern wird, sein Erschrecken über den Preis (wie es der Gutsherr deutet?) und seine Entschiedenheit, noch mehr zu opfern als Haus und Garten, sein Schmerz beim Verkauf der Dinge, an denen ihm innere Werte hängen (welche Werte?), der Triumph der Freude über den Abschiedsschmerz (Deutung der Nachbarn), die Aufregung beim Kauf (Deutung des Gutsherrn), Ausklang: Jubel. Den Schluß der Besprechung bildet wieder eine ganz kurze Rekapitulation durch den Lehrer: also ein Tagelöhner, ihr wißt ja, in seinem Häuschen, arm ... wie er eines Morgens zum Guts-

[1]) Bei Stadtkindern muß natürlich auch das „landwirtschaftliche" Detail besprochen werden, bei Landkindern zieht man Zustände und Vorkommnisse der Heimatgegend zur Illustration heran.

hof geht – in den Stall – aufs Feld – wohin? – was er tut – wie der Pflug stockt – was er findet – was er für Pläne macht — die Knechte kommen, er verbirgt den Fund – unruhige Ueberlegung – er muß den Acker kaufen — was er dafür opfern will – Heimweg – in der Stube beim Gutsherrn – wie er schüchtern anfängt – wie der Bauer abrät – der Preis – Ueberlegung auf dem Wege – der Verkauf von Haus und Garten – der Möbel, der Tiere, des Ringes – Abschiedsschmerz und Freude – kopfschüttelnde Nachbarn — der Kauf – lauter Jubel: er hat nichts mehr, aber ihm gehört der Schatz. —

Die Nacherzählung ist auf diese Weise genügend vorbereitet[1]) und wird auch schwächeren Kindern gelingen, wenn erst die Scheu überwunden ist, gradeheraus zu sprechen. Solange die Kinder die Schule noch nicht kennen, ist von dieser Scheu meist nichts zu spüren, da reden die kleinen Leute oft mit einer Geläufigkeit, die ganz erstaunlich ist. Nachher aber, wenn sie in der Schule lernen sollen, zusammenhängend zu sprechen, dann gehts nicht mehr, die Räder laufen nicht mehr von selbst, sie müssen mühsam gedreht werden. Es dauert gar nicht lange, da getrauen sich die Kleinen kaum noch, mehr als einige Worte auf einmal zu sagen. Ganz wird sich diese lähmende Einwirkung des Schulunterrichts wohl nicht vermeiden lassen, schon die Gegenwart des Lehrers und der ganzen Klasse macht manche Kinder auf die Dauer befangen. Aber daß eine so vollständige Lähmung eintritt, das liegt doch auch an der üblichen Unterrichtsweise. Es gibt einen pädagogischen Grundsatz, der jedem Seminaristen so eingeimpft wird, daß er meist zeitlebens vergißt, seine Berechtigung zu prüfen: „jede Unterrichtsstunde

[1]) Wir sind natürlich nicht der Meinung, als müßten die Erzählungen in genau dieser Ausführlichkeit und Vollständigkeit besprochen werden. Es empfiehlt sich aber, daß der Lehrer sie in dieser Weise durcharbeitet, auch wenn er in der Klasse nicht auf alles eingeht.

soll auch eine Sprachstunde sein". Verkehrter kann nichts sein, als dieser Grundsatz, wie er allgemein verstanden und gehandhabt wird. Ein Körnchen Wahrheit ist darin: der Lehrer, der ein gutes Schriftdeutsch frei beherrscht, wird durch sein Sprechen in allen Stunden spracherzieherisch wirken. Ohne Absicht und Kraftaufwand schulen die Kinder an ihm ihre Ausdrucksweise, und wenn sie in irgend einer Stunde versuchen, zusammenhängend wiederzugeben, was sie vom Lehrer empfangen haben, so gewinnen sie damit gewiß auch sprachliche Uebung. Das ist aber auch alles. Verderblich wird der Grundsatz, wenn die Sprachschulung in andern, als der Grammatikstunde als selbständiger Zweck des Unterrichts angesehen und die Naturgeschichts- oder die Religionsstunde zur Sprachstunde erniedrigt wird. Eine Erniedrigung ist es wirklich. Ich denke noch mit Schauder an einige sog. „Musterlektionen" auf einem preußischen Lehrerseminar. Angeblich sollten es Religionsstunden sein, in Wirklichkeit waren es Sprachübungen an einem religiösen Stoff. Das war ein fortwährendes Korrigieren dialektischer Eigentümlichkeiten der Kinder, falscher Wendungen und Satzkonstruktionen, ein stets nachfolgendes Einüben des korrekten Ausdrucks und Satzes durch Wiederholung und Chorsprechen; wie oft folgte der sachlich richtigen Antwort das Kommando: im ganzen Satz sprechen! Was war eigentlich der Unterrichtserfolg? Daß es gelang, erst einen Satz zu sprechen, dann 2, 3, 4 Sätze mit einander zu „verbinden". Eine unselige Methode. Wozu dies: im ganzen Satze antworten, was doch im Leben kein vernünftiger Mensch tut, die Kinder quält und den Unterricht langweilig macht. Wie viel kostbare Minuten werden damit vergeudet. Und wieder denke ich an die schwächeren Kinder. Oft genug kommen die mit ihrer richtigen Kenntnis nicht heraus, weil sie nicht imstande sind, einen Satz daraus zu machen. Da fangen sie an, sagen zwei Worte und sitzen fest und über der Angst um den Satz ist die Erkenntnis wieder verschwunden, sie wissen nun wirklich keine Antwort. — Und

das Korrigieren von dialektischen Eigentümlichkeiten, Wendungen der Umgangssprache! Die Kinder geben sich von selbst Mühe hochdeutsch zu sprechen, da ist genug, wenn der Lehrer ganz grobe Sprechfehler, die die Harmonie des Unterrichts stören, weil sie ihn selbst nervös machen, ohne viel Fragen und Reden verbessert. Aber gewiß ist es auch ratsam, daß er seine in diesem Punkte immer leicht erregbaren Nerven möglichst abstumpft. Ich spreche hier nicht mit Ironie, ich habe es selbst quälend erfahren, wie es dem Lehrer nicht leicht ist, seine Empfindlichkeit gegen Sprachungezogenheiten — auch um eines großen Stoffes willen — zu bekämpfen. Aber nötig ist es, denn die Nervosität des Lehrers macht auch die Kinder ängstlich und hindert in ganz ungeahntem Maße die unmittelbare Berührung und den freien Austausch, der zwischen Lehrenden und Lernenden so notwendig ist. Nehmen wir aber den Kindern einmal diese Sprachfesseln ab, dann tritt ihnen die Freude am Gehörten und das ganze Herz auf die Lippen, dann entwickeln sie eine Reproduktivität, ja auch Produktivität, die der Lehrer nicht in ihnen gesucht hätte. Dann wird der Stoff den Kindern erst ganz lebendig, sie sind ganz anders bei der S a c h e. Und darauf kommts doch in der Religionsstunde vor allem an.

So ist uns denn auch bei der Besprechung der erzählten Geschichte die freie, auch sprachlich nicht eingeengte Lebendigkeit die Hauptsache. Was schadets, wenn die Kinder in ihrem fehlerhaften Kinderdeutsch antworten, wenn sie nur fröhlich und frisch von der Leber weg reden; was tuts, wenn der Satzbau mehr als originell ist, wenn eine originelle eigne Anschauung in dem Satz sich auszudrücken sucht. Je ungezwungener man die Kinder reden läßt, um so mehr werden sie von der Sprache der Erzählung lernen, die ihrer eignen Art ja auf halbem Wege entgegenkommt und in soviel höherem Maße, als der Bibeltext es vermag den Schatz von lebenden Worten und Ausdrucksmöglichkeiten vermehrt. Durch die Freiheit wird hier erreicht, was

soll auch eine Sprach[illegible] [illegible] aber [illegible] verhindert. Der Er-
als dieser Grundsatz, w[illegible] [illegible] allermeist, daß
habt wird. Ein Körn[illegible] [illegible] aber eine Sache aussprechen kön-
ein gutes Schriftdeutsch[illegible] [illegible] oft noch bei Sekundanern und
in allen Stunden [illegible] [illegible] gebildeten Stände bestellt! — Die
Kraftaufwand schulen [illegible] [illegible] Antworten und Nach-
und wenn sie in [illegible] [illegible] grade diese Fähigkeit zu ver-
hängend wiederzuge[illegible]
so gewinnen sie d[illegible] [illegible] enge doch auch sachlich nicht
ist aber auch alles [illegible] [illegible] ein. Nicht das ist zu erstreben,
Sprachschulung in [illegible] [illegible] Erzählung des Lehrers genau
ständiger Zweck [illegible] [illegible] äußere und innere Handlung
schichts- oder die [illegible] [illegible] kommt. So lasse man die
wird. Eine Er[illegible] [illegible] phantasieren und falle nicht ein,
Schauder an ein[illegible] [illegible] Kühe als Ziegen in den Stall
schen Lehrersem[illegible] [illegible] ein Kind ruhig erzählt: „da
in Wirklichkeit [illegible] [illegible]: „Abraham trug das Messer
Stoff. Das w[illegible] [illegible] wird es freilich so stehen,
Eigentümlichke[illegible] [illegible] Phantasie anregen als eindämmen
konstruktionen [illegible] [illegible] der Unterschied zwischen Stadt
Ausdrucks und [illegible] [illegible] sehen zu wenig und lesen zu
wie oft folgt [illegible] [illegible]. Um so wertvoller wird ihnen
im ganzen S[illegible] [illegible], die zugleich eine Anregung
erfolg? Daß [illegible] [illegible] mit sich bringt.
3, 4 Sätze [illegible]

[illegible]erzählung.

thode. Wo[illegible] [illegible], daß die Kinder trotzdem meist
Leben kein[illegible] [illegible] Geschichten nachzuerzählen, auch
Unterricht [illegible] [illegible] vorangegangen ist. Unsere
den damit [illegible] [illegible] gelehrt, diese Fähigkeit nicht zu unter-
ren Kin[illegible] [illegible] nicht nur die Begabtesten, die
nis nicht [illegible] [illegible] Zusammenhang hübsch vortragen
zu mach[illegible] [illegible] sogar mehrfach zu unserer Ueberra-
und [illegible] [illegible] der, die nach ihren Leistungen in an-
versch[illegible] [illegible] unbegabt galten, vorzüglich nacher-

zählen konnten. Verstand und gutes Gedächtnis sind dafür eben nicht allein ausschlaggebend. Gelegentlich haben wir auch früher erzählte Geschichten in der Klasse schriftlich nacherzählen lassen, was übrigens den Kindern durchweg großes Vergnügen machte, Zensuren gabs ja natürlich nicht. Einige Proben dieser Nacherzählungen mögen hier folgen. Leider fehlen uns solche von Kindern aus den früheren Schuljahren, von denen manche gradezu überraschend gut waren.

Jesus und die Ehebrecherin (Vorerzählung).

»Es war ein glühend heißer Tag. Jesus war mit seinen Jüngern hinaus gegangen aus der Stadt (Kapernaum) ins Hügelland, wo der Wind vom See her etwas Kühlung brachte. Er saß an dem Stamm einer schattenden Eiche, die Jünger standen und lagerten ringsum unter dem Blätterdach, wo sie Schutz suchten vor den stechenden Strahlen der Sonne. Es waren heute nicht viele oben, sie hatten noch zu arbeiten und nur hin und wieder blickte einer von der Landstraße oder vom Seegestade aus sehnsüchtig hinauf und freute sich auf die stille Abendstunde, die er heute noch zu Jesu Füßen zubringen wollte.

Jesus sprach mit seinen Jüngern über die Arbeit, die ihrer wartete. Leise lüftete der Wind sein Haar und seine Finger spielten, während er sprach, mit einem trockenen Zweige, den er irgendwo am Wege aufgenommen hatte.

Die Sonnenglut lastete schwer, tief blau wölbte sich der Himmel und spiegelte sich, von silbernen Blitzlichtern unterbrochen, in der leichtbewegten Fläche des Sees. Schön ist der Genesar-See, von grünen Hügeln und starren, schroffen Felsen umrahmt, tief schneidet das Wasser in blauen Buchten unter hängendem Gezweig ins üppige Land ein. Hier oben hörte man noch leise das Plätschern der Wellen, das Knarren der Ruder und das Klatschen der Segel im Winde. Man sah die Kin-

[1]) Sie wurden auf die Schiefertafel geschrieben und existierten daher nur bis zur nächsten Pause.

der, die am Strande mit Muscheln spielten, die Frauen, die am Boden sitzend Netze flickten und die Männer, die langsam die Ruder bewegten.

Da entstand unten am Strande eine Bewegung, rasch rotteten sich die Leute zusammen, man hörte zornige, schmähende Worte und nun bewegte sich eine ganze Schar von Menschen den Hügel hinauf. Die da oben blickten gespannt, was das wohl sei, und jetzt konnte man's sehen. Inmitten eines Schwarmes drohender und schimpfender Leute führten zwei Männer mit Gewalt eine blühende Frau, die angstvoll blickte und auf Flucht zu sinnen schien.

Jesus blieb ruhig sitzen, bis sie herankamen, er fragte auch nicht. Aber das war auch nicht nötig, schon trat einer der Männer vor und berichtete in entrüstetem Ton: „Diese Frau hat sich mit einem fremden Mann verbunden, hat ihren eigenen Mann verlassen und ihm die Ehe gebrochen. Nach dem Gesetze des Moses verdient sie Steinigung. Was sagst du?" Jesus blickte sich um: lauter finstere, grausame Gesichter, so viele Hände hielten schon den schweren Stein umspannt, so viele Muskeln waren schon gestrafft, ihn zu heben und zu werfen. Und die Jünger — Verachtung und Abscheu malten sich in ihren Gesichtern. Jesus sah die Frau mit ruhigen, großen Augen an, bückte sich und schrieb mit dem Zweig, den er hielt, Schriftzeichen in den losen Sand. Wie sie erwartungsvoll auf ihn sahen, wie ihre Hände zuckten, wie die Frau zitterte! Kein Laut außer dem leisen Rauschen des Windes und dem fernen Plätschern des Wassers. Endlich richtete sich Jesus langsam auf, blickte sie alle durchdringend an und sagte mit lauter Stimme langsam: „Welcher unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie" — und sogleich bückte er sich wieder und zeichnete in den Sand. Er sah nicht hin, wer werfen würde. Was mag er da geschrieben haben? Der Wind hat den leichten Sand verweht, niemand hat es gelesen.

Indes zog das unglückliche Weib das Gewand fester um die Schultern; totenbleich mit geschlossenen Augen, krampfhaft aufeinandergepreßten Lippen und bebenden Knieen stand sie und wartete auf den ersten Stein. Warum kam er nicht? — „Welcher unter euch ohne Sünde ist", das Wort hatte sie alle ins Herz getroffen, es hatte ihre Arme schlaff gemacht und ihre Finger gelöst, daß sie die Steine willenlos zu Boden fallen ließen. „Ohne Sünde" — wer war hier wohl ohne Sünde? Jeder blickte in sein eigenes Herz und merkte, daß er kein Recht hatte, die Sünderin zu richten. „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet" hatte der Mann dort unter dem Baume ihnen oft gesagt, jetzt dachten sie daran und da kam die Scham: leise trat einer nach dem andern zurück und leise gingen sie davon.

Die Frau hatte die Augen geöffnet, sie sah es und fühlte staunend, daß sie gerettet sei und konnte es doch noch nicht begreifen. Und war sie denn gerettet? Einer stand da ja vor ihr, der gewiß ohne Sünde war — wenn der nun doch noch den entsetzlichen Stein warf? Da blickte Jesus auch auf und sah sie an, „wo sind sie alle, hat dich denn niemand verdammt?" „Nein, niemand", sagte sie und trat angstvoll einen Schritt zurück. Er aber blickte sie in großem Erbarmen an und sprach: „Und ich verdamme dich auch nicht, gehe hin und sündige hinfort nicht mehr." Da schüttelte ein Schluchzen ihren ganzen Körper und die Tränen brachen aus ihren Augen, heiß, erlösend, bitterlich. Sie schlug ihren Mantel über ihr Gesicht und ging auf einsamen Wegen in ihr Haus.«

Nacherzählung

(von einer 12jährigen Schülerin K. H. in Hamburg, 6 Wochen nach der Vorerzählung ohne vorherige Ankündigung in der Klasse geschrieben)[1]).

»Es war an einem schönen Sommertag, der Himmel war

[1]) Uebrigens ist der biblische Text nicht gelesen, auch nicht gesagt worden, wo die Erzählung im N. T. sich findet.

blau und der See war wie ein blanker Spiegel, als Jesus auf einem Hügel stand mit seinen Jüngern. Er blickte hinunter vom Berg und sah alles so fröhlich, am See saßen die Fischfrauen und flickten die Netze und ihre kleinen Kinder spielten mit Muscheln um sie herum. Da sah er plötzlich eine Menschenmenge, die eine Frau gebunden hatten und laut fluchten. Er blickte ihnen nach, bis sie im Walde verschwunden waren. Aber bald sah man sie wieder; sie näherten sich immer mehr dem Berg. Als sie oben angekommen waren, fragte Jesus nicht, was die Frau getan hatte, es war auch gar nicht nötig, denn ein Mann rief schon: „Dies ist eine Ehebrecherin, wir haben sie ertappt, als sie sich von ihrem Mann lossagte und einen andern heiratete. Moses hat gesagt, daß eine Ehebrecherin gesteinigt werden soll. Was sagst du Jesus von Nazareth?" Jesus blickte die Frau an, nahm dann einen kleinen Stab und schrieb etwas in den losen Sand. Nach langer Zeit blickte er wieder auf und sagte: „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie." Darauf schrieb er wieder in den Sand. Was er geschrieben hat, hat kein Mensch erfahren. Als die Männer diese Worte von Jesus vernahmen, erschraken sie und ließen die Steine, die sie schon in der Hand hatten, fallen. Aber sie schämten sich auch, denn es war ja keiner unter ihnen ohne Sünde und leise schlichen sie den Berg hinunter und ließen die Frau allein. Als Jesus wieder aufblickte, fragte er erstaunt: „Hat dir keiner etwas zu leide getan?" Die Frau antwortete „Nein, keiner". Aber sie hatte doch große Angst, denn dieser, der vor ihr stand, hatte doch keine Sünde, der konnte sie doch noch steinigen. Aber Jesus sagte: „Da dich keiner verdammt hat, will ich dich auch nicht verdammen. Gehe in die Stadt und sündige nicht mehr." Da erfaßte die Frau bittere Reue und sie weinte laut und ging langsam den Weg zur Stadt hinab.«

Abraham errettet Lot (Vorerzählung).

(Es ist vorher erzählt worden, wie Abraham und Lot sich trennen und Lot die fruchtbare Jordanaue zu seinem Wohnsitz wählt.)

»So wohnte nun Lot in dem schönen Jordantal in der Nähe von Sodom. Er hatte sich nicht getäuscht, die Gegend war wundervoll fruchtbar, ein rechter „Gottesgarten", wie sie auch genannt wurde. Da streckten sich breite saftige Wiesen vom Fluß zu den Höhen aufwärts und es gab Futter genug für seine großen Herden. Auf einer kleinen Anhöhe hatte Lot sich ein Haus aus Baumstämmen gebaut, auch Scheunen und Ställe und Wohnungen für seine Knechte und Mägde. So lebte er dort glücklich und freute sich oft, daß er sich seinen Wohnsitz so klug ausgesucht hatte.

Die Leute von Sodom waren vor Jahren einmal in einem Kriege von den Elamitern, die im Nordosten wohnen, besiegt worden und mußten seitdem alle Jahr von ihrem Vieh und ihrem Getreide und Obst Abgaben an die Elamiter schicken. Das taten sie natürlich nicht gern, denn die schönen Ochsen und Schafe und Kamele hätten sie lieber selbst behalten, und sie waren jedesmal sehr ärgerlich, wenn die Boten kamen, um den Tribut abzuholen. So waren manche Jahre vergangen. Da wurden sie es schließlich leid, und als dann eines Tages die Boten wieder kamen, sagten sie ihnen lachend: „Wir geben euch nichts, sagt eurem König, wenn er etwas von uns haben will, soll er selbst kommen." So jagten sie die Boten fort. Als die nun ihrem König Laomor erzählten, wie es ihnen ergangen war, und was die Sodomiter gesagt hatten, wurde der König sehr zornig. Und es dauerte nicht lange, da hatte er ein Heer gerüstet. Damit zog er gegen Sodom. Die Sodomiter wurden in einer Schlacht gänzlich geschlagen, viele kamen im Kampfe um und viele wurden gefangen genommen. Die übrigen mußten ins Gebirge fliehen und versteckten sich dort. Die siegreichen Elamiter aber plünderten nun die Stadt

Sodom, steckten viele Häuser in Brand und trieben die Herden mit sich fort in ihr Land.

Da kam auch Lot ins Unglück. Er hatte zwar nicht an dem Krieg teilgenommen, aber die Elamiter überfielen auf dem Rückzug sein Haus. Widerstand zu leisten war ganz vergeblich, die Uebermacht der Feinde war viel zu groß. Es dauerte nicht lange, da war er mit seinen Knechten gefesselt. Sein schönes Glück war nun ganz zerstört. Aus dem Dach seines Hauses schlugen die Flammen, draußen auf den Wiesen trieben feindliche Krieger die Herden zusammen als gute Kriegsbeute, seine Frau und Kinder wurden als Gefangene in die Fremde mit weggeführt. Dort mußten sie nachher alle miteinander Sklaven werden, das wußte er schon. Da stöhnte Lot laut auf und Tränen liefen ihm übers Gesicht. „Wäre ich doch nie an diesen Unglücksort gekommen." — Als die Feinde alles, was sie mitnehmen wollten, auf die Tiere gepackt hatten, zogen sie dem Gebirge zu. Lot sah seine Knechte gefesselt vorbei kommen, nur einer fehlte. Ob er getötet war, oder entflohen?

Abraham lebte damals in der Nähe von Hebron. Eines Morgens ging er von seinem Hause über die Felder zu den weiter abliegenden Weidehütten. Da sieht er von der Anhöhe vor ihm einen Mann in eiligem Lauf herankommen. Jetzt bleibt er stehen — wohl um Atem zu schöpfen — nun läuft er wieder, er ist ohne Kopfbedeckung. Wer mag das sein? Jetzt winkt er von weitem mit den Armen. Abraham wartet. Atemlos kommt der Läufer an. Schon aus einiger Entfernung ruft er: „Sie sind alle gefangen, o das Unglück, das Unglück". „Wer ist gefangen?" fragt Abraham. „Lot", antwortet der, und nun berichtet er in hastigen Worten, was für ein Unglück Lot getroffen hat, wie die Feinde ihn mit seiner Familie, seinem Gesinde und aller Habe weggeschleppt haben. Abraham führte den Knecht seines Neffen ins Haus, gab ihm zu essen und zu trinken und ließ sich alles erzählen. „Wohin sind die Feinde gezogen?"

fragte er zuletzt. „Auf das Gebirge im Nordosten zu.“ „Nun, sagte Abraham, ich will sehen, ob ich helfen kann. Sehr weit können sie noch nicht sein, mit so vielen Gefangenen und den großen Herden geht der Marsch langsam“. Mit den Worten stand er auf, nahm von der Wand ein großes Kuhhorn und trat damit vor die Tür des Hauses. Dreimal blies er auf dem Horn und die langgezogenen Töne klangen weit hin über die stillen Wiesen. Die Knechte draußen kannten diesen Ruf ihres Herrn, und es dauerte nicht lange, da kamen sie eilig von allen Seiten von den Weideplätzen heim. Als sie alle auf dem Hof versammelt waren, teilte ihnen Abraham die Unglücksbotschaft mit. „Wir wollen versuchen, die Gefangenen wieder frei zu machen. Rüstet euch also, in einer Stunde brechen wir auf, zum Kampf!“ Da leuchteten die Augen der Knechte, weil es zum Kampf gehen sollte, und schnell machten sie alles bereit. Die Kamele wurden getränkt und gesattelt, Mundvorrat für einige Tage wurde ihnen aufgepackt. Dann holten die Knechte ihre langen Lanzen hervor, schärften die Spitzen noch ein wenig, prüften ihren Bogen, nahmen den Köcher mit den Pfeilen und steckten die großen Messer in den Gürtel. Wer gerüstet war, führte sein Tier auf die Wiese vor dem Hofe und bald war da eine große Menge von Reitern versammelt, mehr als 300 Knechte hatte Abraham. Der alte Elieser führte das Tier seines Herrn heraus, das trug eine rote Decke und am Sattelknopf hing das große Horn. Dann kam Abraham, stieg auf, blies ins Horn und fort gings im Trab. Die Knechte stießen ihren Kriegsruf aus und schwenkten die Lanzen.

In eiligem Ritt ging's viele Stunden über die Heide nach Nordosten. Am Spätnachmittag langten sie an der großen Jordansfurt an und überschritten den Fluß. Abraham ließ Halt machen uud schickte erst drei Kundschafter aus ins Gebirge. Die übrigen stiegen ab und lagerten sich im Gras. Die Sonne neigte sich zum Untergang, da kamen die Späher

zurück: die Feinde lagern 2 Stunden weit entfernt in einem Gebirgstal. Da teilte Abraham seine Knechte in drei Scharen von je 100 Bewaffneten und ließ zuerst einen unter Führung eines Spähers vorrücken. In weitem Bogen sollten sie das Tal umgehen und die östliche Höhe besetzen. Etwa eine Stunde später brachen die beiden andern Abteilungen auf, die eine nach rechts, die andere nach links, um das Lager von zwei Seiten zu umfassen. Die Sonne war untergegangen. Im Halbdunkel der Abenddämmerung gings vorwärts durch das Gebirge, lautlos, die Späher voran, bis die Ränder des Tals erreicht waren. Dort stiegen die Krieger ab, banden die Tiere an und verbargen sich im Gebüsch. In blassem Mondlicht lag vor ihnen das Tal.

Im Lager war alles still. Die siegreichen Elamiter, die so reiche Beute mit sich führten, hatten tüchtig von den Vorräten geschmaust, noch glimmten zahlreiche Feuer in dem weiten Lager. Nun schlief alles bis auf wenige Wachen, die schlaftrunken auf ihre Lanzen gelehnt dastanden. Plötzlich wurden die Tiere unruhig, die Wächter brachten sie mit zornigen Schlägen zur Ruhe. Sie ahnten noch nichts. Da ertönte durch die Nacht ein langgedehnter Hornruf, dreimal. Die Leute im Lager fahren auf: was ist das? Zwei Hörner antworten von den Höhen. Alles stürzt auf — im Dunkel suchen sie nach Kleidern und Waffen. Schon hören sie ganz aus der Nähe lautes Kriegsgeschrei, das Lager ist umzingelt. Ein kurzer Kampf entspinnt sich. Abrahams Leute dringen unaufhaltsam vor, die Leute im Lager waren zu wenig vorbereitet, um ihnen Widerstand leisten zu können. So war Abraham mit seinen Knechten schnell Herr des Lagers. Nur einem Häuptling mit einem Teil der Elamiter gelang es, den Ring der Feinde zu durchbrechen und nach Norden zu fliehen. Abraham schickte ihnen eine Abteilung zur Verfolgung nach. Er selbst aber suchte nun zuerst Lot und die Seinen und befreite

sie von ihren Fesseln. Lot küßte ihm mit Tränen die Hand. Zum zweiten Mal hatte er ihm zu danken für eine edelherzige Tat.

Nachdem die ausgesandten Verfolger zurückgekehrt waren und alle ein wenig ausgeruht hatten, ging es heimwärts nach Sodom. Die reiche Beute der Elamiter, die man ihnen wieder abgenommen hatte, wurde aufgeladen, die Herden zusammengetrieben und langsam bewegte sich der stattliche Zug dem Jordantale zu. Das war ein fröhlicher Heimweg, besonders für Lot und seine Familie und für alle die Leute von Sodom, die Abraham aus den Händen der Feinde befreit hatte und mit ihrem Hab und Gut wieder in die Heimat geleitete.

In Sodom war große Freude, als Boten die Nachricht hinbrachten: Abraham hat die Elamiter geschlagen und alle unsere Gefangenen befreit. Schon längst ehe die Spitze des langen Zuges der Heimkehrenden sichtbar wurde, standen viele Leute an der Straße vor der Stadt und warteten. Sie wollten alle den Sieger grüßen und die Ihrigen sehen, die nun wieder frei waren. Ein Häuptling von Sodom, der alte ehrwürdige Melchisedek, der noch älter war als Abraham, ging dem Zug ein gutes Stück auf der Straße entgegen. Zwei Knaben begleiteten ihn, der eine trug einen Becher und eine Kanne mit Wein, der andere eine Schüssel mit Brot. Als nun der Zug auf der Straße herankam, trat Melchisedek auf Abraham zu und reichte ihm Brot und Wein zur Begrüßung. Dann hob er die Hände auf und segnete Abraham und sagte: „Gesegnet seist du, Abraham, von dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzt, und gelobt sei der höchste Gott, der die Feinde in deine Hand gegeben hat.“ Da stieg Abraham von seinem Tier, beugte sich vor dem ehrwürdigen Manne und dankte ihm für den freundlichen Segenswunsch und ging dann mit ihm der Stadt zu. Als dort alle Halt machten, sagte der Häuptling von Sodom: „Wir danken dir, daß du uns geholfen hast, du hast uns aus großer Not errettet. Nimm zum Dank

alle Habe und alles Vieh, das du von den Elamitern erbeutet hast, aber die Leute aus unserm Stamm, die du befreit hast, die gib uns zurück. Aber Abraham schüttelte den Kopf: „Nein, nein, nehmet alles, was euer ist. Nicht einen Faden, nicht einen Schuhriemen will ich haben, der euch gehört. Ich will nicht durch eure Armut reich werden. Nur beherbergt meine Knechte und wenn ihr ihnen, die so wacker gekämpft haben, etwas als Kriegsbeute schenken wollt, so möcht ihr das tun.“ Da beugte der Häuptling seine Kniee vor Abraham und ergriff seine Hände und dankte ihm. Die Leute von Sodom aber, die Abrahams Worte gehört hatten, wunderten sich darüber. Einige Tage blieb Abraham mit seinen Knechten noch in der Gegend und half Lot sein Haus und die Ställe wieder aufbauen. Dann aber zog er nach herzlichem Abschied wieder nach Hebron.«

Nacherzählung.

(von einem zehnjährigen Schüler A. K. in Seelscheid, 3 Wochen nach der Vorerzählung zu Hause aufgeschrieben [1]).

»Die Leute von Sodom und Gomorra waren einem anderen Volke tributpflichtig. Dieses Volk nannte man die Elamiter. Einst war der König der Elamiter mit einem großen Heere an den Jordan gekommen und da hatten die Leute von Sodom und Gomorra verloren. Jedes Jahr mußten sie einmal eine Anzahl Tiere schicken. Endlich aber wurde dies ihnen lästig und sie sagten: „Wenn der Bote kommt, dann sagen wir ihm einfach: mach dich fort, von uns bekommst du nichts mehr.“ Als der Bote kam, um den Tribut zu fordern, gaben sie ihm nichts und jagten ihn fort. Als der König der Elamiter dies hörte, rüstete er ein großes Heer und zog damit an den Jordan. Die Leute von Sodom und Gomorra hatten wohl ein Heer, aber sie hatten nicht gesiegt, sondern sie be-

[1]) Kleine Fehler der Rechtschreibung und Interpunktion sind verbessert.

kamen tüchtig Schläge. Die Elamiter zerstörten alles und nahmen das andere mit, was sie brauchen konnten. Auch nahmen sie die Leute mit. Sie zerstörten auch Lots Haus, steckten es in Brand und nahmen Lot, sein Weib, seine Kinder, seine Knechte und Mägde mit. Nur ein Knecht entkam durch die Hinterküche.

Abraham ging eines Tages spazieren, um einmal seine Ställe und seine Weiden zu besehen. Da sah er, wie von der Höhe ein Mann gelaufen kam, der bald stand, bald lief, erhitzt war und keinen Hut auf dem Kopfe hatte. Als der Mann bald unten war, rief er: „Alle sind gefangen." Abraham fragte erschrocken: „Wer ist gefangen?" Nun erzählte ihm der Knecht die Geschichte. Jetzt führte Abraham den Knecht ins Haus und bewirtete ihn. Nachdem nahm Abraham ein Horn und blies dreimal hinein. Die Knechte Abrahams wußten, wenn auf dem Horn dreimal geblasen wurde, dann mußten sie nach Hause kommen. Bald sah man von allen Richtungen Knechte, welche mit den Tieren nach Hause kamen. Nachdem die Knechte zu Hause waren, erzählte ihnen Abraham Lots Schicksal. Dann sagte er noch, er wollte Lot befreien. Die Tiere wurden schnell in den Stall getan und dann wurden die Knechte bewaffnet. Abraham hatte ungefähr 300 Knechte. Dann wurden die Esel und Kamele beladen und dann wurde auf den Jordan zu geritten. Als sie an den Jordan kamen, wurde Halt gemacht. Abraham schickte Kundschafter aus, diese sollten sehen, wo der Feind wäre. Es war schon spät, da kamen die Kundschafter zurück. Sie hatten den Feind gefunden. In einem andern Tale hatten sie sich gelagert. Abraham teilte seine Knechte in drei Haufen. Die Sonne ging unter. Da schickte er den ersten Haufen ab. Dieser sollte auf einem großen Umwege hinter das Lager auf den Berg marschieren. Etwa eine halbe Stunde später schickte er den zweiten Haufen ab, dieser sollte an der Seite des Lagers auf dem Berg bleiben und dann schickte er den dritten Haufen

ab, dieser sollte hier vorn[1]) vor dem Lager auf dem Berg bleiben. Die drei Haufen hatten drei Führer. Abraham führte den letzten Haufen.

Unten im Lager hatte man sich zur Ruhe gelegt. Die Gefangenen waren in einem Zelt. Plötzlich wurden die Tiere bang. Die Tiere werden durch Schlagen wieder zu Ruhe gebracht. Da plötzlich hört man blasen. Im Lager fuhr man erschreckt empor. Da hört man auf der andern Seite auch blasen. Nun wissen sie, was los ist. Die Leute im Lager suchen nach Waffen. Da kommen aber auch von den Seiten schon die Feinde gelaufen. Sie schließen einen Ring um das Lager und alle sind gefangen. Nur ein Häuptling mit seinen Leuten durchbricht den Ring. Abraham schickt ihnen einen Haufen seiner Knechte nach. Zuerst befreien sie die Gefangenen und legen dann ihre Gefangenen dahin. Dann warten sie, bis die Knechte zurückkommen und dann geht es nach Hause. — Als Abraham mit den Leuten bald bei den Städten ist, ziehen die Leute mit ihrem Häuptling vor die Stadt. Der Häuptling hat in der Hand ein Glas Wein. Ein Diener hat in der Hand einen Teller mit einem Butterbrot. Abraham aß und trank. Die Leute sagen ihm, er könne das Gut behalten, aber er möge ihnen die Gefangenen lassen. Abraham aber nahm nichts an. Denn er dachte bei sich[2]): ich bin nicht gegangen um der Leute willen, sondern ich bin gegangen, um meinen Neffen Lot zu retten. Abraham sagte: „Ihr müßt aber meine Leute beherbergen, so lange ich hier bleibe.“ Er half Lot sein Haus wieder aufbauen und zog dann heim.«

In den Nacherzählungen ist meist am Detail des Originals mehr oder weniger verloren gegangen. Was fest bleibt,

[1]) Dies anschauliche „hier vorn“ bezieht sich eigentlich auf den Tisch, auf dem wir den Feldzugsplan entworfen haben.

[2]) Diese Reflexion entstammt der Besprechung, wie auch einiges in der ersten Nacherzählung.

kommt häufig dem ziemlich nahe, was der Bibeltext bietet. Aber es ist wohl keine Frage, was größeren Wert hat, solche selbständigen Nacherzählungen — selbst wenn sie viel dürftiger sind als unsere Beispiele — oder das Hersagen eines auswendig gelernten Textes. Natürlich ist auch hier der Erfolg eine wertvolle Kontrolle für den Lehrer: wird eine Geschichte nicht vom Durchschnitt der Klasse gut wiedergegeben, so war die Vorerzählung nicht, wie sie sein sollte, vielleicht zu kompliziert, in den Worten zu hoch, nicht straff genug im Fortschritt der Handlung, nicht interessant genug. Oder der Vortrag ist zu matt gewesen, um Eindruck zu machen. Dann heißt es, die Fehler suchen, verbessern, umarbeiten, die Accente deutlicher hervortreten lassen, die inneren Zusammenhänge verständlicher machen. Doch das ist ja für den Lehrer eine willkommene Arbeit, weil sie mit dazu beiträgt, sein Interesse an dem Stoff lebendig zu erhalten.

Aber die Schulinspektion! Wir sind zwar überzeugt und haben auch Erfahrungen, auf die wir uns berufen können, daß manchen Schulräten diese Unterrichtsmethode wohl gefällt, wenn sie die Erfolge einmal sehen und mit denen des üblichen Auswendiglernens vergleichen. Und vielleicht sind ihrer gar nicht so wenige, die dann den Lehrer ruhig bei seiner Art lassen werden. Aber manche werden einschreiten und an der Forderung festhalten, daß der Wortlaut eingedrillt werde. Da wird dem Lehrer einfach nichts übrig bleiben, als die Vorschrift der Behörde zu erfüllen. In dem Falle aber ist es nicht immer ratsam, den auswendig zu lernenden Text, der dann, wie wir oben andeuteten, eine Art Auszug aus der vom Lehrer erzählten Geschichte darstellen soll, aus der Erzählung selbst etwa satzweise abzuleiten. Bei manchen Erzählungen wäre das gewiß möglich, aber längst nicht bei allen, zumal da nicht, wo die eigenen Zutaten, Ausmalungen, Motivierungen, die der Lehrer gegeben hat, mehr als bloße Füllungen sind. Da würde eine Ableitung der Sätze des Textes

große Künsteleien nötig machen und den Eindruck der lebendigen Erzählung empfindlich stören. Vielmehr scheint es geraten, die Einprägung des Textes vom Buch aus vorzunehmen. Nachdem die Geschichte erzählt, durchgesprochen, behandelt ist, läßt der Lehrer die Kinder für die nächste Stunde im Religionsbuch — in den Oberklassen besser innerhalb eines angegebenen, nicht zu weitgefaßten Bibelabschnitts — die Geschichte suchen. Die Kinder sind dann zufrieden, wenn nur eine Aehnlichkeit erkennbar ist und ganz instinktiv lesen sie alles, was „ihre" Geschichte über die entdeckte Bibelgeschichte hinaus bietet, in den biblischen Text hinein. Das wird der Lehrer noch befördern können, wenn er beim Lesen des zu lernenden Wortlauts die Kinder darauf hinweist: ihr wißt ja, wie das war. Auf diese Weise wird nicht die lebendige, ausführliche Geschichte nachträglich wieder in zu enge Formen eingepreßt und damit ihres Lebens beraubt, sondern der unlebendige Text wird durch die vorhergehende Erzählung erweitert und belebt. Man braucht nicht zu fürchten, daß der gelernte Text die erste Erzählung wieder aus dem Gedächtnis verdrängen wird, das Miterlebte ist immer stärker, als das bloß Gelernte. Es macht auch keine Schwierigkeit, bei Probelektionen, wo es verlangt wird, vom Text auszugehen und die Geschichte, wie man sie erzählt hat, und wie sie den Kindern geläufig ist, als Veranschaulichungsmittel in der Durchnahme heranzuziehen, während es natürlich falsch wäre, von vorn herein so vorzugehen.

Komposition und Verwertung.

Mit der guten selbständigen Nacherzählung ist natürlich noch nicht erreicht, was der Unterricht erreichen will. Es gilt nun erst, die Geschichte für das Denken und Leben der Kinder fruchtbar zu machen. Dies kann man als leitenden Grundsatz voranstellen: nur keine Schablone, nur nicht alle Geschichten auf eine Art behandeln! Nicht alle sind gleich ergiebig für den

Unterricht, nicht alle enthalten sittliche Motive, nicht alle lassen eine Anwendung auf die Verhältnisse des kindlichen Lebens zu, und nur bei wenigen läßt sich der geistige Gehalt in einen Spruch, Liedervers oder gar Katechismussatz zusammenfassen. Das sind Selbstverständlichkeiten, die wir gar nicht erwähnen würden, wüßten wir nicht, wie weitverbreitet dies Schablonisieren und Schematisieren ist. Es gilt fast wie ein Axiom, daß jede Geschichte religiöse „Ideen" enthält, oder doch geeignet ist, auf das sittliche Gefühl und Urteil zu wirken, und jedenfalls soll jede Geschichte in irgend einer Weise auf das Leben der Kinder angewandt werden. Was dabei herauskommt, ist das bekannte stete Moralisieren, das sich begreiflicherweise, da das Leben des Kindes in eng begrenztem Kreis äußerer und innerer Vorgänge verläuft, schließlich immer um dieselben dürftigen Regeln und Ermahnungen dreht. Ob der Nutzen eines solchen moralischen Unterrichts größer ist als der Schaden, mag dahingestellt bleiben. Daß für viele Menschen moralisch = langweilig ist, daran ist wohl auch diese Art des Unterrichts in der biblischen Geschichte mit schuld.

Rein methodisch ist es schon eine Verirrung, daß jede Geschichte mit derselben Breite und Gründlichkeit traktiert wird, wodurch den Kindern das Gefühl für das wirklich Große und Wichtige verloren geht. Völlig absurd aber ist es, wenn Lehrpläne und Lehrbücher den Versuch machen, j e d e r Geschichte einen Spruch, ein Katechismusstück, einen Liedervers anzuhängen, am liebsten aber alle drei Zutaten auf einmal. Daß es dabei nicht ohne Künsteleien abgeht, ist klar, der rheinische Lehrplan z. B. bietet in dieser Beziehung eine ganze Musterkarte von Unglaublichkeiten. Es gibt ja ohne Frage manche Geschichte, zu der sich ganz von selbst ein Bibelwort als klassische Interpretation einstellt, auch Geschichten, deren Stimmung in einem unserer bekannten Gesangbuchlieder voll ausklingt. Aber ebenso unzweifelhaft gibt es sehr viele Geschichten, zu denen sich solch ein Spruch oder Vers nicht findet.

Wozu dann aber einen an den Haaren herbeiziehen? Die meisten Geschichten bedürfen auch solcher von außen herangebrachten Interpretation gar nicht, sondern wirken durch sich selbst.

Wie eine Geschichte zu behandeln und zu verwerten ist, das richtet sich nicht nach allgemeinen Regeln und ausgedachten Theorien, sondern ganz nach der Eigenart der einzelnen Geschichte. So bunt, wie das wirkliche Leben ist, so bunt und verschieden sind auch die Geschichten, und so mannigfaltig die Geschichten, so verschiedenartig auch ihre Verwertung. Da gibt es doch z. B. in den Evangelien manche Erzählung, die weder eine religiöse Wahrheit noch ein ethisches Motiv enthält noch eine Anwendung auf das Leben der Kinder zuläßt, sondern ganz einfach darin ihren Wert hat, daß sie unsere Sympathie für die Persönlichkeit Jesu verstärkt. Ist das dann nicht Wert genug? Wird sie wertvoller, wenn man etwa das Erleben Jesu so lange dreht und wendet, bis aus dem Individuellen etwas Allgemeines, aus dem Einzigartigen etwas Alltägliches geworden ist und die Größenverhältnisse auf Kindermaß reduziert sind? Gewiß nicht. Wozu aber auch diese Künstelei, es fehlt doch nicht an Geschichten, bei denen das Konkrete und Individuelle sich ohne Zwang, ja mit Notwendigkeit zum Allgemeinen und Typischen ausweitet und wo es nur einer leichten Führung durch den Lehrer bedarf, damit die Kinder in der Geschichte ihre eigene Sache behandelt finden. Solche Erzählungen sind uns für den Unterricht natürlich besonders wertvoll und es ist geboten, bei ihnen länger zu verweilen, während man bei andern alles erreicht hat, wenn die Geschichte selbst Eindruck machte oder eine Stimmung erzeugte.

Es liegt jenseits unserer Aufgabe, ins Einzelne gehende Untersuchungen anzustellen über die Arten der praktischen Verwertung biblischer Erzählungen. Von den Zielen war früher die Rede und die beste Art, sie zu erreichen, ergibt sich immer aus der Versenkung in die einzelne Geschichte. Indem man sich bemüht, den Pulsschlag des Lebens herauszufühlen, das

längst Vergangene innerlich anschaulich zu sehen und aus sich heraus lebendig nachzugestalten, findet man unmittelbar auch das heraus, was gerade in dieser Geschichte religiös-sittlich fruchtbar gemacht werden kann. Und das Material zu dieser praktischen pädagogischen Verwertung ist nicht weniger und nicht mehr als das ganze bunte Leben gegenwärtiger Menschen mit all seinen Fragen, Nöten, Versuchungen und Erhebungen. Dies beides zu verbinden, das Leben in der Erzählung mit dem wirklichen Leben und Erleben in unserer Welt, das ist die Kunst der Verwertung biblischer Geschichten. Försters schnell bekannt gewordene und mit Recht allgemein gepriesene „Jugendlehre“ [1]) bietet dazu eine Fülle von Anregungen und Vorbildern viel mehr und bessere, als wir hier im Vorbeigehen geben könnten.

Wir wollten eine Methode der Erzählung vorschlagen, und wir meinen freilich, daß es auch für die Verwertung einer Geschichte von größter Bedeutung ist, wie sie erzählt wird. Gerade wenn es uns um fruchtbare Anregungen für das religiöse und sittliche Denken und Wollen der Kinder zu tun ist und wir die biblische Erzählung nur als Weg zu diesem Ziel des religiösen Unterrichts ansehen, werden wir auf die Art des Erzählens großen Wert legen müssen. Die Besprechung, die auf solche Einwirkungen abzielt, wird mehr oder weniger stets den Boden der Erzählung verlassen und auf das weite Meer des Lebens hinaussteuern. Man wird dort analoge Vorgänge, übereinstimmende oder kontrastierende Erfahrungen aufsuchen, oft wird man auch eine Frage, ein Problem ganz prinzipiell erörtern. Aber wenn man auch so bewußt über den Rahmen der einzelnen Erzählung hinausstrebt, wird es doch nicht gleichgültig, wie sie erzählt wurde. Denn nur

[1]) Wir möchten diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne den Erziehern in Schule und Haus diese reiche Fundgrube pädagogischer Weisheit, die geradezu unerschöpflich reich ist, dringend zu empfehlen.

das bleibt von der Besprechung den Kindern als sicherer Gewinn, was durch die Erzählung selbst getragen wird und von ihr aus immer wieder gefunden werden kann. Und viele der wichtigsten religiös-sittlichen Gedanken und Probleme, die erst dem reiferen Menschen bedeutsam werden, dürften in der Schule gar nicht zur Sprache kommen, wenn sie nicht an Erzählungen angeschlossen werden könnten. Mit vollem Recht hat man sich dagegen empört, daß die Kinder Luthers Erklärung zum 2. Artikel als ihr Bekenntnis lernen und aufsagen: „der mich verlorenen Menschen .... erlöst .. hat". Was verstehen Kinder von Erlösung? Was erleben sie davon? Kaum etwas, was an die Tiefe der Erfahrungen heranreicht, die Luther in dem Bekenntnis hat aussprechen wollen. Aber soll man darum von Erlösung zu den Kindern gar nicht reden? Das würde heißen, vielen die ernstesten Gedanken des Christentums für immer unzugänglich machen. Aber es ist auch gar nicht nötig, an diesen und an anderen schweren Lebensfragen in der Schule vorüberzugehen. Vieles, was die Kinder selbst nicht erleben, können sie doch verstehen als Erlebnis eines andern, und wenn ihnen das nun deutlich und anschaulich gemacht worden ist, läßt sich von da aus auch die schwierige Frage mit ihnen besprochen, ohne die Sache ins Kindliche, Flache, Kleine herabzuziehen. So braucht man dem Begriff „Erlösung" nicht seine Tiefe zu nehmen, wenn die Gestalt der großen Sünderin oder Zachäus den Kindern dabei vor Augen steht. An dem Erlebnis des verlorenen Sohnes läßt sich zeigen, was eigentlich Vergebung, an den Arbeitern im Weinberg, was Gnade ist. Die Berufung des Moses gibt einmal eine gute Gelegenheit, den Kindern verständlich zu machen, wie die Größe zugleich schwere Last bedeutet und doch unentrinnbare Last: wer groß ist, *muß* dienen. Die harte Not eines Pflichtenkonflikts wird an Isaaks Opferung oder in anderer Weise an Jesu Bruch mit seiner Familie deutlich, die Gefahr der Liebe ohne strenges Pflichtbewußtsein an Eli und seinen Söh-

nen. Daß Menschen in ihrem Handeln Werkzeuge Gottes sind, auch in ihrem schlimmen Tun, ist ein schweres Problem und doch Kindern nicht unzugänglich, wenn sie Josephs Schicksal verfolgt haben.

Die Beispiele ließen sich noch vermehren. Aber wenn eine biblische Geschichte den rechten Boden bilden soll, auf dem solche Erkenntnisse erwachsen, so ist freilich vorausgesetzt, daß sie den Kindern innerlich lebendig geworden ist. Sie müssen die Vorgänge gleichsam mit Augen gesehen haben, müssen miterlebt haben, was die Personen der Erzählung erleben, mitempfinden, was sie empfinden. Man glaube aber nicht, daß sich diese Anschauung, dies intensive Miterleben nachträglich gewinnen läßt durch Erklärung und Besprechung. Bietet die Erzählung selbst den Kindern nicht alles, was zum psychologischen Verständnis der Vorgänge nötig ist, so bleibt sie tot und die nachträgliche Deutung und Erklärung macht sie nicht lebendig. Die Kinder haben ganz und gar kein exegetisches Interesse, sie wollen nicht den Text überdenken und kommentieren, sondern sich seinem Eindruck und seinen Gedanken einfach hingeben. Sie folgen freilich in der Stunde auch dem Kommentar, den der Lehrer gibt und Einzelnes bleibt hängen, aber ohne wirkliche Verbindung mit dem Text, und was bleibt, ist schließlich doch die Erzählung selbst; soviel an Stimmungen, Gedanken, innerem Erleben in ihr zum Ausdruck kommt, soviel besitzen die Kinder an ihr, nicht mehr. Die Durchnahme aber kann nicht mehr leisten, als die in der Erzählung selbst ausgeprägten Gedanken und Erlebnisse für Denken und Leben der Kinder nutzbar zu machen. Nicht um das Verständnis der erzählten Vorgänge, Stimmungen, Worte darf es sich bei der Durchnahme handeln — die müssen unmittelbar bei der Erzählung verstanden sein — sondern das ist die Aufgabe, die Eindrücke der erzählten Geschichte dauernd wertvoll zu machen, indem man zwischen ihnen und dem Leben die Verbindungslinien zieht. Dadurch werden die Geschichten dann den Kindern zu

Orientierungspunkten für ihr eignes religiös-sittliches Leben.

So ist es also für eine fruchtbare Behandlung biblischer Geschichten von allergrößter Bedeutung, daß sie gut erzählt werden. Und darin liegt nun umgekehrt das Recht, den biblischen Text mit Rücksicht auf die fruchtbare Behandlung zu bearbeiten. Der Lehrer vertieft sich zunächst in die überlieferte Geschichte, sucht sich in die Situationen und Personen hineinzudenken, das bloß Angedeutete ausführlich und zugleich konkret auszumalen, er fragt nach Stimmungen und Accenten und nach entscheidenden Gedanken. Dann aber, wenn er so gefunden hat, was die Geschichte will und was ihm selbst an ihr in irgend einer Beziehung wertvoll ist, wird er sich die weitere Frage vorlegen, was will ich mit der Geschichte den Kindern geben? Und die Beantwortung dieser Frage wird ihn nun bei der Neugestaltung der Geschichte wesentlich bestimmen. Denn er muß so erzählen, daß die Momente, die er nachher verwerten will, auch deutlich heraustreten. Dazu ist es oft nötig, einzelne Züge der Erzählung besonders zu unterstreichen, dasselbe Motiv mehrfach erklingen zu lassen, das Positive durch Hinzufügung des Kontrastes zu verstärken. Oft auch macht erst eine Vorgeschichte die Vorgänge in der Erzählung eindrucksvoll und verständlich. Diese Arbeit kann natürlich nicht nach einem Schema gemacht werden, sondern ändert sich von Fall zu Fall.

Bei einer Gleichniserzählung ist die Vorbereitung der praktischen pädagogischen Verwertung[1]) im wesentlichen eins mit der deutlichen Heraushebung der Pointe. Wir zeigten

[1]) Man vergleiche H. Weinel: Die Gleichnisse Jesu und das gleichnamige große Werk Jülichers. Neuerdings ist auch eine Erklärung der Gleichnisse für die Schulpraxis erschienen, von R. Kessel (Langensalza, Beyer u. S., 1906). Die Schrift macht Ernst mit der Auffassung der Gleichnisse als Parabeln und bietet für die praktische Verwertung viel Treffliches, das sich leicht auch bei unserer Art zu erzählen verwenden läßt.

oben an dem Gleichnis vom Schatz im Acker, wie die Art der Erzählung bis in Einzelheiten hinein von dieser Absicht bestimmt wird. Was das Gleichnis sagen will, hat auch für Kinder Bedeutung, es lassen sich leicht Beispiele aus kindlichem Erleben heranziehen, an denen es deutlich wird, wie man oft für ein wertvolles Gut Dinge opfern muß, die man ungern hergibt. Auf die Verarbeitung dieses Gedankens wird die Besprechung abzielen, und darum muß schon in der Erzählung deutlich hervortreten, wie es dem Finder des Schatzes schwer wird, alles zu verkaufen, wie aber das Verlangen nach dem Schatz allen Bedenken ein Ende macht und der schmerzliche Entschluß zur Freude führt. Die Rahmenerzählung führt in diesem Fall noch einen Schritt weiter, sie gibt bereits eine Uebertragung der Pointe auf konkrete Lebensverhältnisse und in der Darstellung der Geschichte des Fischers kommt es nur darauf an, das Zustandekommen des heroischen Entschlusses psychologisch verständlich zu machen. So haben wir versucht, vor allem die beiden Momente hervortreten zu lassen: der Fischer ist in besonderm Maße von Jesus und seiner Predigt angezogen, er hat da einen Schatz gefunden, und anderseits wird es ihm schwer, von Heimat und gewohnter Tätigkeit sich zu trennen. Von da aus ist es nun leicht, die Verbindungslinien zwischen Gleichnis und Leben zu ziehen. Dasselbe Erlebnis wiederholt sich ja deutlich im Leben Jesu und seiner Jünger, und die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte wie der Reformationszeit bieten konkrete Beispiele genug.

Nicht immer scheint es mir erforderlich, der praktischen Anwendung eines Gleichnisses schon durch eine ausgeführte Rahmenerzählung vorzuarbeiten. In vielen Fällen genügt es, ganz kurz eine Situation zu zeichnen, in der das Gleichnis erzählt wurde eine Frage voranzustellen, auf die es antwortet, vielleicht auch ein Jesuswort, das von den Hörern falsch verstanden wurde und nun durch eine Parabel erläutert werden soll. Wie es zu machen ist, hat uns schon Lukas mehrfach gezeigt. So, wenn er das Gleichnis vom

Samariter als Antwort auf die Frage: wer ist mein Nächster? verwendet, die Gleichnisse vom verlorenen Schaf, Groschen, Sohn als Jesu Verteidigung seines anstößigen Umgangs mit Sündern, das vom Pharisäer und Zöllner als Lektion für einige selbstgerechte Leute. Ob Lukas in diesen und andern Fällen geschickt erfunden hat, wird man jedesmal erst prüfen müssen, niemand ist verpflichtet, die von ihm gegebenen Situationen festzuhalten, wenn sie der Verwertung des Gleichnisgedankens nicht dienlich oder gar hinderlich sind. So würden wir z. B. vorschlagen: das Gleichnis vom Verlorenen Sohn in folgende Situation — oder in eine ähnliche — hineinzustellen: Jesus hat am Tor geredet. Er bemerkt einen, der sich scheu in den Schatten der Stadtmauer drückt und mit hungrigen Augen lauscht. Jesus geht ihm nach als die Menge sich verläuft. Er kommt in das Haus eines Zöllners. Der erschrickt vor Jesus, „geh hinaus, ich bin ein sündiger Mensch." — Darum grade komme ich, für die Kranken ist der Arzt da. — Mir ist nicht zu helfen. Ein ganzes verfehltes Leben liegt hinter mir. Wie schwer meine Sünde wiegt, ist mir erst ganz klar geworden, seit ich dich hörte. Wie soll ich das wieder gut machen? Unmöglich, Gott wird mich verurteilen und mir geschieht recht. Ja, wenn du vor Jahren gekommen wärst, hättest du mir helfen können. Laß mich jetzt, es ist zu spät. — Jesus erzählt die Geschichte vom verlorenen Sohn: sieh so ist Gott. — Der Zöllner: das darf ich glauben? Gott nimmt mich noch an? jetzt noch? es ist noch nicht zu spät, umzukehren? O, ich will es glauben. Dank dir, du hast mir geholfen. — Das Gleichnis wird in dieser Umgebung unmittelbar verständlich und wie sich von hier aus die Frage der Bekehrung und Vergebung eindrucksvoll die Kinder verständlich behandeln läßt, ist kaum zu sagen nötig [1]).

[1]) Unter den Beispielen in Teil V. findet der Leser eine andersartige Einordnung des Gleichnisses.

Die Einführung des Samaritergleichnisses Luk. 10 wird man am besten wohl beibehalten, weil sie zu einer fruchtbaren Behandlung des Gleichnisgedankens geeignete Anknüpfungspunkte bietet. Störend ist nur, daß Lukas aus der Frage: Meister, was muß ich tun? eine versucherische Frage macht. Man vergleiche die Parallele bei Markus (12, 28—34).

Auch die Einleitung zum Pharisäer und Zöllner ist der Sache nach zutreffend, aber zu unlebendig. Es ließe sich etwa folgende Situation denken: Jesus predigt Buße. Einige unter den Zuhörern, schon an ihrer Kleidung als „Fromme" zu erkennen (Gebetsriemen, lange Quasten am Kleid vgl. Matth. 23. 5) nicken eifrig bei seiner Rede. Nachher sagen sie: Wir haben es immer gesagt, die Schlechtigkeit unter den Leuten nimmt überhand. Es ist recht, daß du es ihnen gründlich sagst. Darauf Jesu Antwort das Gleichnis. —

Nicht ungeschickt und vielleicht historisch treu schließt Matth. 18 das Gleichnis vom großen Schuldner („Schalksknecht")[1]) an die Frage an: wie oft soll man vergeben? der Gedanke ist: wir können gar nicht genug vergeben, denn was wir andern zu vergeben haben, ist gering, verglichen mit dem, was Gott uns vergibt. Eindrucksvoller wird die Frage des Petrus und die beschämende Antwort: 70mal so oft, wie du meinst, wenn diese Frage des Petrus aus seinem eignen Erlebnis herauswächst. Das Erlebnis des Petrus bildet denn wieder für die Durchnahme die geeignete Brücke zwischen Gleichnis und Leben.

Noch ein Wort über das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden. Der Hauptgedanke ist deutlich: Besitz verpflichtet. Aber noch ein Nebengedanke liegt darin, der zu wertvoll ist, um ihn unbenutzt zu lassen: der Knecht, der 2 Pfund gewonnen hat, wird ebenso belobt wie der, der 5 gewonnen hat. Der Wert der Leistung richtet sich nach ihrem

[1]) Vgl. Teil V.

Verhältnis zur Gabe. Es kommt nicht auf die Größe der Leistung an, sondern auf die Treue, mit der die Gabe ausgenutzt wurde. Um die praktische Verwertung dieser Gedanken für die Kinder wird kein Lehrer verlegen sein. Die Beispiele liegen in Fülle bereit. Um aber die Anwendung vorzubereiten, wird man sich nicht mit den kurzen Worten begnügen „er ging hin und handelte mit denselben und gewann andere fünf", sondern dies „Handeln" wird man schildern und dabei zeigen, wie die beiden sich Mühe machen, beide in gleicher Weise, so gut sie können, entsprechend der Größe ihres Arbeitskapitals. Ich habe dann die beiden Gesichtspunkte der Anwendung noch dadurch in der Erzählung vorzubereiten gesucht, daß ich das Gleichnis anschloß an das Wort Jesu: Ihr seid das Licht der Welt — lasset euer Licht leuchten. Darüber entspinnt sich unter einigen Zuhörern ein Gespräch. Die einen vermissen darin die Bescheidenheit (Antwort im Gleichnis: Gabe ist Pflicht), die andern empfinden die Härte der ungleichen Gabenverteilung unter den Menschen, wodurch die einen viel, die andern sehr wenig in der Welt leisten und also wert sind. (Antwort: die Treue macht den Wert aus).

Schwieriger als bei den meisten Gleichnissen ist bei manchen andern Geschichten die Vorbereitung der Verwertung durch die Erzählung. Häufig wird man sich freilich darauf beschränken können, die Motive die der biblische Text enthält, stärker zu unterstreichen. So etwa in der Erzählung von Abraham und Lot die Friedfertigkeit Abrahams. Die Hirten geraten in Streit um die Weideplätze. Beklagen sich Abrahams Knechte bei ihrem Herrn über die Unverschämtheit der Knechte Lots, so redet Abraham zum Frieden, während Lot sich gegen seinen Oheim einnehmen läßt. Es entsteht eine Spannung zwischen den beiden Familien. Abraham, obwohl der Aeltere, bietet zuerst die Hand zur Versöhnung indem er eine Aussprache mit Lot herbeiführt. Er schlägt Trennung vor. Lots Mißtrauen: der

Oheim als der Aeltere wird zuerst wählen und natürlich die fruchtbare Jordansaue für sich in Anspruch nehmen, wird durch Abrahams uneigennützigen Vorschlag beschämt. Auf Grund dieser so etwas erweiterten Erzählung läßt sich die Besprechung des Kapitels: Friedfertigkeit offenbar viel fruchtbarer gestalten. Aber so einfach ist die Arbeit des Erzählers nicht überall. Nehmen wir die Geschichte von Kains Brudermord. So wie der Text sie bietet, ist es eine für Kinder grausige und unbegreifliche Tat, daß Kain seinen Bruder erschlägt, der ihm nichts getan hat. Neid ist das Motiv und vom Neid wird man auch bei der Besprechung handeln. Aber die Erzählung muß dann auch das Wesen des Neides anschaulich gemacht haben: wie er entsteht, wodurch er psychologisch verständlich wird, wie er sich in die Seele einfrißt, und wie er zu schlimmen Dingen führt, wenn ihm kein starker Wille gegenübertritt. Damit stoßen wir auf das zweite pädagogisch wertvolle Motiv: „aber laß ihr nicht den Willen, sondern herrsche über sie (die Sünde)". Die Selbstbeherrschung die damit gefordert wird [1]), ist gewiß eins der fruchtbarsten Themen des religiös-sittlichen Unterrichts und unsere Geschichte ein willkommener Anlaß, davon mit den Kindern zu sprechen. Aber die Geschichte muß dann auch etwas von dem Kampf des guten Willens in Kain gegen die Sünde erzählen und uns das Unterliegen des guten Willens begreiflich machen. (Vergl. die Erzählung in Teil V.)

Wie in dieser Geschichte, ist es auch sonst häufig vor allem erforderlich, die psychologischen Vorgänge deutlich zu machen. Denn auf dem Verständnis derselben beruht oft genug die Möglichkeit einer „Anwendung". Ist das Werden einer sittlich bedeutsamen Tat nicht verstanden, kann auch von einem Miter-

[1]) Wir behalten Luthers Uebersetzung bei, obwohl sie kaum richtig ist. Der Text ist an der Stelle gänzlich verderbt, und was eigentlich dort gestanden hat, wird sich kaum mit Sicherheit ermitteln lassen.

leben bei den Kindern keine Rede sein und alle Heranziehung anderer Beispiele aus dem Leben bleibt schließlich doch unfruchtbar. Wie wertvoll ist z. B. in der Versuchung Josephs durch die Frau des Potiphar das Wort: Wie sollte ich ein solch groß Uebel tun und wider Gott sündigen? In der sittlichen Gefahr wird hier dem Joseph die religiöse Ueberzeugung zum starken Halt, die Erinnerung an Gottes Willen kommt dem eignen, sonst vielleicht weniger sicheren Willen zu Hilfe. Darüber läßt sich kleinen und großen Kindern viel Wichtiges sagen. Aber wie die Geschichte im Bibeltext und in den Religionsbüchern lautet, hilft sie nicht im Geringsten, den Kindern diesen Gedanken nahe zu bringen. Denn die seelischen Vorgänge bleiben völlig im Nebel. Zum mindesten müssen doch die Kinder, wenn sie von der Geschichte etwas haben sollen, eine wirkliche Versuchung miterleben. Das ist bei der üblichen Art der Erzählung völlig unmöglich. Man kann ja den Bibeltext nicht wörtlich bringen und die Sünde nicht durch die deutlichen Ausdrücke bezeichnen, die dort gebraucht sind. Aber ganz töricht ist dann die Auskunft, die anstößigen Worte zu streichen und zu sagen, wie es in unserm an pädagogischer Genialität unübertroffenen rheinischen Religionsbuch heißt: „Joseph war schön und hübsch von Angesicht; und es begab sich, daß seines Herren Weib ihn verführen wollte. Er weigerte sich aber und sprach ....“ Was die Kinder sich unter diesem „Verführen“ vorstellen sollen, ist wohl nur dem erleuchteten Verfasser dieses im Rheinland heiligen Textes erkennbar gewesen. Für die Kleinen wird die Geschichte so ganz wertlos und für die Größeren, die natürlich dahinter kommen, was da im Urtext steht, wird sie in einer sehr bedenklichen Weise interessant. Will man die Geschichte erzählen, so kann man gar nicht darauf verzichten, die Sünde zu der Joseph verleitet werden soll, deutlich zu machen, ja man muß sie nicht nur nennen, sondern auch zeigen, wie Joseph in Gefahr war, der Versuchung nachzu-

geben. Also rede man von Ehebruch [1]), d. h. die Frau des Potiphar will Joseph dazu bringen, mit ihr zusammen ihren Mann zu verlassen. Wie wird das Ansinnen zur Versuchung? Joseph ist Sklave und hat ein hartes Leben. Die Herrin findet Gefallen an dem hübschen jungen Mann, behandelt ihn freundlich, spricht mit ihm bei der Arbeit, zeigt Teilnahme für sein Geschick und steckt ihm allerlei gute Dinge zu. Wie dankbar empfindet der Sklave diese seltene Herzlichkeit der Frau, die ihn ebensogut hätte mit der Peitsche behandeln können. Da ist es wohl zu begreifen, daß das Ansinnen der Herrin, ihr Mann zu werden, für Joseph etwas Verlockendes hatte. Und darin liegt die Voraussetzung dafür, daß man die Abwehr Josephs als sittliche Tat beurteilt. — Noch bleibt zu zeigen, wie Joseph grade in seiner Frömmigkeit den festen Halt seiner Sittlichkeit fand. Indem er spricht: Wie sollte ich gegen Gott sündigen, ist er schon fest. Ueberzeugender wirkt diese Festigkeit, wenn wir sehen, wie sie erworben wurde: Joseph war zu Anfang einmal der Versuchung beinahe erlegen, hatte schon halb eingewilligt. Dann hatte er es aber — warum? ist ihm selbst nicht klar gewesen — aufgeschoben, sein bindendes Wort zu geben. Am Abend betet er wie gewöhnlich, bittet um Gottes Schutz und will danken für den vergangenen Tag. Da kann er nicht beten. Schwer fällt ihm aufs Gewissen, wie er sich benommen hat. Was hat er tun

[1]) Andere wollen die Versuchung aus dem Gebiet des 6. Gebots in das des 7. (Stehlen) übersetzen. So hörte ich von einem Lehrer, der folgendermaßen erzählte: Potiphar ist ausgegangen und hat den Schrank, in dem sein Geld liegt, abgeschlossen. Seine Frau, die sich gern neue schöne Ohrringe kaufen will, sucht Joseph dazu zu bringen, den Schrank aufzubrechen und Geld zu stehlen, das sie dann mit ihm teilen will. Erbittert, daß Joseph darauf nicht eingeht, klagt sie ihn bei dem heimkehrenden Potiphar des versuchten Diebstahls an und zeigt zum Beweise Schrammen am Schrank, die sie selbst gemacht hat. —

wollen! Wie muß Gott ihn ansehen! Nun fällt ihm alles ein, was ihm vorher in der Versuchung nicht eingefallen war: wie unrecht es wäre, die Ehe seines Herrn zu zerstören. Es wäre gegen Menschensitte und gegen Gottes Willen. So wird sein Gebet zu einer Bitte um Festigkeit in der Versuchung und der Gedanke daran, daß der Verlockung nachgeben Sünde gegen Gott wäre, begleitet ihn nun und hilft ihm. —

Was diese Geschichte erst verständlich macht, sind Vorgänge und Erlebnisse, die z. T. *vor* dem Momente liegen, mit dem die Erzählung im Bibeltext beginnt. Hat man sie nicht mit-erzählt, so muß man in der Besprechung darauf eingehen: wie kam das wohl? wie ging das etwa zu? u. s. w. Natürlich ist das Fragen dabei eigentlich Schein, denn die Erklärung muß doch der Lehrer geben, weil den Kindern die Erfahrungen fehlen oder doch die Fähigkeit, eigne Erfahrungen zu verarbeiten. Und die nachträglich erst herbeigeholte Deutung kann nicht ersetzen, was in der Erzählung selbst fehlte. Die Kinder unterscheiden instinktiv zwischen dem, was *in* der Geschichte steht und dem, was *an* die Geschichte erst herangebracht ist. Das letztere hat nicht die Autorität und Ueberzeugungskraft, weil es nur „ausgedacht" worden ist, wer weiß ob es so gewesen ist? Ist dagegen die Vorgeschichte selbst erzählt worden, so kann sich die Besprechung darauf als auf wirklich Geschehenes beziehen und die Anwendungen wirken viel überzeugender.

Eine ähnliche Aufgabe hat der Erzähler z. B. bei einer sonst gänzlich verschiedenen Geschichte, der *Tempelreinigung*. Was will man damit im Unterricht anfangen? Der Tempel ein Bethaus. Zum Beten gehört innere Sammlung, äußere Stille. Heiliger Gebrauch heiligt den Ort. Religiös feinfühlige Menschen werden aufs Tiefste verletzt durch die Profanierung geweihter Stätten und mehr noch durch die Verquickung der Religion, des Innerlichsten, mit einem äußeren Treiben, das mit Religion gar nichts zu tun hat. Das etwa

sind die praktisch verwendbaren Gedanken, außerdem hat die Erzählung ja auch ihre große Bedeutung innerhalb der Lebensgeschichte Jesu. — Es leuchtet nun unmittelbar ein, daß der Bibeltext für eine Erzählung im Unterricht gänzlich unbrauchbar ist. Die wenigen Zeilen sind für das Empfinden der Kinder überhaupt keine Erzählung. Was schon nach ein paar Sätzen zu Ende ist, dafür können sie sich nicht interessieren. Das Gefühl, das eine so kurze Erzählung zurückläßt, ist nur das der Enttäuschung. Zumal dann, wenn das wenige nicht einmal verstanden wurde. Nun verlangt ja auch die übliche Methode eine Vorbereitung der Darbietung. Was der Tempel ist, wie es da aussieht; was die Taubenkrämer und die Wechsler im Tempel wollen; wie diese für unser Gefühl sonderbare Einrichtung mit dem Opferwesen zusammenhängt und daraus verständlich wird, daß sie geduldet wurde — das alles wird wohl auch gewöhnlich *vor* der Erzählung besprochen werden. Warum denn aber nicht diese Dinge *in* die Erzählung hineinziehen? Weshalb wir das für richtiger halten, brauchen wir hier nicht noch einmal zu begründen. Wenn das nun auch geschieht, so sind damit doch nur die äußeren Vorgänge anschaulich und verständlich geworden. Das allein genügt aber nicht als Vorbereitung für die Durchnahme. Es kommt uns da vor allem darauf an, daß der Gegensatz der Auffassung Jesu zu der herrschenden jüdischen Auffassung deutlich heraustritt, es muß weiter verständlich werden, daß ihn der Anblick des Treibens im Tempel so sehr erregt, daß er ihn im Tiefsten verletzt und empört. Darüber kann natürlich *vor* der Darbietung nicht gesprochen werden. Wohl aber läßt sich das alles *in* der Erzählung deutlich machen, wenn man die Vorgeschichte der erzählten Situation mit hineinzieht. Wissen wir, mit welchen Gedanken, in welcher Stimmung Jesus zum Tempel geht, so empfinden wir mit ihm den schneidenden Kontrast der Wirklichkeit und erleben seine Empörung mit. Der Erzähler hat also folgende Auf-

gabe: er muß den Schauplatz anschaulich zeichnen, den Zusammenhang des Markttreibens im Tempel mit dem Opferwesen verständlich machen und die innere Verfassung schildern, in der Jesus zum Tempel kommt, der ihm als Bethaus heilig ist. — In Teil V. ist der Versuch gemacht, die Tempelreinigung diesen Forderungen entsprechend zu erzählen.

Ob man in jedem Falle gebunden ist, aus einer Geschichte genau das oder nur das herauszuholen und zu verwerten, was dem biblischen Erzähler daran wertvoll war, scheint uns zweifelhaft. Wir haben oben Treue gegen die Pointe einer biblischen Erzählung gefordert im Gegensatz zu der völlig willkürlichen Art, mit den gegebenen Motiven umzuspringen und sie durch eigne Erfindung zu ersetzen, wie wir sie stellenweise bei Rosegger fanden. Aber es gibt doch eine Reihe von biblischen Geschichten, die in der vorliegenden Gestaltung religiös ziemlich unfruchtbar sind oder vom Erzähler auf eine Pointe hinausgespielt sind, die uns wenig wertvoll ist. In solchen Fällen scheint es uns durchaus berechtigt, die Geschichte so zu wenden, daß zwar nicht ein völlig fremdes Motiv hinzugefügt, wohl aber etwa ein Nebenmotiv zum Hauptmotiv gemacht wird. So werden wir bei der sog. „Sturmstillung“ allen Nachdruck auf die innere Ruhe Jesu inmitten der Gefahr legen und das Wunder, das dem Evangelisten die Hauptsache ist, daneben fast ganz verschwinden lassen. Die persönliche Haltung Jesu ist ja ein religiös ungleich wertvolleres Motiv als das Allmachtswunder. Aehnlich verfahren wir bei der bekannten Heilung des Gichtbrüchigen. Für den Evangelisten ist sie ein Beweis für die doppelte Macht Jesu: Sünden zu vergeben (was sonst nur Gott tun kann) und Kranke zu heilen. Das letztere Motiv teilt die Geschichte mit vielen andern und es ist an sich nicht sehr ergiebig für die Durchnahme. Auch der Streit um das Recht zur Sündenvergebung hat für Kinder gar keinen Wert. Zudem wird vielen die Dogmatik des Evangelisten, der hier Jesus dicht neben Gott

stellen will, unannehmbar sein [1]). Das Kapitel „Sündenvergebung" grade bei dieser Geschichte ausführlich zu behandeln scheint uns überhaupt nicht angebracht, es ist ein schwieriges Kapitel, das Kindern nur an der Darstellung sehr eindrucksvoller Erlebnisse klar werden kann, und in dieser Geschichte wird das Erlebnis des Gichtbrüchigen durch die Heilung an Eindruckskraft geschwächt, auch steht eigentlich viel mehr Jesus im Vordergrund, als das Erlebnis des Geheilten. Was soll man denn mit der Geschichte anfangen? — Sie enthält u. E. ein sehr feines und wertvolles Motiv, das man zur Hauptsache machen kann, wenn auch der Evangelist wohl nur nebenbei daran gedacht hat. Das Eigentümliche dieser Heilungsgeschichte ist deutlich dies, daß die Heilung erst hinterdrein als Rechtfertigungstat Jesu erfolgt, ihm kam es eigentlich darauf nicht an. Die Leute, die den Kranken bringen und mit soviel Mühe bringen, suchen aber von vornherein die Heilung. So bedeutet für sie das Wort Jesu von der Sündenvergebung eine Enttäuschung, und für uns tritt darin ein Gegensatz der Auffassung zu Tage: die Leute, die den Kranken bringen, denken an leibliche Nöte, Jesus an die Seelennot. Gradezu den Gegensatz zweier Lebensauffassungen kann man darin finden, und es ließe sich leicht zeigen, wie ergiebig dies Motiv für die religiöse Erziehung ist. Man kann also die Erzählung so gestalten, daß dieser Gegensatz den Hauptakzent erhält.

Den Standort für die Darstellung nimmt man am besten bei den Leuten, die im Hause sitzen und Jesus zuhören. Ueber ihnen wird das Dach abgedeckt, alles sieht auf. Das herabgelassene Bett ist der Mittelpunkt des Interesses aller. Ein Gemurmel des Bedauerns, als der Kranke sichtbar wird: „Der

[1]) Der Evangelist hat ein besonderes Privilegium des Menschensohnes bezeichnen wollen. Wir geben den Schriftgelehrten recht: im eigentlichen Sinne ist Sündenvergebung nur Gottes Sache. In abgeleitetem Sinne aber ein Recht aller Menschen, die selbst der sündenvergebenden Liebe Gottes gewiß sind.

arme Mann! Was muß der ausstehen, daß sie sich solche Mühe mit ihm machen." Alle Augen sind auf Jesus gerichtet. Alle warten. Der Kranke versucht sich ein wenig aufzurichten, und blickt verlangend auf Jesus. Der betrachtet ihn schweigend, suchend. Sieht ihm in die Augen. Der Kranke schlägt die Augen nieder, sinkt mit einem leisen Seufzer zurück und faltet die Hände. Jesus beugt sich über ihn und legt seine Hand auf die seinen. — Atemlose Stille. Jesus spricht: Sei getrost mein Sohn deine Sünden sind dir vergeben. Der Kranke schlägt die Augen auf, eine tiefe Röte überzieht sein blasses Gesicht, ein langer leuchtender Blick dankt Jesus. — Einen Augenblick ist alles still, in den Gesichtern malt sich Ueberraschung, Enttäuschung. Dann erhebt sich ein lautes Murmeln. „Er will ihn nicht heilen." „Er kanns nicht." „Haben die sich darum all die Mühe gemacht um ein paar fromme Worte zu hören?!" „Als ob ihm das was hülfe, dem armen Mann? Er hat so gehofft und nun ist es nichts." An der Tür stehen einige Gelehrte, die stecken die Köpfe zusammen: „Unerhört! Sünden vergeben! Solche Anmaßung! Nur Gott darf doch Sünden vergeben! Ja, es ist gradezu Gotteslästerung." Jesus hält noch immer die Hand des Kranken. Jetzt richtet er sich auf und seine Augen blitzen zu den Gelehrten hinüber: „Ich darf nicht so sprechen? Was ist denn leichter zu sagen: deine Sünden sind dir vergeben! oder: stehe auf und wandle?" Ohne auf eine Antwort zur warten wendet er sich zu dem Kranken, sieht ihm lange in die Augen, faßt dann seine Hand und sagt laut und bestimmt: „Steh auf! Nimm dein Bett und geh heim!" Es ist wieder ganz still, alle recken voll Spannung die Köpfe, die hinteren stellen sich auf die Zehen, um das Bett sehen zu können. Ein verwundertes Ah! geht jetzt durch die Reihen. Der Kranke richtete sich langsam auf, jetzt sitzt er auf den Kissen. Jesus sieht ihn fest an und hält seine Hand. Der Kranke bewegt die Füße, setzt sie auf den Boden und nun steht er aufrecht. Dann faßt er das Kissen auf der

Tragbahre, nimmt es auf den Rücken und geht zur Tür. Die Menge macht ihm Platz, starr vor Staunen. Hinter ihm verläßt auch Jesus das Haus. Ehrfurchtsvoll beugen sich die Leute vor ihm. Als er draußen ist, bricht der Jubel los ...

Zweifellos wird den Kindern ebenso wie damals der versammelten Menge die Heilung in der Geschichte den größten Eindruck machen, aber der Lehrer kann nun leicht von diesem Eindruck aus zu dem Moment hinführen, der für ihn die eigentliche Hauptsache ist, zu der entgegengesetzten Denkweise Jesu. Die Nörgelei der Schriftgelehrten verschwindet dabei neben der allgemeinen Enttäuschung über die ausbleibende Heilung. Wird der Akzent, der in der Erzählung des Evangelisten auf der theologischen Kontroverse liegt, abgeschwächt und der Gegensatz zwischen der allgemeinen Erwartung und Jesu Verhalten stärker betont, so ist die Bahn frei zur ergiebigen Behandlung dieser Geschichte. In ähnlicher Weise wird man noch bei mancher Geschichte um ihrer Verwertung willen in der Erzählung den Schwerpunkt verlegen, Haupt- und Nebenmotive vertauschen können.

Die schwersten Geschichten.

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß im biblischen Geschichtsunterricht auf das Vorerzählen weit mehr ankommt als auf die Durchnahme. Aber von selbst wird auch die Durchnahme fruchtbarer und für Lehrer und Kinder anregender, wenn die Erzählung gelungen ist. Der Lehrer kann gleich auf das Zentrum selbst losgehen, ohne erst lange untersuchen zu müssen, wo der Hauptgedanke, der eigentliche praktisch bedeutungsvolle Inhalt der Geschichte liegt. Er kann wirklich Religion treiben und braucht nicht so viel Zeit auf Nebendinge zu verwenden, die mit Religion oft wenig zu tun haben und die Kinder nur ermüden.

Zugleich aber öffnet sich dem Lehrer in der freien eignen Gestaltung der biblischen Erzählungen in vielen Fällen ein Ausweg aus der drückenden Not, in die er durch unpädagogische

Stoffauswahl der Lehrpläne gebracht wird. Wir haben im Anfang des 2. Abschnitts die Frage aufgeworfen, wie dieser Not abzuhelfen sei und sind dort die Antwort schuldig geblieben, um zunächst auf die Methode der Darbietung näher einzugehen. Wir meinen nun aber, daß in der von uns vorgeschlagenen Erzählungsmethode auch ein Weg zur Erleichterung der stofflichen Schwierigkeiten gegeben ist. Auch eine im Bibeltext völlig unkindliche Geschichte wird in der Schule erträglich, wenn sie kindlich erzählt wird, wenn die das Interesse des Kindes fesselnden Momente hervorgehoben oder auch erst eingefügt und schwer verständliche Dinge schon in der Erzählung verständlich gemacht werden. Manche der religiös fast wertlosen Geschichten läßt sich durch geschickte Darstellung und durch Hervorkehrung der psychologischen Vorgänge für den Unterricht brauchbar machen; bei andern hilft eine Verschiebung des Schwerpunktes über Schwierigkeiten hinweg, und selbst ethisch anstößige Geschichten hören auf, eine solche Last für die Schule zu sein, wie sie es durchweg sind, wenn die Erzählung schon den Anstoß selbst innerlich verarbeitet oder durch feinere Motivierung die größten Härten beseitigt.

An einigen Beispielen mag das Gesagte deutlicher werden. Wie wir die Schwierigkeiten der Schöpfungsgeschichte zu überwinden versuchen, hat der Leser gesehen. Nicht geringere Schwierigkeiten bietet die Erzählung von Paradies und Sündenfall, die vielfach im ersten Schuljahr behandelt werden soll. Wie schön könnte das Kapitel „Paradies" den Kindern dargestellt werden, wenn alle die seltsamen und verwirrenden Züge der biblischen Erzählung wegbleiben. Seltsam ist schon die Benennung der Tiere, noch mehr die Erschaffung des Weibes aus der Rippe, nachdem doch vorher in der Schöpfungsgeschichte Mann und Frau schon da sind[1]). Und dann die Worte, die über

[1]) Es ist nicht gerade ehrlich, wenn man sonst sklavisch am Bibelwort festhält, aber in der Schöpfungsgeschichte den unbequemen Vers 27 b ausläßt.

Mann und Weib gesprochen werden. Unverständlich und, auch wenn sie erklärt werden, höchstens befremdend für die Kinder. Das Weib heißt ja zwar im Hebräischen „Männin", aber im Deutschen doch nicht, und nicht der Mann verläßt Vater und Mutter, um dem Weibe anzuhangen, sondern das Weib löst sich heute aus dem Elternhaus, wenn es in die Ehe eintritt. Das ist auch Kindern, besonders solchen, die verheiratete Geschwister haben, wohlbekannt, und man kann doch den Kleinen keine Vorlesung über die Geschichte der Ehe halten. Befreien wir also die Geschichte von diesem archaistischen Ballast und erzählen den Kindern nur, wie Gott mit Blumen und Rasen und Bäumen und Gebüschen einen herrlichen Garten pflanzte, der von Duft und Vogelsang, von Blüten und Früchten voll war. Und wie er in diesen Garten der Freude[1]) das junge Menschenpaar[2]) hineinführt. Die graben nun da und harken die Wege, beschneiden die Bäume, gießen die Blumen, nähren sich von den lockenden Früchten. Aber von einem Baum sollen sie nicht essen. Es ist durchaus verwirrend, wenn der Erzähler an dieser Stelle von zwei Bäumen spricht, da für den weiteren Verlauf doch nur der Erkenntnisbaum in Betracht kommt. In der Tat gehören auch die zwei Bäume verschiedenen Quellen der Erzählung an. — Nun aber bietet die angedrohte Todesstrafe eine recht große Schwierigkeit. Ueber zwei Dinge kommen die nachdenkenden Kinder nicht hinweg: Gott setzt auf Aepfelnaschen die Todesstrafe und nachher stirbt niemand, es war eine leere Drohung. Die ungeheure Härte Gottes gegenüber einer Sünde, die dem Kinde so nahe liegt, reißt eine Kluft zwischen ihm und diesem Gott, und die leere Drohung,

[1]) „Eden" heißt „Wonne". Das hebräische Wort muß natürlich wegfallen, am besten tritt unser deutsches „Freude" ein.

[2]) Es ist nicht ratsam, vor Kindern vom „Weibe" zu sprechen. Unter einem Weibe denken sie sich eine ältere, ziemlich dicke Frau mit einer Schürze, etwa nach Art der Waschfrau. Man sagt viel besser einmal „junges Mädchen" und nachher einfach „Mädchen".

die dem Kinde auch wohl zuweilen von seiten der Eltern, des Dienstmädchens oder eines Spielkameraden begegnet, wird von ihm schon deutlich als Schwäche empfunden. Wenn nicht gar, wie es einst bei mir der Fall war, der Gedanke auftaucht: Gott hat also gelogen. Alle diese Schwächen der Erzählung haben ihren Grund nur in der mangelnden Fassungskraft des Kindes, denn die Geschichte ist an sich eine der feinsten und nachdenklichsten der ganzen Bibel, vielleicht der ganzen Weltliteratur. Aber eben darum ist es ein barer Unsinn, sie Kindern zu erzählen. Doch wir müssen uns mit diesem Unsinn abfinden. Wir lassen daher alles fort, was sich auf die Sünde bezieht, die der Erzähler eigentlich gemeint hat, nämlich auf das Ansichreißen der Erkenntnis. Mit der Todesstrafe muß zugleich das Bewußtwerden der Nacktheit und der Fluch über die künftige Mutter unterdrückt werden. Daß außerdem jede dogmatische Reflexion fehlen muß (Erbsünde, Sünde und Tod u. s. w.), die in der Erzählung liegt oder später aus ihr gesponnen wurde, ist selbstverständlich. Was übrig bleibt, ist keine tiefe Geschichte mehr; aber wie sollten auch Kinder in die Tiefen der religiösen und sittlichen Erfahrung reifer Menschen eindringen? Was übrig bleibt, ist eine sehr einfache, die Kleinen ansprechende, aber nicht gerade vorbildliche Kindergeschichte: Gott droht, wenn Adam und Eva von dem verbotenen Baume essen, will er sie aus dem Garten der Freude austreiben. Sie lassen sich von der Schlange verführen und werden vertrieben. Das Leben ist nun nicht mehr Sonnenglanz und Freude, sondern harte, mühselige, schmerzensreiche Arbeit. Ihre Hände werden dabei schwielig, ihre Körper gebückt in dem schweren Ringen ums tägliche Brot. Das alles läßt sich breit und anschaulich genug schildern, daß eine richtige, lebendige Geschichte daraus wird. Und es ist nicht zu bestreiten, daß diese Geschichte auch pädagogisch wertvoll ist. Mancherlei läßt sich an ihr zeigen: Gottes Gebot ergreift die Herzen und wird wie ein Gebot, das sie sich selbst geben durch

ihr Gewissen; umgekehrt die Gewissensstimme ist Gottes Stimme. Das Gewissen erwacht zu rechter Zeit, wenn Lust und Verführung ihm entgegen ist und will Herr in uns werden. Es kommt zu einem Kampf und die Frage ist, wer den Sieg behält, die Dinge, die uns von außen ziehen wollen oder das eigne Gewissen, ob wir den äußeren Dingen den Willen tun oder unsern eignen Willen durchsetzen. Die Schwäche gegen die äußeren Dinge aber bringt Leid und zwar nicht Leid, das stark macht, sondern immer tiefer herabdrückt. Diese Gedanken lassen sich — natürlich in sehr verschiedener Form und Fülle — von Anfang an mit der Erzählung verknüpfen. Dieselben Gedanken würden aber auch wiederkehren — nun freilich mit neuem vorher nicht erwähnten Inhalt erfüllt — wenn man etwa mit Primanern oder heranwachsenen Mädchen die Paradiesgeschichte in ihrer biblischen Form behandelte[1]). Die früher gewonnene Fassung und Auffassung würde dem Verständnis des Stoffes nicht nur nicht hinderlich, sondern dienlich sein. Aber neue Fragen würden sich dann daran anknüpfen lassen, wenn die Erzählung als ein Stück antiker Literatur betrachtet und ihre Gedanken und Stimmungen mit unserer heutigen Auffassung konfrontiert werden. Liegt die Vollkommenheit hinter uns, am Anfang, in einem verlorenen Paradies, oder ist sie das Ziel? Ist mühsame Arbeit im Kampf mit der Natur ein Fluch oder eine Quelle des Segens? Ist die Naivetät, die noch vor der Erkenntnis des Guten und Bösen steht, ein Verzug oder ein Zustand, der überwunden werden muß? Welchen sittlichen Wert hat das Gebot und ist Gehorsam ohne Erkenntnis Sittlichkeit? Eine Fülle tiefgreifender Fragen für reifende Menschen. Auch die feine Psychologie der Verführung in dieser Geschichte, die einfach unübertrefflich ist, wird dann erst recht

[1]) Ob es einmal dahin kommen wird, daß auf den Oberklassen unserer höheren Schulen auch israelitische Literatur- und Religionsgeschichte getrieben wird?

ihren Wert erweisen und auch einen Beitrag liefern zur sittlichen Durchdringung des sexuellen Problems. Doch das sind Erwägungen, die über die Grenzen unsrer vorliegenden Aufgabe hinausgreifen. Nur dies mag hier noch gesagt werden, daß es kein Schade ist, wenn die Kinder die Geschichte zuerst in inhaltlich reduzierter Gestalt kennen lernen, umso eher wird es gelingen, ihr Interesse bei späterer Wiederholung zu fesseln, da man ja dann wirklich Neues geben kann.

Die Opferung Isaaks und die Jakob-Esaugeschichte (Linsengericht und Segenbetrug) haben wir im Anhang ausgeführt, wie wir sie etwa als Schulerzählung für möglich halten. Besser wärs natürlich, sie würden den Kleinen gar nicht erzählt und höchstens auf der Oberstufe als religionsgeschichtlich interessante Sagen gelesen und besprochen. Zu dem Kapitel: Geschichte des Gewissens (Geschichte der Gottesauffassung und der sittlichen Ideale) liefern sie ja höchst wertvolle Beiträge. Aber das ist kein Gegenstand für den Unterricht in den ersten Schuljahren. Da richten diese Geschichten eigentlich nur Verwirrung an, wenn man sie in der biblischen Gestalt erzählt. Das weiß zwar jeder Lehrer, das wird ziemlich von allen erkannt, die sich mit der Sache beschäftigt haben, aber was hilfts? Diese Geschichten sind von jeher vorgeschrieben, also werden sie behandelt, Punktum. Unsere Neuerzählungen sind Versuche, die zeigen sollen, wie sich manche Schwierigkeit heben läßt, wenn man die Vorgeschichte mit hineinzieht, den Standort der Erzählung wechselt, die psychologischen Zusammenhänge deutlich macht. Es lassen sich gewiß noch bessere Umgestaltungen finden, und manche andere Geschichte stellt dieselben Aufgaben, es liegt da ein Feld für schwierige, aber auch höchst interessante Produktionstätigkeit des Lehrers.

Auf eine Schwierigkeit ganz anderer Art möchten wir noch hinweisen. Die Leidensgeschichte Jesu soll schon in den unteren Klassen behandelt werden, jedenfalls immer die

Kreuzigung. Das hat eine große Gefahr. Die bewegte natürlich-dramatische Handlung ist den Kindern ja eindrucksvoll, und die äußeren Vorgänge sind leicht anschaulich zu machen. Aber die innere Handlung? Kaum läßt es sich vermeiden, daß den Kindern die Verurteilung und Kreuzigung Jesu als eine Tat völlig grundloser Bosheit erscheint. Es fehlt die Brücke vom Erleben der Kinder zu diesen Menschen, die einen Jesus, der doch so gut war, umbringen. So entsteht die Gefahr des liebelosen Richtens ohne Verständnis, eine ernste Gefahr für das unreife sittliche Denken des Kindes. Es wäre auch zweifellos ein Gewinn, wenn die ganze Passionsgeschichte erst in den letzten Schuljahren behandelt würde, dann, wenn die Kinder fähig sind, die Tragik dieses Ausgangs aufzufassen und auch die Motive der Mörder Jesu zu verstehen. Dann würde die Passionsgeschichte einen ungleich tieferen Eindruck machen als jetzt, wo sie bereits einen zwar stimmungsvollen, aber unlebendigen liturgischen Klang hat, wenn das Verständnis für die Vorgänge erst erwachen kann. Aber die Lehrpläne lassen keine Wahl. Erzählt man aber die Kreuzigung, so muß auch vom Messiasproblem gesprochen werden, natürlich in einfachster Form. Die Einzugsgeschichte bietet uns die Gelegenheit, den Gegensatz der Volkserwartung eines neuen David, eines herrlichen Kriegsfürsten, zur Auffassung Jesu von seinem Friedensberuf, seinem Königtum in den Herzen, zu zeichnen. Das ist ja nicht leicht, aber doch auch nicht unmöglich, und von da aus läßt sich dann auch die Verurteilung Jesu wegen Gotteslästerung und der schnelle Abfall des Volks den Kindern einigermaßen begreiflich machen. Und begreifen sie vielleicht auch nicht ganz, wie die Dinge zusammenhängen, so haben sie doch die Empfindung, daß die Verurteilung Jesu erklärlich ist, und es kann sich nicht jenes falsche Empfinden festsetzen, daß die Leute im hohen Rat so furchtbar schlechte Menschen waren oder die noch schlimmere Meinung, daß die Juden (natürlich auch die heutigen Juden) solche Scheusale sind.

Die Schwierigkeit, daß die Motive der Gegner Jesu unverstanden bleiben und so ein verderblicher Richtegeist großgezogen wird, wiederholt sich noch einmal in besonderer Form bei der Darstellung der Gestalt des Judas. Die Entwicklung der Judaslegende und die Verwendung des Judasnamens ist eine traurige Geschichte von christlichem Haß, und die Schule sollte die Vorstellung von Judas dem „Erzschelm" nicht aufkommen lassen. Will man den Verrat erzählen, so muß man ihn motivieren, und als Motiv bietet sich entweder der Gedanke, daß Judas seinen Meister dazu drängen wollte, seine Königsmacht zu zeigen, indem er ihn selbst in gefährliche Lage brachte, oder dasselbe Motiv, das den hohen Rat zur Verurteilung treibt: Jesus nennt sich Messias und ist es nicht, ist also ein Betrüger und Gotteslästerer. Judas erkennt das und tritt deshalb auf die Seite der Feinde Jesu und hilft ihnen, damit Jesus die gerechte Strafe finde. — Man wird die Behandlung dieses psychologisch interessanten, aber auch sehr komplizierten Problems, wie Judas aus einem Jünger zum Verräter wird, von langer Hand vorbereiten müssen, wenn es den Kindern begreiflich werden soll. Judas darf nicht erst in dem Augenblicke zum erstenmal auftreten, in dem er sich zum Verrat anschickt, wir müssen ihn und die Bewegung in seiner Seele dann bereits kennen. Das ist auf eine einfache Weise so zu erreichen, daß man in einer Reihe von vorangehenden Geschichten Judas als Nebenfigur einführt. Zuerst beim Petrusbekenntnis vor Cäsarea (Mark. 8 27—38): als das Wort „Messias" fällt, flammt eine heiße Freude in den Augen des Judas auf, er drückt Petrus die Hand, wie zum Dank, daß er ausgesprochen hat, was ihm längst Bedürfnis war, deutlich gesagt zu hören. Ein neues Aufblitzen in seinen Augen, als Jesus vom Aufbruch nach Jerusalem spricht. Dann ein Anstarren und leises Kopfschütteln und schließlich ein überlegenes Lächeln, als Jesus von Leiden und möglichem Tod redet: dunkle Worte — undenkbar — es wird schon anders kom-

men. – Später beim Einzug in Jerusalem (Mark. 11 1–10) zeichnet man die Ungeduld des Judas, der in der Stadt Davids die Offenbarung der Königsherrlichkeit Jesu erwartet. Der Ritt auf dem Esel mit seiner deutlichen Symbolik („sanftmütig") macht ihn stutzig. Um so aufgeregter beteiligt er sich an den Huldigungen und hilft mit, den friedlich-bescheidenen Ritt zu einem Triumphzug zu gestalten. – Die Tempelreinigung (11 15–18) bietet neue Gelegenheit, Schlaglichter auf seinen Seelenzustand fallen zu lassen. Die Frage der Priester und Ratsherrn nach der Vollmacht Jesu (11 27—33) darf nicht ausfallen. Wieder ist Judas der schweigende aber gespannte Zuhörer: die ausweichende Antwort Jesu enttäuscht ihn — er hatte ein offenes Hervortreten mit dem Messiasanspruch erwartet. Schließlich bringt die Antwort auf die Zinsgroschenfrage (12 13–17) ihm die Gewißheit: er hat sich in Jesus getäuscht, wäre er der Messias — und er hat sich so nennen lassen – so könnte er ja nicht sagen: gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Als Jesus den Tempelvorhof verläßt, ist Judas nicht unter den Jüngern. Jesus hat seinen Blick bemerkt, als er die Antwort gab, der Blick hat ihm die Seele des Judas gezeigt. – So vorbereitet kann nun der Verrat des Judas (14 10—11) erzählt werden, indem man in der Form eines Selbstgesprächs die Entstehung des Entschlusses, dem hohen Rat seine Hilfe anzubieten, gezeichnet hat. Die 30 Silberlinge, ein aus dem Alten Testament eingedrungenes Motiv des Matthäusevangeliums, werden bei dieser Fassung am besten ausgeschaltet oder höchstens ganz nebenbei in der Form verwendet, wie es Markus bietet: „und sie versprachen ihm Geld zu geben".

Die Geschichte des Judas zieht sich so durch eine ganze Reihe von Erzählungen. Die Mühe dieser langen Vorbereitung, die im einzelnen nicht ganz leicht ist, wird reichlich belohnt. Judas ist den Kindern ein Mensch von Fleisch und Blut geworden, ist nicht mehr ein Schreckgespenst und nicht mehr

ein Gegenstand des selbstgerechten Abscheus, sondern eher des Mitleids. Die Charakterstudie, die man aber so den Kindern vorgeführt hat, erweist sich als pädagogisch überaus wertvoll und hilft zugleich, das schwere und doch nicht zu umgehende Messiasproblem und den tragischen Ausgang des Lebens Jesu den Kindern verständlich zu machen. Grade bei der Behandlung der Gestalt des Judas hat die praktische Probe meine Erwartungen von der Wirkung unserer Erzählungsweise noch weit übertroffen. Auch diese schweren Dinge lassen sich mit Kindern im Konfirmandenalter sehr wohl besprechen und ihnen verständlich machen, das haben mir meine Bauernkinder bewiesen. Aber freilich geht es nur, wenn die Erzählung in der angedeuteten Weise der Besprechung vorarbeitet.

An einer letzten Erwägung wollen wir schließlich nicht vorübergehen. Es sind nicht nur die genannten pädagogischen Schwierigkeiten, durch die manche biblischen Geschichten zu einer drückenden Last für den Lehrer werden, oft entsteht die Not aus dem Gegensatz zwischen der modernen und der biblischen Denkweise. Vor allem die Wundergeschichten der Bibel verursachen solche Konflikte und es liegt wohl nahe, die freie Art der Erzählung zu benützen, um die Wunder aus den Geschichten zu entfernen oder zu rationalisieren. Uns würde dies Verfahren doch als ein Mißbrauch der Freiheit erscheinen. Es ist in den Unterklassen ganz unnötig und in den Oberklassen unerlaubt. Den Kleinen ist noch durchweg das Wunderbare in Geschichten gradezu das Natürliche, Angemessene. Eine „Wunderfrage" ist da für den Lehrer noch kaum vorhanden. Jedenfalls ist sie nicht eine dogmatische, sondern eine pädagogische Frage. Gleichgültig ist der größere oder geringere Grad der „Möglichkeit" des Erzählten; Totenerweckung und Krankenheilung machen da keinen Unterschied. Es mag manchem Lehrer schwer sein, Dinge überhaupt zu erzählen, die er als unmöglich und nie geschehen erkennt. Aber er darf darum doch nicht das Unmögliche beseitigen und die Begeben-

heit so zurechtrücken, daß sie allenfalls möglich wird. Allermeist bringt er damit eine Geschichte ganz um ihre Stimmung und ihre poetische Schönheit. Der Lehrer muß lernen, die Stimmung des Märchenerzählers zu finden, der an sein Märchen glaubt, während er es erzählt. Von einer Verletzung der Wahrhaftigkeit kann man da auch nicht reden.

Dagegen kommen pädagogische Erwägungen wohl in Betracht. Es wäre verkehrt, das Wunderbare zu betonen, so daß das Wunder als solches, als Mirakel, zum eigentlichen Inhalt der Geschichte wird. Mirakel haben für uns schlechthin keinen Wert und sie dürfen in der Erzählung nur die Rolle eines Mittels zu anderen, für sich wertvollen Zwecken haben, nicht aber selbst der eigentliche Inhalt der Geschichte sein. So wird der Erzähler stets allen Nachdruck auf die Motive und die Folgen des wunderbaren Vorgangs legen. Bei den Wundern Jesu, die ja vor allem für die Kleinen in Betracht kommen, ist also durch die Erzählung schon das Interesse darauf hinzulenken, was darin von Jesu Art zum Ausdruck kommt, wie seine Freundlichkeit, Güte, Teilnahme ihn zu der Tat veranlaßt und wie die andern eben dies als das Große daran empfinden. Niemals aber darf als Ertrag der Geschichte der Satz erscheinen: Jesus — oder Moses oder sonst einer — konnte Wunder tun. Denn nicht *weil* die Geschichte ein Wunder enthält, erzählen wir sie, sondern *obwohl* sie ein Wunder enthält. Der Weg, den wir gehen, strebt über das Wunder hinaus. Wir brauchen es nicht ängstlich zu meiden, weil die Kleinen noch in einer Welt leben, in der Wunder und natürliche Vorgänge nicht generell, nur graduell verschieden sind. Aber wir wollen die Kinder doch allmählich darüber hinausführen, von dem „Sonntagsgott", der hier und da einmal wirkt oder vielmehr vor vielen Jahrhunderten einmal gewirkt hat, zu dem Gott, der heute und immer wirkt in den alltäglichen Dingen, dem Gott Jesu, der die Lilien kleidet und die Vögel ernährt. Es scheint uns also nicht die Aufgabe des Er-

zählers, das Wunder einfach zu beseitigen, sondern nur das Interesse davon abzulenken, und allermeist wird das gelingen, wenn wir uns das innere Erleben der Beteiligten recht lebendig veranschaulichen und auch in der Darstellung darauf den eigentlichen Nachdruck legen. So bekommen auch die vielen gleichartigen Wundergeschichten individuellen Inhalt.

Bei reiferen Kindern kann freilich diese naive Stellung zum Wunder nicht festgehalten werden. Vielleicht würde ein Teil der 13- und 14jährigen kritiklos alles hinnehmen, aber häufig genug wird das Vertrauen der Kinder zur Wahrhaftigkeit des Lehrers schwer geschädigt, wenn er fortfährt, „Unmögliches" als „wahr" zu erzählen. Und geschieht das nicht während der Schulzeit, dann meist doppelt verhängnisvoll nachher, wenn aus den Kindern erwachsene Menschen werden. Dann wird ihnen auch die Wunderkritik nicht unbekannt bleiben und wenn die Schule daran stillschweigend vorübergegangen ist, entsteht jene fatale Empfindung: man hat uns betrogen, künstlich dumm gehalten — „es ist alles Schwindel". Es ist doch eine fast unbegreifliche Kurzsichtigkeit, wenn immer wieder behauptet wird, der „Unglaube" werde durch die Kritik im Religionsunterricht befördert, während doch ein flüchtiger Blick in das wirkliche Leben deutlich genug zeigt, daß eben der Mangel aller Kritik im bisherigen Unterricht in vielen Fällen schuld daran ist, wenn man die Religion als überwundene Kindertorheit wegwirft und Kirche und Schule als Verdummungsanstalten angesehen werden. Grade im Interesse der Religion muß die Forderung erhoben werden, daß in den oberen Klassen die naive Behandlung der biblischen Wundergeschichten aufhört. Es sollte eigentlich selbstverständlich sein, was leider noch längst nicht selbstverständlich ist, daß der Religionslehrer seine persönliche Wahrhaftigkeit im Unterricht muß bewahren können. Wie aber läßt sich diese Forderung unter Voraussetzung der geltenden Lehrpläne erfüllen? Nicht so, daß durch allerlei rationalistische Kunststücke das Wunder „natürlich" gemacht

wird, sondern nur indem man die Legende, die Sage auch als Sage erzählt. Manche Geschichte wird an Wert nicht verlieren, sondern eher gewinnen, wenn man nun den Motiven nachgeht, die zur Bildung der Sage geführt haben oder dem Glauben, der sich darin einen poetisch-lebendigen Ausdruck geschaffen hat. Für die allegorisch-symbolische Auffassung von Wundergeschichten gibt das 4. Evangelium die beste Anleitung, die Speisung der 5000, die Blindenheilung, die Auferweckung des Lazarus sind ja vom Evangelisten selbst durch die nachfolgenden Reden symbolisch ausgedeutet und erscheinen so als bildliche Veranschaulichungen eines Gedankens. In derselben Weise lassen sich auch andere Wundergeschichten im neuen und alten Testament auffassen und dementsprechend im Unterricht behandeln. Der Erzähler wird sie ähnlich darstellen wie die Gleichnisse, d. h. er muß diejenigen Züge besonders deutlich hervortreten lassen, die den religiösen Gedanken tragen.

Diese eine Methode gilt natürlich nicht für alle Wundergeschichten, es wäre sehr verkehrt, überall allegorisieren und „Ideen" herausholen zu wollen. Bei vielen Wundersagen muß man nicht fragen: welchen Gedanken veranschaulichen sie? sondern: zu wessen Verherrlichung sind sie erzählt? Die Antwort darauf lautet bei alttestamentlichen Wundern meist: zur Ehre Jahwes. — Die Plagen Aegyptens, der Zug durchs rote Meer, die Eroberung Jerichos, Elias Sieg über die Baalspriester u. a. sind nicht Darstellungen religiöser Ideen, sondern geben dem Glauben Israels Ausdruck: Jahwe ist gewaltig und mächtiger als andere Götter, darum können auch Israels Helden mehr als die Diener anderer Götter (vgl. z. B. die Zauberkunststücke Moses vor Pharao). Anderseits kann man auch den religiös wertvollen Gedanken in solchen Geschichten finden: was Großes in Israel geleistet worden ist, das hat Jahwe getan, nicht menschliche Kraft und Klugheit, Jahwe hat Israel aus Aegypten gerettet und ihm Kanaan zum Besitz gegeben, Jahwe gab den Sieg über die Midianiter und Philister. So

denken wir ja auch: „welch eine Wendung durch Gottes Fügung", aber während wir Gottes Wirken im Tun der Menschen selbst suchen, verlangt die Antike deutlichere Wunder und vermag denselben Glauben nur auszudrücken durch die Erzählung von einem direkten Eingreifen Gottes in die menschliche Geschichte.

Neben solchen Wundergeschichten zur Verherrlichung Gottes stehen im alten nnd neuen Testament die eigentlichen Legenden, Geschichten zur Verherrlichung religiöser Helden (Moses, Elias, Elisa, Jesaias, Jesus), Geschichten, die erwachsen sind aus dem nachhaltigen Eindruck historischer Persönlichkeiten, Geschichten, die diesen Eindruck einer über gewöhnliches Menschenmaß weit hinausragenden Kraft und Bedeutung wiederspiegeln. Z. T. haben wir es dabei mit Steigerungen und Variationen historischer Vorgänge zu tun; so wird man wenigstens nicht bezweifeln können, daß Jesus wirklich Kranke geheilt hat. Viele von diesen Heilungsgeschichten werden wir daher durchaus als Geschichte erzählen, während z. B. Totenerweckungen für uns aus der Geschichte ebenso ausscheiden, wie das Meerwandeln oder das Vertrocknen des verfluchten Feigenbaums. Die Grenze zwischen Geschichte und Legende ist natürlich nicht immer festzustellen, der persönlichen Auffassung des Lehrers ist da Spielraum gegeben und wir werden gut tun, den Kreis des Historischen nicht allzu eng zu ziehen. Was wir aber als Legende erkennen, das wollen wir auch so erzählen und zwar scheint uns die beste Methode die zu sein, daß wir die Legenden erzählen als Schilderungen des Eindrucks, den das Auftreten der großen Persönlichkeit hinterläßt. Da lassen sich, ähnlich wie bei Gleichnissen, Situationen erfinden, in die man eine solche Legende hineinstellt, so daß zugleich die Art ihrer Entstehung deutlich wird. Etwa folgende Situation: In einem galiläischen Dorf wird bekannt, daß Jesus heute kommen wird. Die Leute laufen zusammen, stehen am Dorfausgang an der Straße und warten auf den berühmten Prophe-

ten. Das Gespräch dreht sich natürlich um ihn und seine wunderbaren Taten. Einer erzählt von einer Lahmenheilung in Kapernaum. Ein anderer verbessert, es seien zwei Lahme gewesen, die er zugleich gesund gemacht habe. Ein dritter findet solche Heilungen nicht so staunenswert, andere hätten dasselbe oder Größeres gekonnt. Man widerspricht ihm lebhaft. Ein etwas abseit Stehender wird auf den Wortstreit aufmerksam, tritt näher, hört wovon gesprochen wird. „Soll ich euch erzählen, was ich vor einigen Tagen in Magdala gehört habe?" Allgemeine Aufmerksamkeit. Er erzählt die Auferweckung von Jairi Töchterlein (Mark. 5) [1]), kommentiert durch Ausrufe der Umstehenden, in denen ihre Empfindungen, Mitgefühl, Spannung, Bewunderung für Jesus zum Ausdruck kommen. In den Begeisterungssturm hinein ertönt der Ruf: „er kommt". Voranstellen würde ich dieser Episode Mark. 2 (Gichtbrüchiger) und folgen könnte etwa die „Zeichenforderung" (nach Matth. 16 1—4). —

In ähnlicher Weise lassen sich auch andere Legenden einführen. Natürlich muß dann auch einmal ausführlich über Legendenentstehung und Geschichtswert der Legenden gesprochen werden: wie sie aus der Bewunderung für den Helden herauswachsen und ihn indirekt schildern, indem sie den Eindruck wiederspiegeln, den er auf seine Zeitgenossen gemacht hat. Vor allem müssen die Kinder verstehen lernen, daß Legenden nicht „Lügen" sind, sondern Volksdichtungen. Der Nachweis, daß auch in unserer Gegenwart noch Legenden entstehen (z. B. über Ereignisse des Kriegs 1870), wird den Kindern die Entstehung der biblischen Legenden begreiflicher und weniger anstößig machen. Bei der einzelnen Legende kommt es vor allem darauf an, ihren positiven Wert aufzuzeigen, es darf nicht der negative Eindruck schließlich vorherrschen: die Geschichte ist nicht wahr d. h. ist nichts wert. Nur in einigen Fällen ist es

[1]) Natürlich ohne die Episode von dem „blutflüssigen Weibe", durch die schon bei Markus die Erzählung wenig glücklich zerrissen ist.

gut, wenn die Negation stark betont wird, da nämlich, wo sie eine Befreiung der Gewissen bedeutet, wie bei der „Verfluchung des Feigenbaumes“ (Mark. 11 13 14 19 ff.) oder der Erzählung von der Vernichtung der Rotte Korahs (4. Mos. 16), die sich in einigen Religionsbüchern findet.

Eine besondere Beachtung fordern noch die Auferstehungslegenden. Da scheint es uns doch nicht ausreichend, nur die biblischen Geschichten als Volksdichtungen zu erzählen, vielmehr hat u. E. der Lehrer die Pflicht, den Kindern einigermaßen deutlich zu machen, wie man sich die Ostererlebnisse, aus denen die Legenden hervorgewachsen sind, vorstellen soll. Das ist freilich kaum möglich, ohne den Boden des sicher Wißbaren zu verlassen. Mit Sicherheit können wir ja nicht mehr sagen als dies: die Jünger haben Jesus gesehen und waren der festen Ueberzeugung, daß er ihnen leibhaftig erschienen sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind diese „Erscheinungen“ als innere Erlebnisse, als Visionen anzusehen. Ob wir uns aber diese Erlebnisse ganz so vorstellen, wie sie verlaufen sind, ist fraglich. Gleichwohl scheint es uns notwendig, den Kindern eine Vorstellung davon zu vermitteln. An dem Problem einfach vorbeizugehen, ist unmöglich. Die Versäumnis rächt sich später nur zu sehr in einer völligen Machtlosigkeit gegenüber pietätlosen Angriffen auf diese Wunder-Geschichten. Bloße Kritik wirkt verletzend und erkältend und bietet ebensowenig einen Schutz gegen solche Angriffe. Mit einer Auseinandersetzung über Visionen aber werden wir die Kinder nur verwirren. Nur eine positive Darstellung der geheimnisvollen Erlebnisse hilft ihnen weiter. Und wenn selbst die freie Phantasie an ihnen einen großen Anteil haben muß, so ist der Schaden gering gegenüber dem Schaden, den eine bloß kritische oder eine ganz unkritische Behandlung der Geschichten anrichtet. Wir müssen also eine Auferstehungsvision erzählend darstellen, so gut wir es vermögen, müssen die Entstehung dieser Erlebnisse in den Seelen der Jünger begreiflich machen, ohne doch

das Geheimnis völlig aufzulösen. Wir werden zu zeigen haben, wie sich das Sehen des verlorenen Meisters in den seelischen Erregungen jener Tage nach dem Tode Jesu, als die Jünger in die Heimat zurückgekehrt sind, vorbereitet, und wie doch die erste „Erscheinung" so plötzlich und gewaltsam auftritt, daß sie als Wunder, als direktes Eingreifen Gottes empfunden wird. Leicht ist die Aufgabe des Erzählers nicht, ja solche Visionsgeschichten (vgl. Teil V) müssen wohl von allen Erzählungen die größten Schwierigkeiten bereiten und mehr als einmal wird der Versuch mißlingen, ehe man die rechte Art gefunden hat.

Andrerseits wird durch die psychologische Vorgeschichte die Erzählung erst recht wertvoll für den religiösen Unterricht. Ein innerer Kampf ging ja wohl den wunderbaren Erlebnissen der Jünger voraus, der Eindruck des Kreuzes auf Golgatha d. h. des am Galgen gehenkten von Gott verlassenen und verurteilten Jesus, ringt mit dem andern Eindruck, den sie von der Persönlichkeit ihres Meisters empfingen, dem eines gotterfüllten und von Gott gesandten Propheten. Und dieses Bild des Gottgesandten behält doch schließlich in den Ostererlebnissen den Sieg trotz allem, was das Kreuz dagegen spricht und mit dem wieder gewonnenen Glauben an die göttliche Sendung Jesu ist auch der Glaube an sein Evangelium neu gewonnen und bestätigt[1]). So sind die „Erscheinungen" Beweise für die unzerstörbare Lebenskraft der Persönlichkeit Jesu und zugleich die Gottestat, die das Christentum in der Welt begründet hat.

Erst nachdem die Kinder eine Anschauung von den Erlebnissen der Jünger gewonnen und den gewaltigen Umschwung verstanden haben, der sich damit in ihnen vollzog, wird man

[1]) Die Gewißheit der Messianität (göttlichen Sendung) Jesu ist der eigentliche Gewinn der Ostererfahrungen, nicht der Glaube an sein Weiterleben nach dem Tode. Der allgemeine Glaube an die Auferstehung ist ja vielmehr die Voraussetzung der Ostererlebnisse.

auch die biblischen Osterlegenden besprechen, vielleicht am besten auf der Grundlage bloßer Lektüre, ohne freie Erzählung. Natürlich darf auch diese Besprechung nicht auf eine Kritik hinauslaufen, vielmehr handelt es sich darum, den reichen Schatz von religiösen Stimmungen und Motiven, der in diesen z. T. sehr feinen Geschichten liegt, den Kindern zugänglich zu machen. Was haben damals die Christgläubigen empfunden und gedacht, wenn sie diese Geschichten hörten und erzählten? Mit dieser Frage muß der Lehrer an die einzelnen Geschichten herantreten und seine Aufgabe ist dann, die religiös wertvollen Gedanken und Ueberzeugungen, die einst in diesen Legenden ihren Ausdruck suchten, in den Kindern neu lebendig zu machen.

Wir sind nicht der Meinung, daß die von uns vorgeschlagene Art der Erzählung alle Schwierigkeiten löst und alle Anstöße beseitigt. Es bleiben noch manche Geschichten, mit denen wir nichts anzufangen wissen. So wissen wir nicht, wie wir den sog. Gebetskampf Jakobs (1. Mos. 32) [1]) erzählen sollen, damit er für den Religionsunterricht brauchbar wird. Ebenso spröde finden wir die „Plagen Aegyptens", die meisten Episoden aus der Wüstenwanderung, die Simsonsagen [2]), die meisten Eliaslegenden, Jonas, Daniel, die Ankündigung der Geburt des Johannes, die Himmelfahrt, Annanias und Sapphira

[1]) Es ist eins der seltsamsten Mißverständnisse der christlichen Bibelausleger, daß man in diesem ganz kraß polytheistisch gedachten Ringen Jakobs mit der Nachtgottheit, die ihn an der Furt überfällt, einen „Gebetskampf" gefunden hat. Eine religionsgeschichtlich höchst interessante aber im Unterricht total unbrauchbare Sage.

[2]) Schwieriger als Simsons Rätsel ist die Frage, wo der religiöse oder sittliche oder sonst pädagogisch wertvolle Gehalt dieser Sagen stecken soll. In der deutschen Stunde lassen sie sich vielleicht erzählen, auch in einer letzter Stunde vor den Ferien zur Belustigung der Kinder. Aber in der Religionsstunde? Ich weiß schlechterdings keine Möglichkeit, sie da unterzubringen.

u. a. Vielleicht ist es nicht unmöglich, auch ihrer durch Erzählungskunst Herr zu werden, und wenn wir bedenken, wieviel größer anfangs unsere eigene Liste der rettungslos unbrauchbaren Geschichten gewesen ist, und wie wir nach und nach für viele noch eine Auskunft gefunden haben, so dürfen wir wohl annehmen, daß andere auch manche Schwierigkeit noch überwinden werden, die uns unüberwindlich scheint. Wo aber die Kunst der Erzählung versagt, da bleibt nur die rein literarische Behandlung als Ausweg: man erzählt gar nicht, sondern läßt die Stücke nur lesen und verwendet sie als Denkmäler der Kultur- und Religionsgeschichte. Es ist dann freilich für die Kinder schwer begreiflich, daß sie diese Geschichten dann ebenso wie andern lernen müssen, doch wie soll man sich anders helfen so lange die jetzigen Lehrpläne bestehen?

IV. Geschichten und Geschichte.

Stoffauswahl.

Wenn Eltern unserer Schulkinder einmal deren Religionsbuch durchblättern, werden sie es meist mit Kopfschütteln wieder aus der Hand legen. Das Buch, das sie vor zwanzig oder mehr Jahren in der Schule gebraucht haben, war freilich nicht wesentlich anders, aber sie dachten doch nicht, daß es so seltsame Dinge enthielte. Was will doch der Religionsunterricht? Was wollen die biblischen Geschichten? Jede Mutter, die ihren Kleinen Christkindgeschichten erzählt, weiß, daß ihre Aufgabe ist, Kinder zur Religion zu führen. Anderes können doch auch die biblischen Geschichten nicht erreichen wollen. Da finden sich nun im Religionsbuch unter den Geschichten für die 6- und 7jährigen: Schöpfung, Paradies, Sündenfall, Isaaks Opferung, Gesetzgebung, Jesu Tod, Auferstehung, Himmelfahrt. Wie kommt man dazu, solche Geschichten den Kleinsten zu bieten? Doch nicht, weil sie besonders leicht verständlich und kindlich sind, das wird niemand behaupten wollen, der nur einigermaßen eine Vorstellung davon hat, was ein Kind ist. Da mag es mancher Mutter, manchem Vater so vorkommen, als hätte den Pädagogen eine Binde vor den Augen gelegen, als sei die Auswahl der Geschichten im Lehrplan das Ergebnis eines blinden Zufalls.

So ist es nun freilich nicht. Dem Schullehrplan liegen ganz bestimmte Gedanken zu Grunde und zwar recht schwerschreitende Gedanken, nämlich jene dogmatische Ansicht vom Christentum, wonach der Sündenfall der Menschheit und ihre lang vorbereitete Erlösung durch den Messias oder Christus das eigentliche Herzstück unserer Religion ist. Es sollen nun, heißt es, „den Kindern zuerst diejenigen Geschichten angeeignet werden, welche die Grundlage für den gesamten späteren Religionsunterricht bil-

den“[1]). Man kann ja nicht wissen, wie weit ein Kind in der Schule vorwärts kommen wird, aber wenn es auch aus einer der unteren Klassen abgehen sollte, so soll es doch nicht auf den Lebensweg hinaustreten, ohne diese Grundlage, dieses Herzstück der christlichen Religion. Gelangt es aber bis zur ersten Klasse, so wird es zwar vieles hinzulernen, aber das Erlösungswerk soll auf jeder Stufe das Zentrum des Unterrichts bilden.

Sehen wir einmal ganz ab von der großen Anfechtbarkeit der zugrundeliegenden dogmatischen Konstruktion, nehmen wir an, sie sei unbestreitbar, ist sie darum schon Kindern verständlich oder als gestaltender Gedanke für den Kinderunterricht brauchbar? Doch sicher nicht. Von selbst finden ja die Kinder diesen leitenden Gedanken nimmermehr aus irgendwelchen Geschichten heraus, und keine unverständliche Geschichte wird durch ihn verständlicher. Fühlt sich aber gar der Lehrer gedrungen, das Leitmotiv: Sünde-Erlösung ausdrücklich zu betonen, wie es vielfach geschieht, so wird das religiöse Empfinden erst recht völlig verwirrt. Denn die Feinheit und Tiefe des alten Dogmas wird meist kaum dem Lehrer bekannt sein und sicher ist sie den Kindern nicht zugänglich. So bleibt für sie nur die schauerliche Vorstellung, daß Gott wegen des berühmten, verbotenen Apfels später seinen Sohn geopfert hat. Nein wahrlich, das ganze Schema des Erlösungswerkes, wäre es auch wirklich das Herzstück unserer Religion, gehört nirgends weniger hin, als in den Unterricht der Kinder.

In späteren Schuljahren wird dies Schema dann ausgefüllt durch allerlei andere biblische Geschichten, besonders durch solche, in denen die Verheißung der Erlösung eine Rolle spielt, oder durch solche, die die helfende und richtende Macht Gottes erweisen sollen. So kommt es, daß das Hauptmaterial des Erzählungsstoffes Wundergeschichten bilden und daß grade *die* zahlreich vertreten sind, in denen der Ton auf dem

[1]) Schwochows Methodik des Volksschulunterrichts S. 100.

Mirakel liegt. Denken wir nun an die Tausende von Eltern, die ihren Kindern von Herzen eine Erziehung zur Frömmigkeit wünschen, aber zu einer Frömmigkeit, die Gott findet in den täglich erlebbaren Führungen und Fügungen, was sollen sie zu solchen Lehrplänen sagen? Werden sie nicht davor erschrecken, daß die zarten Keime einer wirklich lebendigen Religion im Herzen ihrer Kinder mit Staub verschüttet werden, oder daß dort Triebe aufgehen, die das Kind später selbst voll Zorn herausreißen wird?

Die Klagen über diese Not sind längst laut geworden und werden nicht verstummen, bis eine verständigere Stoffauswahl in den Schulen durchgesetzt ist, eine Auswahl, für die der Grundsatz maßgebend ist, daß der biblische Unterricht die Aufgabe hat K i n d e r — nämlich wirkliche, lebendige Kinder — zur R e l i g i o n — zu einer lebendigen und erlebbaren Frömmigkeit — zu führen. Wir meinen auch durchaus nicht, durch unsere Vorschläge zur Reform der Unterrichtsmethode die Durchführung der Lehrplanreform als unnötig erwiesen zu haben. Wir haben manche Geschichte besprochen oder erzählt, die wir bei freier Wahl niemals in der Schule erzählen würden. Manche würden wir ganz aus dem Religionsbuch verbannen — wie die Simsonsagen[1]), die Daniellegenden u. a. — andere statt der Unterstufe vielmehr der Oberstufe zuweisen — so die Paradiesgeschichte, Isaaks Opferung, Auferstehungslegenden u. a. — denn auf der Unterstufe darf nicht irgend ein Schema die Stoffauswahl bestimmen, und nicht den Grundriß der Heilsgeschichte gilt es da zu traktieren; historische, pragmatische, ideologische oder was sonst für künstlich konstruierte Zusammenhänge gehen uns dabei durchaus gar nichts an. Einzelne Geschichten wollen wir den Kleinen erzählen, solche, die geeignet sind, die zarten Anfänge des religiösen Denkens und sittlichen Wollens

[1]) Erfreulicherweise sind sie in moderneren Religionsbüchern z. B. in dem von Armstroff, das jetzt vielfach Verbreitung findet, gestrichen.

in den Kinderseelen zu stärken, ihre fromme Phantasie zu vergeistigen und zu versittlichen. Darauf allein kommts an, und die einzelnen Geschichten bedürfen keiner anderen Einführung als dieser: „Es war einmal ...". Für geschichtliche Zusammenhänge haben die Kleinen doch kein Verständnis. Die größte Einheit, die sie allenfalls überblicken können, ist der Zusammenhang von Taten und Erlebnissen einer Person. Ob aber Abraham vor David gelebt hat oder nach ihm, ist gänzlich gleichgültig. Anderseits sollte man aber auch eine solche Einheit nicht in Fetzen zerreißen, wie es durchweg geschieht: z. B. „Joseph wird verkauft" im ersten Schuljahr; zwei Jahre später „Joseph im Hause Potiphars und im Gefängnis", „Josephs Erhöhung"; wieder einige Jahre später die Reise der Brüder und der Schluß des Zyklus. Es ist doch nichts in der ganzen Josephgeschichte, was sich nicht kindlich erzählen ließe, wozu also diese Zerreißung? Weiß man denn nicht, daß die Kinder, die gehört haben, wie Joseph verkauft wurde, geradezu darauf brennen, weiter zu hören, wies ihm ergeht? Eine Mutter dürfte so nicht abbrechen, wie es der Lehrplan fordert, die Kinder würden ihr gar keine Ruhe lassen, bis sie weiter erzählt und immer weiter, was dann kam und dann und dann, bis die Geschichte wirklich zu Ende ist. Ja wenn in der Schule die Kinder ihre Wünsche so aussprechen dürften, wie zu Hause, dann wäre vielleicht schon manche willkürliche Bestimmung der Lehrpläne auf Grund der Erfahrung korrigiert worden. Aber wo ist das bisher üblich gewesen, daß der Lehrer auf die Wünsche der Kinder hört? So kommts denn, daß die am grünen Tisch fein ausgerechneten Pläne das wirkliche Kindesleben so völlig ignorieren. Wie viel einfacher wäre es, wenn man im ersten Schuljahr den ganzen Josephzyklus und einen Zyklus von Davidgeschichten erzählte (etwa noch vor Weihnachten die Festgeschichte), mehr aber nicht, im folgenden Jahr dann einen Patriarchenzyklus, Moses Geschichte

und einige Erzählungen von Jesus, im dritten Jahr nur Jesusgeschichte. Auch die einklassige Schule hätte großen Gewinn von solcher Ordnung. Die älteren Kinder mögen wohl eine bekannte Geschichte wieder hören, wenn sie den Kleinen neu erzählt wird. Sie freuen sich dann mit an ihrer Spannung. Wie aber sollen sich Kinder der Mittelstufe für die Wiedererkennungsszene zwischen Joseph und seinen Brüdern noch interessieren, wenn sie die Lösung der Spannung schon mit halbem Ohre angehört haben, als sie der Oberstufe erzählt wurde? Für niemand in der Klasse ist die Geschichte neu als für die, die sie eigentlich noch nicht hören sollen.

Gegen die sog. „konzentrischen Kreise" ist nicht wenig gesagt und geschrieben worden und es ist zu hoffen, daß die Herrschaft dieser unsinnigen Methode in der Schule nicht mehr lange dauern wird. Immer wieder durch alle Klassen hindurch dieselben Geschichten durchnehmen und nur mit einigen neuen die „Lücken ausfüllen", wie soll sich dabei das Interesse für die Religionsstunde erhalten? Man redet da von „vertiefender Wiederholung" und niemand wird bestreiten, daß man wohl auf einer reiferen Stufe allerlei neue Schlaglichter auf eine früher kindlich behandelte Geschichte werfen kann. Dafür werden sich die Kinder sogar sehr interessieren. Aber dann, wenn die Geschichte gelegentlich als stofflich bekannt herangezogen wird und nur der neue Gedanke bei der Wiederholung zur Sprache kommt. Wird aber die Geschichte einfach wieder wie früher erzählt, durchgesprochen, angewendet, so ist das Interesse längst verloren, wenn das Neue an die Reihe kommt. Und ob wirklich alle Geschichten, nachdem sie einmal behandelt sind, später eine Vertiefung gestatten, ist doch sehr fraglich. Oft bleibts bei der Wiederholung und von Vertiefung ist nicht viel die Rede, jedenfalls merken die Kinder nicht viel davon. Der Fehler liegt ja schon in der Stoffbestimmung für die Unterstufe. Gibt man da Geschichten, die absolut nicht für Kinder ge-

eignet sind, dann ist die vertiefende Wiederholung nur die üble Folge, aber zu dem ersten Fehler wird der zweite hinzugefügt, indem man aus dem notwendig gewordenen Uebel eine Tugend macht. Im Grunde ist es doch klar, daß, wenn es Geschichten gibt, die einfach und kindlich sind, und daher für Kleine sich eignen und andere komplizierter, gedankenvollere, die erst für Größere brauchbar sind, so werden den Kleinen die einfachen, den Großen die tieferen Geschichten erzählt. Jedem das Seine, nicht aber auf jeder Stufe ein Gemisch von solchen Geschichten, die eigentlich noch nicht hergehören und solchen, die längst erledigt sind. Ob wir einmal dahin kommen werden, daß dieser einfache Grundsatz auf unsern Volksschulen Geltung gewinnt? Es wäre schon viel erreicht. Aber der Weg dahin ist weit und voller Hindernisse, bis es dahin kommt, muß der Lehrer sich selbst helfen so gut es geht, indem er die nur wiederholende Besprechung auf ein Minimum beschränkt[1]), um den etwaigen neuen Gedanken möglichst das ganze Interesse zuzuwenden; oder er erzählt die bekannte Geschichte von einem andern Standort aus, von einem Zuschauer, statt von den handelnden Personen, vom Träger des Gegenspiels, von einer Nebenperson aus u. s. w., um so auf alle Weise das Alte neu und interessant zu machen.

Bildungswert der Geschichte Israels.

Mit der Methode der konzentrischen Kreise hängt nun auch ein weiterer Mangel des Unterrichts in der biblischen Geschichte zusammen, dessen Beseitigung wir erstreben. Ein-

[1]) Die Besprechung kann auch oft ganz wegfallen, und fällt am besten immer dann ganz fort, wenn sich eine neue Beziehung oder Auffassung nicht bieten läßt. Jedenfalls wird man aber nicht drei- oder viermal „vertiefen", sondern nur einmal, nachdem ein wesentlich anderes Niveau des Denkens erreicht ist. Eine einmalige Wiederholung ist freilich stets notwendig, auch wenn die konzentrischen Kreise wegfallen.

zelne ausgewählte Geschichten oder kleine Gruppen von Geschichten schreibt der Lehrplan für die Unterstufe vor. Mit vollem Recht, nur gegen die Auswahl erheben wir im einzelnen Widerspruch, nicht gegen diese grundsätzliche Bestimmung. Aber über die Erzählung einzelner Geschichten kommt auch der nachfolgende Unterricht der Oberstufe nicht hinaus. Neue Erzählungen kommen hinzu, werden um Mittelpunkte „gruppiert", und noch etwa zur Zeichnung von „Lebensbildern" verwendet, aber Geschichte wird aus dem allen nicht. Es bleibt eine Kette von einzelnen Ereignissen, aufgereiht am Faden der dogmatischen Idee des Erlösungswerkes. Etwas anderes kann auch nicht wohl zustande kommen, wenn man zuerst die dogmatisch wichtigen Hauptpunkte festlegt und dann nach und nach die Lücken ausfüllt. Und diese Ausfüllung ergibt umso weniger eine wirkliche Geschichte, als die Auswahl der Füllstücke wieder nach dogmatischen Gesichtspunkten erfolgt. Ein Geschichtsbild entsteht nur durch fortlaufende Erzählung und nur, wenn man die für die Entwicklung entscheidenden Tatsachen und ihre Zusammenhänge darstellt, nicht aber durch „gruppieren" nach übergeschichtlichen Ideen.

Oder hat im Religionsunterricht die Vermittlung geschichtlicher Kenntnis keine Berechtigung? Religion ist Leben, ist Gesinnung und Handeln und man hat es oft gesagt: Leben entzündet sich nur am Leben. So suchen wir religiöse Persönlichkeiten der Vergangenheit neu lebendig zu machen, weil wir erwarten, daß ihre Frömmigkeit gleichsam ansteckend wirke, verwandte Frömmigkeit erzeugen wird; so suchen wir Menschenschicksal darzustellen, darin Gottes Wirken und Führen erkennbar zu machen, damit die Kinder es dann auch im eigenen Leben deutlicher spüren; so schildern wir Menschentat, gute und böse, wie sie wird und wie sie wirkt, um daran sittliches Urteil zu bilden und sittliche Impulse davon ausgehen zu lassen. Aber gilt das alles denn nur bei der Betrachtung einzelner Menschen, einzelner Ereignisse?

Hat nicht die Betrachtung eines großen geschichtlichen Zusammenhangs dieselbe Kraft? Ist nicht ein Volk als Ganzes ebenso sehr Träger religiösen Lebens, wie eine einzelne Persönlichkeit? Gottes Walten offenbart sich in den Geschicken eines Volkes, in einer Volksentwicklung oft stärker und eindrucksvoller als in Einzelgeschicken; und für die Bildung des sittlichen Urteils ist nichts fruchtbarer, als das Werden und den Wandel sittlicher Ideale im Verlauf einer Jahrhunderte umspannenden Geschichte zu verfolgen. Dazu kommt ein anderes: Der Wert geschichtlicher Bildung ist auf dem Gebiet der Religion nicht geringer als irgend sonst. Die Gegenwart verstehen, heißt immer zuerst die Vergangenheit kennen. Nichts weitet so sehr den Blick, klärt so die Begriffe und Urteile als Kenntnis der Geschichte. Religiöse Unbildung und dogmatische Enge, Aberglaube und Intoleranz haben allermeist ihren Grund in dem Mangel wirklicher Geschichtskenntnis. Wer im Fluß der Jahrhunderte Meinungen und Ideale sich wandeln sah, der wird nicht in einem alten oder neuen Gedanken unveränderliche Wahrheit zu besitzen meinen; und umgekehrt: wer Glaubensüberzeugungen werden und wachsen sah, und ihre Wurzeln verfolgt hat, der wird nicht so leicht überkommenes Glaubensgut wegwerfen. Mangel an geschichtlicher Bildung ist es u. E. vor allem, was die religiösen und kirchlichen Kämpfe unserer Zeit so scharf und so unfruchtbar macht, und wir meinen, der Religionsunterricht hat auch die Aufgabe, religiös *gebildete* Menschen zu erziehen. Darum aber Geschichte, nicht nur Geschichten!

Und welch ein quellender Reichtum an religiös und sittlich wertvollstem Bildungsmaterial liegt gerade in der *Geschichte Israels*! Sie ist die Vorgeschichte unserer Religion, schon darum beansprucht sie unser Interesse. Wem diese wichtigste Wurzel des Christentums unbekannt blieb, hat es noch nicht wirklich verstanden. Aber man wird auch so leicht nicht eine Volksgeschichte finden, in der so sehr die

Religion sich als Kraftquelle eines Volkslebens bewährt, wo sie so alle Seiten dieses Lebens nicht nur berührt und oberflächlich beeinflußt, sondern geradezu mitgestaltet. Und hat es nicht an und für sich schon Wert, das Geschick dieses Volkes zu verfolgen: wie es sich emporringt aus kleinen Anfängen bis zu der Blüte unter der Herrschaft seiner ersten Könige, die schon den Keim des Verfalls in sich barg; wie es hineingerissen wird in den Kampf großer Weltreiche und darin zerrieben wird; wie dies Volk, das mit solcher Leidenschaft am Heimatlande hing, in der Zerstreuung und Heimatlosigkeit endet, und, obwohl getreten und geknechtet, doch den Glauben festhält an die Weltbedeutung seiner Religion. Eine Tragödie größten Stils, die zu kennen gewiß mehr Wert hat, als die Kenntnis vieler der Dinge, mit denen unser Religionsunterricht das Gedächtnis der Kinder belastet.

Mehr noch als das Werden und die Geschicke des Volkes bedeutet uns die Religionsgeschichte, die wir da zugleich verfolgen können; eine Entwicklung der religiösen Anschauungen, der Formen des religiösen Lebens, des sittlichen Urteils, von ziemlich primitiven Anfängen durch manche Stufen hindurch zu einer der Religion Jesu schon nahen Höhe. Der pädagogische Wert dieser Geschichte scheint uns sehr hoch. Da verfolgen wir die Geschichte der Gottesvorstellungen und die Entwicklung des Gewissens. Wir verstehen den Fortschritt von Stufe zu Stufe als eine Erziehung des Volkes durch Gott, durch gotterfüllte Persönlichkeiten. Wir ermessen die Höhe wirklich christlicher Religiosität an dem Abstand von früheren Stufen und erkennen in unserer eigenen heutigen Religion die unterchristlichen Reste: wie die Identifizierung heiliger Gegenstände mit Gott sich im Sakramentsglauben bis heute erhält, wie die Erforschung des Willens Gottes statt im Gewissen durch Loos und Orakel noch immer im volkstümlichen Christentum Parallelen hat, ebenso wie die Lohnpolitik in der Religion und die Deutung des Unglücks als Zorntat oder

Straftat Gottes. Solche und andere Züge einer unterchristlichen Frömmigkeit, die in der israelitischen Volksreligion normale Erscheinungen sind, und die wir dort als Vorstufen und Durchgangsstadien würdigen, erscheinen dann innerhalb des Christentums deutlich als Verkümmerungen und Abwege. Und darin liegt ein nicht zu unterschätzendes, wenn auch nur negatives Mittel religiöser Bildung. Denn die Religion Jesu, die rein geistige Auffassung Gottes und die unbedingt sittliche Auffassung unseres Verhältnisses zu Gott hat ja unter uns noch immer zu kämpfen mit solchen unterchristlichen, eigentlich polytheistischen Instinkten, die sich trotz Jesus im Christentum längst wieder etabliert und sich neue Ausdrucksformen geschaffen haben.

Geschichte Israels in der Schule.

Geschichte Israels in diesem Sinn als Volks- und Religionsgeschichte, gibt es bisher auf der Volksschule nicht, kaum auf höheren Schulen. Nicht eine Entwicklung mit ihrem Ineinander von menschlichem Suchen und göttlichem Leiten zeichnet man, sondern einzelne Bilder, die alle in der gleichen Ebene liegen, nicht Volksgeschicke, sondern einzelne Persönlichkeiten und die wichtigsten, die Propheten fehlen fast ganz. Ganz nebelhaft sind schon die Vorstellungen von dem äußern Verlauf. Mit Salomo hört gewöhnlich die Kenntnis auf, schon die Zerstörung Jerusalems hat keine sichere Stelle mehr, und was der babylonischen Gefangenschaft, die hier und da durch einige Märchen von Daniel und den Männern im feurigen Ofen charakterisiert wird, folgt — wer weiß davon? Nachdem Israel einige Jahrhunderte „gewartet" hat, taucht dann plötzlich der Kaiser Augustus auf. — Wer hörte davon, wie Israel zum Staat wird und dieser Staat stückweis zerbricht? Wer weiß, welche Rolle die Propheten in dem Todeskampf des Volkes gespielt haben, was sie für die Geschichte der Religion bedeuten? Die Unwissenheit in Dingen der israelitischen Geschichte selbst bei den Gebildeten unserer Zeit kann man

sich wohl kaum groß genug vorstellen. Und es ist wahrlich sehr bedauerlich, daß ein so reicher Schatz so gänzlich ungenutzt bleibt.

Geschichte Israels in der Schule, das wäre also unsere Forderung, ein Geschichtsunterricht, der nicht mit Anekdoten und Einzelbiographien sich begnügt, sondern eine Entwicklung zu zeichnen versucht, Zeitbilder gibt, die großen religiösen Persönlichkeiten durch die Schilderung ihrer Umwelt verständlich macht. Man sage nicht, eine solche Behandlung der biblischen Geschichte gehe über das Verständnis der Kinder hinaus. Eigne Versuche bei 12jährigen Landkindern haben mich vom Gegenteil überzeugt. Die äußere Entwicklung ist ja so interessant und dramatisch, daß die Kinder sie von selbst auffassen, aber auch die religiös-sittliche Entwicklung läßt sich ihnen wohl begreiflich machen. Daß die Menschen sich vor Jahrtausenden falsche Vorstellungen von Gott und Gottes Willen machten und dann von Gott durch besonders ausgerüstete Menschen (Propheten) allmählich zu reineren Vorstellungen geführt wurden — das verstehen die Kinder sehr wohl, denn ihre eigne Entwicklung bietet da die einfachste und sofort einleuchtende Parallele. Die „Erziehung der Menschheit durch Propheten" ist gewiß ein tiefsinniger Gedanke, dessen ganzer Inhalt Kindern nicht gezeigt werden kann, und doch ist er in seinem Kern so einfach, daß sie ihn erfassen, sobald er nicht theoretisch entwickelt, sondern erzählend dargestellt wird. Und der Gewinn ist groß. Die Geschichte ist ihnen nun nicht darum göttlich, weil allerlei Wunder darin vorkommen, sondern weil eine göttliche Leitung, ein Emporziehen zum Höheren darin erkennbar wird. Und diese Auffassung bleibt bestehen, wenn der Wunderglaube gefallen ist. Es wird natürlich nicht gleich für alle inneren Zusammenhänge Verständnis vorhanden sein, aber allmählich schärfen sich die Augen und beim weiteren Fortschreiten in der Erzählung der Geschichte wird der Lehrer oft zurückgreifen, die bereits be-

kannten, für die Entwicklung wichtigen Momente hervorheben und die Linien stärker nachziehen. In einem 3jährigen Unterricht (4. bis 6. Schuljahr), der eine fortlaufende Erzählung der israelitischen Geschichte zum alleinigen Gegenstand hätte, ließe sich gewiß ein geschlossenes Bild der Entwicklung von Moses bis zur Zeit Jesu geben, und ein annäherndes Verständnis der inneren Zusammenhänge vermitteln.

Doch eine derartige Reform des Lehrplans ist vorläufig noch eine Utopie. Läßt sich aber nicht doch schon jetzt manches tun, um diesem Ziel wenigstens etwas näher zu kommen und die bisherige Anekdotensammlung zu einem Geschichtsbild zu gestalten? Eine wirkliche Durchführung verhindert ja die Anordnung in konzentrischen Kreisen, aber es scheint uns doch möglich, auch im Anschluß an die geltenden Lehrpläne eine Art von Geschichtsdarstellung zu geben. Es handelt sich wesentlich um Ergänzungen der vorgeschriebenen Auswahl durch wichtige übergangene Stücke, um Schilderungen von Zuständen und geschichtlich wichtigen Bewegungen, um historisch treuere Zeichnung der entscheidenden Persönlichkeiten und endlich um Hervorhebung der Zusammenhänge. Dem Erzähler steht hier ein weites Feld offen zur Erprobung seiner Kunst. Denn die geschickte Erzählung ist das Hauptmittel zur Erreichung des angestrebten Zieles. Daneben wird freilich zumal auf der Oberstufe aber auch schon früher Lektüre einzelner biblischer Abschnitte eine Rolle spielen und bei der Behandlung der religionsgeschichtlichen Entwicklung sogar eine sehr wichtige Rolle. Zuviel Zeit ginge verloren, wollte man z. B. die für die antike israelitische Volksreligion charakteristischen Stücke des 1. Buches Moses, des Richterbuches und der Samuelisbücher alle ausführlich erzählen. Meist sind nur Einzelheiten wichtig und es genügt oft, ein paar Sätze lesen zu lassen, um die Besprechung daran anzuknüpfen. So wird man etwa zeigen, wie in alter Zeit auch Israel Gott an besonderen heiligen Orten gegenwärtig glaubte, auf einem

Berge, in einem Hain, in Steinen, Bäumen, Quellen — dazu genügt es 1. Mos. 22$_{2}$. 12$_{6.7}$. 18$_{1}$. 28$_{11-19}$. 21$_{33}$. 16$_{7.13.14}$. zu lesen. 1. Mos. 31$_{44-53}$. zeigt, wie man die Wohnung Gottes — das heilige Steinmal — mit dem Gott selbst identifizierte. (Vgl. 2. Sam. 6; 1. Kg. 8$_{12}$f.) Andere Stellen zeigen die Vorstellungen vom Opfer, von Orakeldeutung u. s. w. Die Erzählungen aber, die Material liefern zur Geschichte des Gewissens (Abraham in Aegypten 1. Mos. 12, Jakob-Esau 27, Sauls Verwerfung 1. Sam. 15, Elias und die Baalspriester 1. Kg. 18 u. s. w.), wird man größeren Kindern nicht wieder erzählen wollen, sondern eben als legendarischen Niederschlag einer vergangenen Stufe der Sittlichkeit nur lesen und besprechen.

Das Hauptmittel aber bleibt die Erzählung. Die Aufgabe ist in vielen Fällen dieselbe, die wir schon im vorigen Abschnitt an einer Reihe von Beispielen, besonders von Gleichnissen, gezeigt haben. Es gilt einen Rahmen zu schaffen wie für das Gleichnis, so hier für die einzelne anekdotenhafte Erzählung, etwa eine Schilderung der Zeit, aus der sie ein besonderes Vorkommnis berichtet; oder es ist der nach dem Lehrplan isoliert zu behandelnden Erzählung eine Vorgeschichte zu geben, oder endlich sind die großen Lücken, besonders in der Geschichte seit der Reichsspaltung, durch eine Reihe von Erzählungen auszufüllen, die das Religionsbuch nicht bietet und die der Lehrer z. T. selbst erst schaffen muß.

Einige Beispiele mögen deutlicher zeigen wie wir uns diese Erweiterung der Geschichtensammlung zum Geschichtsbild denken. — Schon im ersten oder zweiten Schuljahr ist die Geburt und Errettung des Moses behandelt worden. Bei der Wiederholung in den Mittelklassen erscheint es nun angebracht, die Bedeutung dieser Erzählung im Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse verständlich zu machen: man gibt ihr eine breit angelegte Schilderung der elenden Lage des israelitischen Volkes und ihrer Sehnsucht nach Befreiung zum

Hintergrund, und zeigt wie der scheinbar geringfügige Zufall, daß dies Kind am Hof des Pharao erzogen wird, den Anfang der Rettung bedeutet. Moses ist durch diese seine Erziehung mehr als irgend ein anderer befähigt und berufen, für die Israeliten mit dem Pharao zu verhandeln und die nicht geringe Aufgabe zu lösen, ein aus vielen Stämmen bestehendes Volk zu einer gemeinsamen Erhebung zu einigen. Der scheinbare Zufall der Errettung erscheint so als erste Berufung, als göttliche absichtsvolle Fügung. Der Geburtsgeschichte folgt die Erzählung seiner Flucht. Das temperamentvolle Ungestüm des Moses machte ihn freilich wieder ungeeignet zur Ausführung eines so großen Werks, das alle Umsicht und Vorsicht erforderte. Durch Schuld (er erschlägt im aufwallenden Eifer einen Fronvogt) geht der Weg zur inneren Reife, in der Einsamkeit des Hirtenlebens in der Fremde erlebt er dann seine Berufung. Die Erzählung 2. Mos. 3 f. schildert anschaulich, wie schwer die Aufgabe ist, die ihm zufällt, wie er sich gegen den Ruf sträubt und sich doch nicht der Pflicht entziehen kann. Nun folgt die Erzählung, wie Moses vor Pharao erscheint und mit ihm verhandelt, aber nur eine Erschwerung der Lasten erreicht (2. Mos. 5); wie er in seinem Volk für den Auszug Propaganda macht und zuerst kein Gehör findet (aus Kap. 6 2–9 herausgesponnen). Von da aus geht die Erzählung weiter zur Schilderung des Auszugs[1]) (das Passah als Vorbereitung der gleichzeitigen gemeinsamen Erhebung des Volkes aufgefaßt) und des Durchzugs durchs rote Meer. — So ergeben die mit einander verbundenen und ergänzten drei Erzählungen eine wohl zusammenhängende Geschichtsdarstellung, an die sich, wie uns scheint, eine überaus fruchtbare Besprechung anknüpfen läßt.

---

[1]) Wo die ‚10 Plagen' noch vorgeschrieben sind — sie fehlen in Armstroff und den meisten neueren Büchern — werden sie auf der Oberstufe gelesen und als Sagen besprochen.

In der ebenso zur fortlaufenden Erzählung zu gestaltenden „Wüstenwanderung" ist der Ton auf die unter vielfachen Schwierigkeiten glänzend hervortretende geniale Größe des Moses zu legen. Einen Teil dieser Darstellung geben wir in Teil V. als Probe. — Die Schilderung der Zustände nach der Einwanderung in Kanaan und in der Richterzeit ist nach dem Lehrplan erst auf der Oberstufe möglich, da erst hier die dahin gehörenden Episoden erzählt werden sollen. Gideon muß dabei als Typus der Richter behandelt werden. Seine Geschichte, wie sie im Richterbuch erzählt ist, bietet in der Tat Material genug für eine kulturgeschichtlich und religionsgeschichtlich höchst interessante Darstellung dieser Zeit mit ihrer doppelten Gefahr der Zersplitterung der Stämme und der Vermischung ihrer Religion mit der der Kananiter. Die früher schon erzählte Begründung des israelitischen Königtums wird nun unmittelbar aus den Zuständen und Erfahrungen des Volks in der Richterzeit, die dazu hindrängen, abgeleitet. — Was die Religionsbücher aus der ersten Königszeit bieten, ist ein völliges Durcheinander. Da ist es vor allem nötig, auf der Oberstufe eine einigermaßen chronologische Ordnung herzustellen und auf Grund eines Studiums der hochinteressanten Samuelisbücher ein klareres Bild zu schaffen und ein wahreres[1]). Eine gewiß nicht leichte, aber sehr dankbare Aufgabe. Die Absalomepisode zeigt schon die dem Königtum drohende Gefahr, die dann nach Salomos Tode zur Reichsspaltung führt. Über die Zeit von dieser Spaltung bis zu Ahab gibt der Lehrer am besten einen kurzen Bericht, um dann

---

[1]) In den üblichen Religionsbüchern erscheint es z. B. so, als sei David ohne weiteres nach Sauls Tod König geworden. Ganz anders lebendig und interessant wird die Davidgeschichte, wenn man ein wenig davon erzählt, wie es in Wirklichkeit mit seiner Thronbesteigung zuging. (2. Sam. 3,4.) Natürlich wird man nicht die ganze Wahrheit dieser höchst unheiligen Königsgeschichte voll Mord und Ehebruch darstellen.

durch eine breitere Schilderung der religiösen Zustände unter Ahab die Geschichte des Elias vorzubereiten, (nur teilweise zu erzählen, überwiegend zu lesen). Noch einmal folgt eine Zeitschilderung als Vorbereitung für das Auftreten des Amos: der Siegesrausch nach dem glücklichen Kriege des Nordreichs gegen Damaskus — der Vergleich mit der Zeit nach dem Kriege 1870 liegt nicht ganz fern und mag mithelfen die Farben für das Bild zu finden. Mit dem Auftreten des Amos beginnt nun die größte und wertvollste Epoche der israelitischen Geschichte, aber hier gerade versagen die Religionsbücher vollständig. Denn es ist so gut wie nichts, wenn da eine trockne Aufzählung der Hauptereignisse und ein paar messianische Weissagungen gegeben werden[1]). An dieser Stelle muß u. E. vor allem eine Reform einsetzen, auch ehe die offiziellen Lehrpläne eine ausführliche Behandlung dieser Zeit vorschreiben. Prophetengeschichten gilt es darzustellen und wenn selbst keine Zeit wäre, sie auch nur einigermaßen eindringend zu besprechen, so sollten die Geschichten doch wenigstens erzählt werden: das Auftreten des Amos, Samarias Fall, Jesaias und Ahas, Sanherib vor Jerusalem, Jeremias und die Reform des Josias, Jeremias Kampf und tragisches Geschick, Jerusalems Untergang, Israel im Exil, der Trostprophet, die Heimkehr, Haggai, Sacharja und der Tempelbau, Jerusalems Erneuerung und Esras Gesetz, die syrische Religionsnot und die Makkabäererhebung, Israel das Volk des Gesetzes.

---

[1]) Meist wird die Geschichte der Propheten durch die Legenden von Elias, Elisa, Jonas und Daniel dargestellt, letzterer repräsentiert die Zeit des Exils. In dem oft erwähnten „Zahn-Giebe" umfaßt Elias und Daniel zusammen 8 Seiten, die ganze übrige Geschichte von der Teilung des Reichs bis Christi Geburt (9 Jahrhunderte) wird auf 5½ Seiten abgemacht! Einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet dagegen Armstroffs Biblische Geschichte 1906, in der die Zeit der Propheten weit ausführlicher erzählt ist (Elias und Daniel 8 Seiten, das übrige 12 Seiten).

Doch das ist nun leicht gesagt: Prophetengeschichte erzählen, aber schwer auszuführen. Denn wir haben ja fast nur Sammlungen von Reden der Propheten und sehr wenig Aufzeichnungen über ihre Taten und Erlebnisse. Es ist schon schwer, eine Schilderung der Zustände in der Richterzeit, der Zeit des Ahab u. s. w. aus den Quellen herauszulesen, aber wie sollen wir Amos schildern, von dem uns nur ein wirrer Haufe unzusammenhängender Redestücke als Material zur Verfügung stehen? Aber sind denn nicht diese Reden selbst die besten Geschichtsquellen? Das sind doch nicht bei der Lampe ausgedachte Predigten, sondern Volksreden, aus ganz wirklichen Situationen einst herausgeboren, Spiegelbilder persönlicher Erlebnisse, Reden, die erst ihre eigentümliche Kraft und Bedeutung offenbaren, wenn eben jene Situationen erfaßt sind, aus denen heraus sie geboren wurden, in denen sie einst gewirkt haben als Licht in der Dunkelheit, als Schnitt ins Geschwür, als Antwort auf eine brennende Frage, als Impulse neuen Handelns. Jene Situationen sind uns nicht erzählt, allermeist haben wir nur die Worte. Wir können die verlorenen Geschichten nicht mit wissenschaftlicher Sicherheit nachweisen, aber wir müssen doch den Versuch machen, sie wieder nach Möglichkeit zu rekonstruieren oder doch eine nach unserer Kenntnis wenigstens mögliche geschichtliche Situation zu erfinden, ähnlich wie wir schon nach dem Vorbild des Evangelisten Lukas für Jesusgleichnisse Rahmenerzählungen forderten. Am leichtesten ists, wenn eine überlieferte Rede einigermaßen hineinpaßt in eine sicher historische Begebenheit, wo die aber fehlt, müssen wir frei erfinden. Freilich ganze Prophetenbiographien zu erzählen ist wohl unmöglich, am ehesten noch läßt sich ein Leben des Jeremias darstellen, aber auch das nur in Bruchstücken. Wir besitzen nur einzelne Bausteine und eine Skizze des fertigen Gebäudes, damit heißt es bauen. Wo wir viele Bausteine haben, brauchen wir nur den Mörtel zu schaffen,

um den ganzen Bau ausführen zu können, wo wir nur wenige haben, werden wir uns mit Teilen des Ganzen begnügen müssen. Viele glauben, die Pietät gebiete, daß wir die Hände in den Schoß legen und die Bausteine bewundern — nein Pietät gebietet, daß wir bauen, jeder nach seiner Kraft.

Doch unser Erfinden darf nicht zügellos ins Blaue gehen; es handelt sich ja nicht darum Märchen zu erfinden, sondern darum, wahrscheinliche Geschichte zu rekonstruieren. Da muß man sich treulich an die Richtlinien und Andeutungen halten, die unsere Texte selbst geben. Das erfordert viel hingebende Arbeit, ein wirklich eindringendes Studium der Prophetenbücher. Um die Texte kennen zu lernen, genügt nicht die Lutherbibel, der Leser bedarf einer Uebersetzung, die ihm die krausverschlungenen Stücke ein wenig entwirrt und zeitlich ordnet, also die Textbibel von Kautzsch. Und doch ist es ratsam, nicht mit dem Lesen der Prophetenreden anzufangen, es wird dem Laien zu schwer, aus der Fülle gewaltiger, leidenschaftlicher Reden, die immer nur halblaut anklingenden historischen Momente herauszufinden. Zuerst lese er einige gute, knappe, gemeinverständliche Schriften über die Prophetie und ihre Zeit, ehe er zu den Prophetenbüchern selbst greift[1]). Dabei ist gewiß nicht nötig, daß man solche Darstellungen einfach hinnimmt, aber wenn man gut beraten ist und zu ernsten wissenschaftlichen Arbeiten greift, läßt sich sicher ein verständliches, lebensvolles Bild von hoher Wahrscheinlichkeit gewinnen. Ist das einmal innerlich geschaut, so werden sich auch die Mittel finden lassen, das Bild in kräftigen Linien und Farben vor den Kinderaugen nachzumalen.

Aus den Reden der Propheten empfangen wir einen starken Eindruck von den kulturellen, sozialen, politischen und religiösen Verhältnissen ihrer Zeit, so lassen sich Zeitbilder ge-

[1]) Es seien hier nur genannt Cornill, Der israelitische Prophetismus. Meinhold, Jesaias und seine Zeit. Andere Literatur s. im Anhang.

stalten, in denen dann die Person des Propheten im Mittelpunkt steht. Die entsprechenden Geschichtsberichte der Königsbücher sind teilweise stark dogmatisch zurecht gerückt und daher nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Die Prophetenworte selbst dagegen und die historischen Anhänge zu den Sammlungen ihrer Reden bieten die nötigen Bausteine. Am leichtesten ist, wie gesagt, wohl Jeremias und seine Zeit darzustellen. Die kürzlich erschienenen dramatischen Behandlungen seiner dramatischen Lebensgeschichte [1]) können dabei als wertvolle Hilfsmittel dienen. Aus ihnen mag man lernen die überlieferten Begebenheiten und Persönlichkeiten innerlich nachzugestalten und lebendig zu machen.

Aber auch die andern: Amos und Jesaia, Hesekiel und der ungenannte Prophet des Exils (Kap. 40—66 des Buches Jesaia) sind uns in ihrem persönlichen Wesen noch erkennbar und beleuchten ihre Zeit mit scharfen Lichtern. So wird ein Lehrer auch z. B. die Gestalt des Amos zeichnen können, obwohl wir keinen Geschichtsbericht über ihn besitzen, es gilt nur die vorhandenen Andeutungen recht auszunutzen und Fehlendes durch Analogieschlüsse zu ergänzen. Wenn wir von dem Auftreten des ersten Propheten reden wollen, möchten wir auch seine Berufung erzählen, um so gleich zu Anfang prophetische Art deutlich zu machen. Wir haben auch zwei Andeutungen bei Amos selbst: 3, 8 der Löwe hat gebrüllt — wer sollte sich da nicht fürchten? Der Herr Jahwe hat geredet — wer müßte da nicht weissagen? und 7, 14 f. Amos sprach zu Amazja: ich bin weder ein Prophet noch ein Prophetenschüler, sondern ein Rinderhirt bin ich und züchte Maulbeerfeigen. Aber Jahwe hat mich hinter der Herde weggeholt und zu mir gesprochen: „gehe hin und tritt gegen mein Volk Israel als Prophet auf". Da Jesaias und Jeremias ihre Berufung selbst ausführlicher er-

[1]) F. Philippi u. H. Vollmer. Vergl. auch H. Vollmer in Monatsschrift für die kirchliche Praxis 1901 Heft 1.

zählt haben, studieren wir an diesen Berichten (Jes. 6 u. Jerem. 1) die Art eines solchen Erlebnisses und verwerten die da gewonnenen Erkenntnisse zur Darstellung der Berufung des Amos. Der Hintergrund ist gegeben: auf einsamen Weiden in Juda geht der Hirt seine stillen Wege, schneidet seine Maulbeeren und zieht sein Jungvieh auf, fern von Menscheneifer und Menschenhader, aber nahe bei seinem Gott. Was könnte ihn veranlassen, in die Stadt zu ziehen? Er kennt sie wohl, er sieht die Städte von Israel, wenn er seine Feigen zum Markt bringt. Er sieht, wie es da zugeht, wie sie da prassen und schwelgen, zumal seit den glänzenden Siegen Jerobeams II., wie sie in Rechtsprechung und Handel einander betrügen, wie die Armen geschunden und ausgebeutet werden, wie man Jahwe halb heidnische, rauschende Feste feiert. — Er bleibe lieber auf einsamen Weideplätzen, obgleich sein Leben dort nicht leicht ist. Wilde Tiere bedrohen die Herde, und wenn zuweilen das Schweigen der Nacht durch fernes Gebrüll des Löwen grauenvoll unterbrochen wird, dann schaudern Hirt und Herde in banger Furcht. Aber es kommt eine Nacht, wo eine mächtigere Gewalt als das Drohen des Löwen ihm an die Seele greift: Gott spricht, Jahwe reißt den Hirten hinweg hinter seiner Herde und sendet ihn in die Stadt des berühmten Jahwedienstes, in die belebte, stolze, reiche Stadt, daß er den Zorn Gottes über das frevelhafte Treiben der Menschen offenbar machen und mit der Kunde von künftigem Unheil ihr leichtfertiges Lachen stören soll. Das ist eine harte Aufgabe, dabei soll es sein mit dem Frieden seines Lebens, Kampf und Not soll er erwählen. Aber es ist eben kein Erwählen, sondern ein Müssen: wenn der Löwe brüllt, kann man nicht wählen, ob man sich fürchten will, wenn Jahwe befiehlt, gibt es keine Wahl und keine Widerrede. So kommt er zur Stadt, so sieht mit neugeschärftem Auge das Menschentreiben, Unrecht und Entweihung des Gottesdienstes, da wird die Glut in ihm zur Flamme, da bricht der Zorn Gottes in leidenschaftlicher

Anklage von seinen Lippen (Kap. 5)[1]). — Dies alles kann der Erzähler, der Amos gründlich gelesen hat, bis ins Einzelne ausmalen, besonders für das Bild der rechtsverdreherischen, unsozialen, frommtuenden Stadt bietet sich eine Fülle von Farben, und die Gestalt des Amos tritt ihm ungesucht in ihrer herben Kraft und flammenden Leidenschaftlichkeit entgegen. Je nach der Reife der Klasse wird er die Darstellung mehr oder weniger kindlich gestalten müssen, aber sicher ist, daß sich in jeder Volksschule ein Bild von dieser gewiß nicht einfachen Begebenheit zeichnen läßt. Wie weit dabei der Lehrer die Berufung des Amos in seinen seelischen Erlebnissen vorbereiten, wie weit er ihm in seiner Hirtenzeit einen Einblick in die politische Lage Israels zuschreiben will (Amos war aus Juda), das bleibt seinem Ermessen, seinem psychologischen Geschmack überlassen, denn der Text gibt dafür keinen Anhalt.

Oder greifen wir in das Buch Jesaias hinein; da ist im Kap. 7 die prachtvolle Szene an der Wasserleitung. Aramäer und Israeliten ziehen kriegerisch gerüstet gegen Juda heran, das kleine Südreich ist in Angst und Bangen, der König selbst zittert vor der Uebermacht und schaut verzagt nach fremder Hilfe aus. Wie immer in solcher Bedrängnis bleiben die Leute auf der Straße stehen und reden über die schweren Zeiten. Wenn irgend ein Grund vorliegt, die Arbeit zu unterbrechen und sich zu verweilen, da sammeln sich gleich große Gruppen und tauschen eifrig ihre Meinung aus, mit den Armen fuchteln sie in der Luft herum und malen bald schreiend, bald im Flüsterton die näherrückende Gefahr und die Notlage. So haben sich nun viele am Ende der Wasserleitung bei dem oberen Teich zusammengefunden, wo der König die Befestigungsarbeiten besichtigt. Alle blicken auf den König und suchen Beruhigung in seinen Mienen, aber sie sehen da nur dieselbe ratlose Angst. Auf einmal schreitet Jesaia durchs Gedränge, grade auf den

[1]) Vergl. die ausgeführte anschließende Scene beim Opferfest in Bethel in Teil V.

König zu. Troſtgründe und politiſche Erwägungen bringt er nicht, aber beißenden Spott über die drohenden Feinde und einen kurzen harten Befehl ſeines Gottes: Fürchte dich nicht — bitte niemand um Hilfe, Jahwe hilft allein. — Sie ſind alle ſtumm und ſcheu vor ihm zurückgetreten, auch der König, aber nun fangen ſie an, hinter ihm her zu ziſcheln und zu lachen. Der König zuckt überlegen die Achſeln. Wie Jeſaia ſich dieſer kühlen Stumpfheit gegenüber ſieht, wagt er es in lodernder Leidenſchaft, ſeinem König ein Wunderzeichen vom Himmel oder aus der Unterwelt als Bürgſchaft für die Gotteshilfe anzubieten, aber der vornehme Skeptiker lehnt mit einer leichten Handbewegung lächelnd ab. Da nennt ihm Jeſaias ſelbſt ein Zeichen und überſchüttet ihn in eifernbem Zorn mit einer Fülle von Vorausſagungen: an jenem Tage wird — an jenem Tage, an jenem Tage. Schließlich wendet er ſich und geht. Die Leute lachen und ahmen ſpottend ſeine aufgeregten Gebärden und ſein ſprudelndes Sprechen nach. Der König aber geht nach Hauſe, bleich und mit trotziger Stirn und entläßt alsbald eine Geſandtſchaft, die doch von den Aſſyrern Hilfe erbitten ſoll . . .

Wie vieles liegt in ſolcher Erzählung beiſammen von der Art der Propheten: ihre Abſonderlichkeiten im Auftreten, ihr Reden in leidenſchaftbelebten Bildern, ihre eigentümliche Durchdringung der Politik mit Religion, ihr neuer Glaube an den Gott der Geſchichte, der auch fremde Völker lenkt, Zukunftsdrohung und Zukunftshoffnung. Und ſchon hier zeigt ſich das typiſche Prophetenſchickſal: Verkanntwerden und vergebliches Wirken. Es bedarf gar nicht zahlreicher derartiger Epiſoden, um das Bild des großen Mannes zu gewinnen, bei dem ein überkühner, unbedingter Glaube an den Weltgott das Zentrum ſeiner Botſchaft und das Grundmotiv ſeines religiös-politiſchen Handelns bildet. Eine Predigt auf dem Markt von Jeruſalem ließe ſich noch ſchildern, anſchließend an eine der erzählten ſymboliſchen Handlungen (vgl. z. B. 8 1 ff. verbunden mit dem zeitlich etwas

späteren Stück Kap. 17). Für die Darstellung der Belagerung Jerusalems durch Sanherib und den großartigen Kampf des Propheten mit dem König Ahas bieten die historischen Anhangskapitel 36–39 hinreichend Stoff. –

Ausführlicher als Jesaias kann Jeremias behandelt werden, man braucht da ja nur hineinzugreifen in die Fülle packendster, Einzelszenen [1]), und da seine Lebenszeit zugleich die wichtigste Epoche aus der Zeit des Niedergangs umfaßt, (Gesetzesreform des Josias und Zusammenbruch des Reiches Juda) so ist ein Verweilen bei dieser interessantesten Persönlichkeit des ganzen Alten Testaments doppelt gerechtfertigt. Wesentlich schwieriger ist dann wieder die Zeichnung eines Stimmungsbildes aus dem Exil (Psalm 137!) und die Darstellung des Auftretens des großen Trostpropheten (Jes. 40–66), schwierig aber doch nicht unmöglich. Von späteren Propheten wäre wohl nur Haggai und Sacharja im Zusammenhang der Erzählung von der Rückkehr der Exilierten und vom Tempelbau mit ein paar Strichen zu zeichnen. Für diese Zeit und die spätere Gesetzesreform geben die interessanten mit Unrecht verachteten Bücher Esra und Nehemia Material genug. Die Makkabäererhebung läßt sich ebenfalls leicht darstellen, das 1. Makkabäerbuch bietet eine gute Darstellung, aus der man einige besonders packende Episoden auswählen kann. (Man vergesse nicht Otto Ludwigs grandioses Makkabäerdrama zu verwerten!) Den Abschluß der israelitischen Geschichte würde dann eine Skizze des Spätjudentums bilden – wenn möglich auch mit Ausführung einzelner Szenen. – An gemeinverständlichen Darstellungen dieser für das Verständnis des Lebens Jesu unentbehrlichen Periode fehlt es ja heute nicht mehr.

---

[1]) Außer dem geschichtlichen Bericht Kap. 36–45 sei auf folgende Abschnitte besonders verwiesen: Kap. 26–28. 32. 1 4–10. 4, 19–26. 5, 1–19. 7, 1–15. 11, 21. 12, 6. 15, 10–21. 20, 7–18 16, 1–4. 18, 1–10. 19, 1. 10–12. 14–20, 6..

Wir versuchten zu zeigen, wie etwa der Lehrer aus der vorgeschriebenen Sammlung von Geschichten durch Ergänzung und Erweiterung eine einigermaßen zusammenhängende und für die religiöse Bildung der Kinder wertvolle Geschichtsdarstellung schaffen kann. Wir verhehlen uns nicht, daß die Ausführung dieser Vorschläge erhebliche Schwierigkeiten hat. Zumal kostet sie Zeit und wer sich daran gebunden erachtet — oder gebunden ist —, nach dem Lehrplan alle zu wiederholenden Geschichten jedesmal wieder in gleicher Gründlichkeit vorzunehmen, wird wenig Zeit erübrigen, um so viele über den vorgeschriebenen Stoff hinausgehende Geschichten zu erzählen. Doch wir vermögen nicht einzusehen, daß solche Grenzüberschreitungen unmöglich sein sollen. Das Religionsbuch von Armstroff tut schon einen energischen Schritt in dieser Richtung, indem es eine ganze Reihe von Prophetengeschichten dem Lehrstoff einfügt, und zudem verlangt auch der offizielle Lehrplan ergänzendes Bibellesen auf der Oberstufe. Die dafür nötige Zeit ließe sich gewiß zu einem Teil für die Erzählung von Prophetengeschichten verwenden. Prophetenstücke lesen ist ein völlig unfruchtbares Unternehmen. Die großen und selten ganz verständlichen Worte rauschen an den Ohren der Kinder vorüber ohne wirklichen Eindruck zu hinterlassen, während im Rahmen einer lebendigen Erzählung dieselben etwas verständlicher gestalteten Worte großen Eindruck machen. So scheint es uns fraglos, daß sich wohl Zeit für diesen Ausbau der israelitischen Geschichte wird gewinnen lassen, wenn auch nicht soviel, wie es wünschenswert wäre. Es ist das eine Aufgabe, die nur in der Praxis selbst allmählich gelöst werden kann, eben die Praxis wird dann aber von selbst auf eine entsprechende Umgestaltung des Lehrplans hindrängen.

Leben Jesu.

Neben die Forderung, in der Schule den Kindern eine zusammenhängende Erzählung der Geschichte Israels zu bieten,

stellen wir die einer ebenso zusammenhängenden Darstellung des Lebens Jesu. Trotz aller Vorschriften über Gruppierung und Verknüpfung der Einzelgeschichten, wodurch ein „Lebensbild Jesu" gewonnen werden soll, sind die Lehrpläne weit entfernt, Anleitungen zu einer wirklichen geschichtlichen Darstellung des Lebens Jesu zu geben. Das liegt nicht nur an verkehrter Auswahl und Anordnung, sondern hat seinen eigentlichen Grund in der dogmatischen Anschauung, von der aus die Pläne entworfen sind. Der Christus der kirchlichen Dogmatik verträgt keine historische Darstellung. Bilder auf Goldgrund mit starren Linien und schattenlosen Farben gemalt, die Züge des Erlösers in strenger Monotonie gezeichnet, Haltung und Gebärde stilisiert wie das zeitlose Gewand — solche Bilder darf man von ihm geben. Aber der Versuch, die Züge menschlich zu beleben, individuell zu charakterisieren, Gewand und Umgebung geschichtlich treu zu zeichnen, muß von vornherein als verfehlt erscheinen, weil der Gottmensch über zeitliche und individuelle Bedingtheit erhaben ist. So sind denn auch in der Erzählung von Jesus Einzelbilder die entsprechende Form, nicht aber eine lebendige, zusammenhängende Geschichte von individuellem Gepräge und mit jenem Ineinander von Wollen und Geführtwerden, Freiheit und Bedingtheit, das allem menschlichen Leben eigen ist. Lehrpläne, die von diesem Standpunkt aus entworfen sind, kommen denn auch über eine Aneinanderreihung einzelner Augenblicksbilder aus dem Leben Jesu nicht hinaus, eine Sammlung von Heilandstaten und Gleichnissen Jesu, eingerahmt von einem Legendenkranz. Es fehlen in dieser Sammlung fast alle die Erzählungen, die uns die äußere und innere Bewegung in diesem Leben zeigen. Zwischen der Berufung der ersten Jünger und dem Einzug in Jerusalem steht alles in einer Ebene, nichts hören die Kinder von Kämpfen, Fortschritten, Hemmungen, entscheidenden Ereignissen, von Erlebnissen Jesu. Jesus lehrt, heilt, tut Wunder, das ist das Ganze. Daß er selbst äußerlich und innerlich

etwas erlebte, seitdem er die Tür seiner Werkstatt hinter sich geschlossen hatte und auf Markt und Gasse sein Evangelium predigte — davon bekommen die Kinder auch nicht eine Ahnung. Es fehlt ja meist alles, was uns einen Blick in das Innenleben Jesu tun läßt. Das einzig Lebendige, Dramatische in diesem Lebensbild ist die Geschichte seines Leidens und Strebens, die freilich ohne die vorangehenden Konflikte gerade so unbegreiflich ist, wie ein Blitz ohne Gewitterwolken. Weil vorher die wirkliche Geschichte fehlt, wirkt auch dies kleine Stück ungeschichtlich, mehr wie ein Naturereignis, das man einfach hinnehmen muß, auch wenn man sein Werden nicht begreift. Es ist ein Leben Jesu im Stil des vierten Evangeliums, das bei dieser Auslese der Erzählungen herauskommt, wenn auch die einzelnen Stücke überwiegend aus den drei ersten Evangelien genommen werden. Jesus erscheint und offenbart seine Herrlichkeit, unbekümmert darum, ob er Menschen gewinnt oder nicht, und die Juden töten ihn, als seine Stunde gekommen ist. Ein dogmatisch-stilisiertes Leben Jesu, eine Geschichte ohne Leben.

Die kritiklose Benutzung der Evangelien trägt auch dazu bei, ein historisches Bild unmöglich zu machen. Die Frage nach der historischen Wahrheit wird kaum gestellt, und so behält man auch auf der Oberstufe alle früher gelernten Legenden einfach bei. Sämtliche Kindheitslegenden gehören da noch immer zum Leben Jesu und unter den Wunderberichten ist keiner, der nur bei den Kleinen für möglich gehalten würde. Noch weniger Bedeutung hat der Unterschied zwischen Johannesevangelium und den drei ersten Evangelien, es steht alles auf einem Brett: Markus und Johannes, die Heilung des Gichtbrüchigen und die Hochzeit zu Kanaa, das Zeugnis des Täufers vom Lamm Gottes und das Petrusbekenntnis bei Caesarea. Man gibt so eine mosaikartig zusammengesetzte Evangelienharmonie, die wie alle solche „Harmonien" das Gegenteil von Geschichte ist.

Wenn wir nun Geschichte Jesu fordern, so wissen wir wohl, daß diese Forderung einen bestimmten theologischen „Standpunkt" zur Voraussetzung hat, und daß darum die genaue Festlegung eines bindenden Lehrplans sehr schwer und gar nicht wünschenswert ist. Wir würden darum auch die Bestimmung des Stoffes für die Oberstufe durch das Stichwort „Leben Jesu" für ausreichend halten, die Ausführung muß ganz wesentlich dem Ermessen des Lehrers überlassen bleiben. Wir verlangen nicht, daß jeder Lehrer gezwungen werde, eine Geschichte Jesu in unserm Sinn zu erzählen, wir protestieren nur gegen die Alleinherrschaft einer dogmatischen Auffassung in den Lehrplänen, die eine solche Geschichte eigentlich ausschließt und so eine Vergewaltigung der Lehrer bedeutet. Denn mindestens die Hälfte der Lehrer, die nach diesen Plänen unterrichten müssen, lehnen die zugrunde liegende dogmatische Auffassung mehr oder weniger entschieden ab. Wie viel aber grade bei diesem Hauptstück des biblischen Unterrichts auf die persönliche Bewegungsfreiheit des einzelnen Lehrers ankommt, ist wohl unschwer einzusehen; das Ziel ist doch vor allem dies, daß die Kinder für Jesus begeistert werden, daß er ihnen lebendig und vertraut gemacht wird. Das ist aber kaum möglich, wenn nicht der Lehrer mit seiner eignen Ueberzeugung und seiner eignen Begeisterung hinter dem steht, was er von Jesus erzählt. Lehren müssen, was man selbst nicht glaubt, ist eine Qual und man kann nicht erwarten, daß eine Erzählung die Kinderherzen packt und begeistert, die nur unter dem Druck eines äußeren Zwanges erzählt wird. Es ist längst nicht so wichtig, ob alles historisch unanfechtbar und sicher ist, was der Lehrer erzählt, wenn er nur aus eigner Ueberzeugung heraus und mit eigner innerer Anteilnahme erzählen kann. Darum muß auch die heutige sog. historisch-kritische Auffassung im Schulunterricht ein Daseinsrecht haben. Damit ist aber nicht gemeint, daß der Lehrer das Recht haben soll, durch Kritik an den Geschichten seine persönliche Wahrhaftigkeit zu

retten. Das wäre eine Rettung des Gewissens auf Kosten der Kinder und so würde es unmöglich gelingen, sie zu begeistern. In der Hauptsache muß sich die kritische wissenschaftliche Ueberzeugung in einer positiven Darstellung bewähren können, in der Art, die Erzählung von Jesus zu gestalten, ein eindrucksvolles Bild seiner Persönlichkeit und seines Lebens zu zeichnen, so wie der Erzähler es für historisch hält. Gestalten, nicht Zerpflücken ist die Aufgabe, gestalten nach bestem Wissen und Gewissen. Das muß man allerdings vom Lehrer verlangen, daß er nach bestem Wissen das Ganze und das Einzelne darstellt, d. h. daß er sich mit allem Ernst und aller Treue um die beste Erkenntnis der geschichtlichen Wahrheit bemüht. Daß wir die historische Wahrheit nicht überall auf diesem Gebiet erreicht haben und gewiß auch nicht überall erreichen werden, verkennt der am wenigsten der mit der wissenschaftlichen Arbeit auf diesem Gebiete vertraut ist, aber daraus darf man nicht folgern, daß es also gleichgültig sei, wie mans darstellt. Vielmehr folgt daraus, daß der Lehrer die Pflicht hat, seinen Stoff immer wieder durchzuarbeiten[1]), Fragen und Schwierigkeiten durchzudenken, an die Stelle des Möglichen das Wahrscheinliche, für das Wahrscheinliche das Gewisse einzusetzen. So sollte dann ein Lehrer nur erzählen, was er für historisch hält, anderes aber — ganze Geschichten oder auch Zusätze und Uebermalung — beiseite lassen. Das ist eine zwar eigentlich selbstverständliche Forderung, aber noch nehmen die Vorschriften und Lehrbücher darauf keinerlei Rücksicht, sodaß stellenweise die Kritik im Unterricht unvermeidlich ist.

[1]) Vor 10—20 Jahren wäre das für Volksschullehrer eine schwer erfüllbare Forderung gewesen, da die theologische Forschung noch wesentlich Geheimwissen war. Heute ist sie erfüllbar und wird von vielen Lehrern erfüllt, es handelt sich jetzt nur darum, Wege zu finden, wie die erarbeiteten Kenntnisse in der Schule wirklich verwertet werden können.

Es fehlt nun nicht an Darstellungen des Lebens Jesu für den Unterricht auch nicht an solchen, die von historisch-kritischem Standpunkt aus geschrieben sind. Allermeist bieten sie eine Darstellung unter „Rubriken" d. h. der Erzählungsstoff wird sachlich gruppiert, meist in der Weise, daß man Jesus nach den verschiedenen Seiten seiner Persönlichkeit und seines Wirkens zeichnet: Jesus als Lehrer und Gleichnisdichter, Heiland der Kranken, der Sünder u. s. w. oder: Taten Jesu, Reden, Freunde, Feinde, Erfolge, Leiden. In der Tat ist das Gruppieren und Einteilen ein nicht unwichtiges Hilfsmittel im Geschichtsunterricht, das übersichtlich Geordnete läßt sich leichter einprägen. Gleichwohl scheint uns diese Methode für die Erzählung des Lebens Jesu verfehlt. Eine derartige Disposition nach sachlichen Gesichtspunkten ist wertvoll für den, der über den Stoff reden will, über die Bedeutung, den Charakter, die Lehre Jesu; sie hat auch ihr Recht als nachträgliche Ordnung des schon bekannten Stoffes zur Unterstützung für das Gedächtnis. Wem es aber darauf ankommt den Stoff erst darzubieten, den Kindern ein lebendiges Bild von Jesus zu geben, der kann nicht so ordnen und rubrizieren. Dabei geht das Lebendige, Farbige, Anschauliche der Erzählung verloren. Erst zeige man das volle farbig ausgeführte Bild, dann mag man die Hauptlinien, die charakteristischen Züge darin zeigen oder aufsuchen lassen. Will man uns einen Menschen lebendig schildern, dann muß man so von ihm erzählen, daß wir seine Geschicke miterleben, wir müssen ihn begleiten können durch das bunte Vielerlei seines Erlebens. Nur so wird die Gestalt, die man zeichnet, ein Mensch von Fleisch und Blut. Zudem ist, wenn man alles einem Schema einordnen will, die Gefahr groß, daß die Tatsachen selbst in falsche Beleuchtung gerückt, oder wichtige Momente übersehen werden. Allzu oft kommen auch Dinge zusammen, die im wirklichen Leben des Helden weit auseinander lagen, während auseinandergerissen wird, was für ihn untrennbare Einheit war.

Eine systematische Ordnung der Leben-Jesu-Geschichten scheint uns also ganz ungeeignet für den Unterricht. Was wir wollen, ist eine zusammenhängende Erzählung mit der ganzen lebendigen Buntheit eines wirklichen Menschenlebens, dramatisch nicht systematisch gestaltet. Eine solche Erzählung zu geben, ist kein neues Unternehmen, dasselbe haben die drei ersten Evangelisten, vor allem Lukas, versucht. Das Arbeitsprogramm, das Lukas seinem Evangelium voranschickt, ist durchaus auch unser Programm. Auch wir wollen eine Erzählung der evangelischen Geschichte, nachdem wir alles von vorne an genau erkundet haben, der Reihe nach darstellen. Wie er bemühen wir uns um die Erkundung des besten historischen Materials und versuchen dann daraus eine fortlaufende Erzählung zu gestalten. Freilich sind wir in der Frage, was in der Ueberlieferung von Jesus historisch wertvoll ist und was nicht, vielfach anderer Meinung als Lukas, auch seine Anordnung ist ebenso wenig bindend für uns, wie die Anordnung seiner Vorgänger für ihn bindend war, vorbildlich aber ist uns sein Prinzip, aus dem vorhandenen kritisch gesichteten Material von Geschichten und Reden ein Leben Jesu zu komponieren. Wir meinen nicht, eine wissenschaftlich genaue und treue „Biographie" Jesu geben zu können. Um eine Biographie kann es sich schon darum nicht handeln, weil nur eine kurze Strecke des Lebens Jesu, die Zeit seines öffentlichen Wirkens im Licht der Geschichte liegt, und nur eine Darstellung dieser kurzen Zeit überhaupt unternommen werden kann. Aber auch die chronologische Anordnung der meisten überlieferten Begebenheiten und Worte Jesu ist wissenschaftlich nicht mehr festzustellen und war schon den Verfassern unserer Evangelien eine Aufgabe für ihre schriftstellerische Kunst, nicht ein Ergebnis ihrer Erforschung des geschichtlichen Verlaufs. Gleichwohl soll u. E. die Darstellung des Lebens Jesu, durch die wir Jesus den Kindern lebendig machen wollen, den Stil der Biographie zeigen, d. h. sie soll Jesus durch die Zeit seines Wir-

kens bis zum Tode in Jerusalem begleiten, Taten und Reden, äußere und innere Kämpfe zu einer lebensvollen Geschichte verbindend. Einige feste Punkte sind ja für die Anordnung gegeben: das Auftreten des Täufers Johannes und Jesu Taufe — sein Wirken in der Heimat (Jüngerberufung, Sabbat in Kapernaum, Wanderpredigt und Kämpfe), — die Aussendung der Jünger, — Nordreise und Petrusbekenntnis, Reise nach Jerusalem, — der Ausgang in der Hauptstadt. In diesen festen Rahmen sind nun die übrigen Stücke der Ueberlieferung einzuordnen, in einer wahrscheinlichen, mutmaßlichen oder wenigstens denkbaren Reihenfolge, so daß ein Bild des Lebens Jesu entsteht, das sich so freilich nicht im einzelnen als das Historische beweisen läßt, das aber doch im ganzen wie im einzelnen möglich und einen überzeugenden Eindruck zu machen imstande ist.

Eine vollständige Verwertung des gesamten historisch wertvollen Stoffs kann bei einer Darstellung für die Schule nicht verlangt werden, wohl aber die Benutzung eines viel reicheren Materials, als es die üblichen Lehrpläne bieten. Vor allem müssen diejenigen gewöhnlich leider übergangenen Stücke der evangelischen Ueberlieferung herangezogen werden, die uns etwas von der dramatischen Bewegung im Leben Jesu erkennen lassen: die Kämpfe mit den Pharisäern und Priestern (Sabbatheilungen, Fastenfrage, Streit über das Händewaschen, Beelzebub-Anklage, Zeichenforderung, die Frage der Hierarchen nach der Tempelreinigung, die Rede gegen den Pharisäismus u. a.); die Verwerfung in Nazareth, der Bruch mit dem Elternhaus, Jüngersendung und Rückkehr.

Wir sprachen schon einmal davon, daß die Geschichte Jesu, insbesondere der tragische Ausgang, unverständlich bleiben muß, wenn nicht das sog. „Messiasproblem" in ihr behandelt wird. Das klingt nach Theologie, die nach der Meinung vieler nicht in die Schule gehört, obwohl freilich noch niemand ohne Theologie das Leben Jesu dargestellt hat. Aber das Messiaspro-

blem ist nicht eine Frage, die nur den gelehrten Historiker angeht, es ist so sehr ein Mittelpunkt des Lebens Jesu, daß auch die Kinder davon hören müssen. Von der Szene bei Caesarea an darf der Erzähler es nicht mehr aus den Augen lassen, und wir zeigten schon oben an der Geschichte des Judasverrats ein Stück dieser Entwicklung. Aber auch schon vor jenem Zeitpunkt spielt das Messiasproblem seine bedeutsame Rolle. Es hat seine Bedenken, eine bestimmte Art der Behandlung hier vorzuschlagen, da die Auffassungen noch immer weit auseinandergehen und wir uns auf eine Auseinandersetzung hier nicht einlassen können. Mit einigen Strichen wollen wir nur unsere Auffassung zeichnen und die Art ihrer Verwertung andeuten.

Das Problem ist ja dies, daß Jesus sich für den Messias gehalten hat, von den Jüngern dafür gehalten wird, eine kurze Zeitlang auch vom Volk, daß er aber so wenig messianisch auftritt, daß sein Anspruch vom hohen Rat als Gotteslästerung verurteilt wird; und ferner, daß Jesus sich Messias nennen läßt und doch vom Kommen des Messias und von dem zukünftigen Gottesreich redet. Diese doppelte Schwierigkeit löst sich, wie uns scheint, durch dieselbe Erkenntnis. Jesus hat in seinem Predigen und Heilandswirken nicht schon Messiastätigkeit gesehen, das alles ist Vorbereitung der Menschen für das kommende Reich und er ist Messias, der aber erst als Messias offenbar wird, wenn das Reich kommt, ein König vor der Thronbesteigung. Die Jünger, das Volk erwarten diese Thronbesteigung in Jerusalem und drängen Jesus zur entscheidenden Tat, Jesus hält daran fest: Zeit und Stunde weiß nur Gott, er will nichts selbst machen, sondern Gott machen lassen. Daher die Enttäuschung des Volkes und der Jünger (Judas), ihr Messiasglaube bricht zusammen, Jesus aber siegt über sein Schicksal in dem Wort: Dein Wille geschehe. Die Vorstellungen von dem plötzlich erscheinenden Gottesreich und dem Messiaskönigtum Jesu — die Jesus selbst teilte — haben sich

nicht erfüllt; aber Jesus ist in einem anderen Sinne Messias geworden (nicht gewesen), eine allmähliche Umwandlung der Menschheit geht von ihm aus, eine Herrschaft Gottes im Willen der Menschen. Daran hat er ja selbst gearbeitet, aber es war ihm nur Vorbereitungsarbeit. Die Geschichte hat die unzureichende Form seines Lebens zerbrochen und den Inhalt bestätigt, sie hat zerbrochen, was nicht von ihm selbst stammte, die Messiasidee, aber das was sein Eigenstes war: die Frömmigkeit der Gotteskindschaft ist so erst wirksam geworden. Diese Auflösung der jüdischen Reichs-Gottes- und Messiasidee muß man aber nicht schon in das Bewußtsein Jesu hineindeuten, er hat vielmehr die jüdischen Vorstellungen übernommen und festgehalten, er hätte den Messiasnamen gar nicht annehmen können, wenn er ihn für sich mit einem so völlig neuen Inhalt erfüllte, oder er hätte doch offen sagen müssen, daß er unter dem alten Wort etwas anderes verstand, als was damals alle darunter verstanden. Daß er solche Erklärungen gegeben habe, ist nicht überliefert, wohl aber bezeugen viele seiner Worte, daß er Gottesherrschaft und Messiasherrlichkeit im Sinne seiner Zeit verstand. Darin aber zeigt sich eine religiöse Größe, daß er das Wann? und Wie? Gott überließ und nicht in Spekulationen über die Zukunft, sondern in der Arbeit für diese Zukunft seine Aufgabe fand. Seine Predigt und sein ganzes Wirken sind nach dieser Zukunft orientiert, aber sie verlieren nichts an ihrem Wert, wenn die Vorstellungen, in denen er mit seiner Zeit das Kommende anschaute, aufgelöst werden.

In der angedeuteten Weise läßt sich nach meiner Erfahrung auch den Kindern das Messiasproblem verständlich machen und damit das Verständnis des Lebens Jesu überhaupt vertiefen. Zur Motivierung des tragischen Ausgangs gehört freilich noch das andere, die Verfolgung des sich immer mehr verschärfenden Konflikts zwischen Jesus und den Hütern der Tradition, des notwendigen Kampfes der alten Religion gegen

die neue. Man wird da nicht nur zeigen, wieviel Leidenschaft und auch Selbstsucht auf der Seite der Gegner Jesu hervortritt (z. B. Beelzebub-Anklage), man wird auch die wohlbegreifliche, ja berechtigte Seite in ihrer Haltung deutlich machen, das Recht der konservativen Stimmung in der Religion. Vielleicht kann man den Kindern das Verständnis für die Sache der Gegner Jesu nicht besser öffnen, als wenn man auf die Vorgeschichte jener für Jesus so schmerzlichen Stunde zurückgeht, wo seine Mutter mit den Brüdern kommt, ihn, der vermeintlich Geistesverwirrten, ins Elternhaus zurückzuholen. Dieser Schritt der altgläubigen Mutter sagt besser als lange Erklärungen, wie begreiflich es ist, daß Jesus Gegner fand; sein ganzes Auftreten hat viele in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, erschien ihnen als Umsturz. Die Mutter kann sich das bei ihrem Sohne nicht anders erklären, als durch geistige Umnachtung. Nicht weit von den Erfahrungen dieser Stunde liegen so scharfe Worte Jesu wie dies: ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Alle solche Momente gehören mit zur Vorbereitung für das Verständnis des Prozesses in Jerusalem, und die ganze Geschichte Jesu gewinnt Leben und inneren Zusammenhang, wenn solche Beziehungen aufgesucht und Verbindungslinien gezogen werden. Alle die so wichtigen Momente, durch die die schließliche Verurteilung Jesu ihre Erklärung findet, auslassen, heißt daher auf die Darstellung einer Geschichte Jesu völlig verzichten.

Weiterhin gehören in die Erzählung auch solche Redestücke und Gleichnisse, aus denen man Erlebnisse und Erfahrungen Jesu erschließen kann[1]) z. B. die Versuchungserzählung, (Matth. 4) die Worte vom heimatlosen Menschensohn (Matth. 8), von Jünger und Meister, von Friede und Streit (Matth. 10), der Wehruf über Chorazin und Bethsaida, Gleichnis von den spielenden Kindern (Mt. 11), die Gleichnisse von der selbst-

[1]) Vgl. Weinel, Gleichnisse Jesu, besonders S. 65 ff. „Das Erleben."

wachsenden Saat und vom Säemann (Mk. 4), vom Senfkorn (Mt. 13), von den bösen Weingärtnern (Mt. 21).

Stellt man solche verwandten Stücke zu großen Gruppen zusammen — wie es schon Markus versucht hat — so zerstört man den Eindruck eines wirklichen Lebens vollständig; man wird vielmehr eine kunstvolle Verteilung dieser dramatisch wirksamen Stücke erstreben und einzelne zugleich benutzen, um für Worte Jesu eine geeignete Stelle zu finden. Da gibt es natürlich viele mögliche Wege, die zum Ziel führen, und die Weiterarbeit des Lehrers hört da gar nicht auf. Er wird sich nicht binden an die Anordnung, die Lukas gewählt hat, aber auch nicht an einen eignen einmal aufgestellten Plan, sondern er wird sich bemühen, die gewählte Gruppierung immer wieder zu prüfen, zu verbessern, umzustellen, Zusammenhänge zu lösen, bessere zu schaffen. Die Uebersicht, die der Leser im Anhang findet, soll auch nur ein Beispiel für eine mögliche Anordnung sein, und wir wissen sehr wohl, daß man vieles daran tadeln kann, hoffen auch im Laufe der Zeit in der fortgesetzten praktischen Uebung noch manche Verbesserung zu finden.

Eine Hauptaufgabe bei einer derartigen Erzählung des Lebens Jesu besteht darin, die Worte Jesu so in die Erzählung hineinzuverweben, daß beide sich gegenseitig erklären und verstärken. Das ist wesentlich dieselbe Kompositionsarbeit, die wir oben für die Darstellung der Prophetengeschichte forderten. Wir können uns daher hier auf wenige Bemerkungen beschränken, zumal wir auch schon am Beispiel eines Gleichnisses die Arbeit des Erzählers im einzelnen erläutert haben. Die Art des Lukas ist uns in dieser Beziehung insbesondere vorbildlich. Verglichen mit Matthäus zeigt er viel seltener solche große Predigten Jesu, lange Ketten von Mahnungen, Drohungen, Tröstungen, für die uns die sog. Bergpredigt typisch ist, Ketten bei der wohl ein Glied ans andere gefügt, aber keins organisch mit dem andern verbunden ist. Solche Predigten würden kaum eine Wirkung ausgeübt haben, und niemand hätte

sie im Gedächtnis behalten können. Die einzelnen Worte oder Redegruppen sind bei bestimmter Gelegenheit zu bestimmtem Zwecke gesprochen und da sie aus der Situation herausgesprochen, einschlugen, haben sie sich dem Gedächtnis der Hörer eingeprägt. Doch blieben uns nur die Worte erhalten, die spezielle Situation aber geriet häufig in Vergessenheit. Zweifellos trifft Lukas das Richtigere, wenn er Jesu Reden durchweg in kleineren Gruppen seiner Erzählung einfügt und vorbildlich ist er uns auch darin, daß er nach Möglichkeit die wahrscheinliche Situation durch Rückschlüsse aus dem Inhalt der Worte wiederzufinden sucht, teils indem er die Worte zu überlieferten Begebenheiten in Beziehung setzt, teils indem er kleine Einleitungen selbst erfindet und so das Licht auf den Leuchter stellt. Nicht anders werden auch wir verfahren: was wir selbst hinzufügen, soll nur dazu dienen, den Worten Jesu ihre größte Leuchtkraft zu erhalten, sie zu erklären ihnen eine Stelle im Leben Jesu zu geben, wodurch sie ihre ursprüngliche lebendige Wirkung zurückgewinnen. Bei Gleichnissen kommt noch die veranschaulichende Kleinmalerei hinzu, die in den allermeisten Fällen auch nichts anderes ist, als der Versuch einer Wiederherstellung der ursprünglichen Erzählung Jesu. Es ist anzunehmen, daß Jesus selbst seine Parabeln mit der Erzählerfreude des Orientalen ausgesponnen hat. Was dann davon im Gedächtnis der Hörer festgehalten wurde, war nur ein kleiner aber wertvoller Kern. Hätte aber Jesus überhaupt nur diesen Kern erzählt, so wäre er bald vergessen worden. Wir sind überzeugt, daß die erzählenden Gleichnisse bedeutend bunter und breiter gewesen sind, als wir sie kennen, und daß auch die wenigen längeren Gleichnisse unserer Evangelien die ursprüngliche Form nur annähernd wiedergeben. Anderseits wollen wir nicht behaupten, daß sie ursprünglich so ausführlich gewesen sind, wie wir sie erzählen; wir erzählen *Kindern* und leiten daraus das Recht ab, noch viel breiter und bunter auszumalen. Wir fühlen uns nicht an die

Form der Gleichnisse gebunden, da eben nur der Inhalt Eigentum Jesu ist. Aber doch nicht nur der Inhalt, auch markante Aussprüche innerhalb einer Gleichniserzählung, besonders solche in direkter Rede, mögen wohl von Jesus selbst geformt und infolge ihrer Prägnanz wörtlich bewahrt worden sein. Solche Worte werden wir darum auch festhalten, höchstens in leiser sprachlicher Redaktion dem Verständnis der Kinder anpassen. Wenn wir uns so den Aussprüchen Jesu gegenüber zu treuem Bewahren auch der Form verpflichtet fühlen, so versteht es sich fast von selbst, daß wir keine pointierten Jesusworte erfinden dürfen. Wohl mögen wir in Gesprächen Jesus dies oder jenes sagen lassen, aber ihm eigne Gedanken in spruchartiger Form in den Mund zu legen, halten wir für unzulässig. Wer das vermöchte, müßte ja ein religiöses Genie sein, das ebenbürtig neben Jesus stände. Dagegen bemühen wir uns umgekehrt möglichst viele überlieferte Jesusworte, soweit sie Kindern verständlich gemacht werden können, in die Darstellung seines Lebens hineinzunehmen. Wenn wir das versäumen, werden wir ihm nicht gerecht. Denn unsere Schilderungen bleiben immer unter seiner Wirklichkeit, erreichen können wir ihn nur in seinen eignen Worten. Darum eben sollen seine Worte überall die Gipfelpunkte unserer Darstellung bilden.

Für die ganze Arbeit, die dem Erzähler des Lebens Jesu zufällt, scheint uns maßgebend, daß die evangelischen Berichte abwägend, bescheiden und treu ausgenutzt werden. Abwägend: der Lehrer prüfe mit allen ihm zugänglichen Mitteln wissenschaftlicher Kenntnis, noch mehr aber von seiner persönlichen Ueberzeugung aus jeden einzelnen Bericht, ob er ihm überhaupt und in der gegebenen Form historisch glaubhaft ist, er biete den Kindern nichts, was er nicht glauben kann. Bescheiden: die evangelischen Berichte seien für ihn das eigentliche Baumaterial, nur den Mörtel schaffe er selbst. Er erfinde nicht willkürlich über ihren Rahmen hinaus eigne Ge-

schichten, sondern suche nur durch seine Zutaten den Berichten der Evangelien zu dienen. Treu: die Jesusworte sollen bewahrt und in ihrem ursprünglichen Sinn verwendet werden; willkürliche Umbiegung der Form und des Gedankens muß als Grenzüberschreitung gelten, die wohl als Mißverständnis verzeihlich, nicht aber prinzipiell erlaubt ist. –

Seit einigen Jahren haben wir versucht in der dargestellten Weise das Leben Jesu in Schule und Konfirmandenunterricht zu erzählen, und unsere Erfahrungen ermutigen uns, damit fortzufahren. Daß wir es nicht allein sind, die das Bedürfnis empfinden, ein wirkliches Lebensbild Jesu aus den Bruchstücken der Ueberlieferung neugestaltet zu sehen, zeigt der große Erfolg zweier inzwischen erschienener Leben-Jesu von Rosegger und Frenssen. Roseggers Buch haben wir schon oben angeführt, jeder Erzähler kann viel daraus lernen, freilich auch, wie ers nicht machen soll. Im ganzen könnten wir mit seiner Art die Aufgabe anzufassen – wir sehen von dem u. E. ziemlich ungeschickten Rahmen der Leben-Jesu-Erzählung ab – wohl einverstanden sein, aber wir empfinden stark den Mangel an kritischer Abwägung und bescheidener Treue gegen die evangelischen Berichte. Rosegger nimmt liebliche Legenden auf, wo immer er solchen begegnet und erfindet Neues aus üppiger Dichterphantasie, ganz unbekümmert um die Grenzen, die ihm die Evangelien ziehen, unbekümmert auch um die Pointen der einzelnen Erzählungen und Jesusworte, die es doch auf den Leuchter zu stellen, nicht zu beseitigen gilt. So hat er den legendarischen Stoff der Evangelien fast unverkürzt aufgenommen, obwohl der Leser, wie wir schon andeuteten zweifelhaft sein kann, ob der Dichter ihn für historisch hält. Dann bringt er wieder an andern Stellen eine wohlbekannte Wundergeschichte und beseitigt doch das Wunder durch ein rationalistisches Verfahren. Es fehlt jedes System in seinem Verhalten gegenüber dem legendarischen wie dem historischen Stoff, und wir müssen wohl annehmen, daß

es dem Verfasser nicht darauf ankam, sich in seiner Darstellung durch eine wissenschaftlich begründete Auffassung leiten zu lassen. Das durfte der Dichter halten wie er wollte, aber der Lehrer, der im rein Formellen des Erzählens viel von ihm lernen kann, wird allem Inhaltlichen gegenüber die größte Zurückhaltung bewahren müssen.

Ganz anders als Rosegger hat Frenssen sein Leben Jesu auf wissenschaftliche Forschung basiert, und wenn wir auch in manchem anderer Meinung sind, haben wir keinen Grund, darauf hier einzugehen. Und doch können wir die Handschrift in Hilligenlei nicht für ein brauchbares Vorbild für den Lehrer halten, der seinen Schülern ein zusammenhängendes Leben Jesu erzählen will. Er wird wohl manche fruchtbare Anregung für die Gruppierung und Verknüpfung einzelner Stücke der Ueberlieferung, vielleicht auch für die Anlage des Ganzen daraus entnehmen können, aber die Art und Weise der Erzählung des Einzelnen erscheint uns für die Zwecke des Lehrers nicht nachahmenswert. Während von ihm Treue gegen die Jesusworte zu fordern ist, fehlen bei Frenssen doch allzuviele dieser Worte, auch die herrlichsten Gleichnisse, und die er bringt, oder besser anklingen läßt, sind gänzlich verschwommen durch die Flut von eignen Worten, die der Dichter darüber ausgegossen hat. Frenssen wollte das Bild des Menschen Jesus malen, und sein Jesus ist freilich der dogmatische Gottmensch nicht mehr, aber zum Menschen fehlt ihm Leben und Blut: ein namenloser Held, dessen Heldengröße immer aufs Neue behauptet wird, ohne daß man recht zu erkennen vermag, worin eigentlich diese Größe besteht. Ein dithyrambisches Gedicht, nicht eine anschauliche Erzählung. Ganz anders ist Frenssen in seinen Dorfpredigten. Da ist er der Meister des Erzählens biblischer Geschichten, bei dem wir immer wieder in die Schule gehen. Schade, daß nicht in gleichem Stil auch die Handschrift des Kai Jans geschrieben ist.

Eine dritte Schrift mag hier noch erwähnt werden, Walther

Claſſens „Chriſtus heute als unſer Zeitgenoſſe". Claſſen hat es verſucht, Jeſus in unſere moderne Welt hineinzuſtellen, ſeine Worte dem Gedanken nach feſtzuhalten und auf heutige Verhältniſſe zu beziehen. Ein wie uns ſcheint durchaus gelungener Verſuch, man empfängt aus der Lektüre dieſes kleinen Büchleins in der Tat den ſtarken Eindruck: Jeſus iſt nicht tot, er lebt und übt ſeine Macht mitten in unſerm gänzlich veränderten Getriebe, er hat uns noch viel zu ſagen. Den Eindruck möchten wir auch durch unſere Leben-Jeſu-Erzählung in der Schule erwecken. Aber wir denken doch nicht daran, dieſe moderne Nacherzählung für den Schulunterricht zu empfehlen, ſowenig, wie der Verfaſſer ſelbſt daran gedacht hat, ſeine Darſtellung in die Schule einzuführen[1]). Seine Darſtellung iſt auf Menſchen berechnet, die den alten bibliſchen Text bis zum Ueberdruß kennen und dem gewohnten Klang ſich verſchließen. Denen ſoll nun einmal gezeigt werden: ſieh, das iſt keine alte, veraltete Sache, das geht dich unmittelbar an, dieſe Worte ſind zu deiner Not, zu deiner Freude geſprochen. So geht ihnen in der neuen Form der Reichtum der Gedanken von neuem auf. Sie ſind frappiert, wenn ſie bei der Vergleichung des Neuen mit dem Alten erkennen, wie doch jenes ſcheinbar langweilige Alte gar nicht langweilig iſt, ſondern ewig wertvolle, ewig junge Gedanken enthält, die man nur ihrer alten Form zu entkleiden braucht, um zu ſpüren, daß ſie heute ſo friſch und ſtark ſind, wie einſt. Erſt die Vergleichung der modernen mit der urſprünglichen Faſſung macht die Neugeſtaltung recht fruchtbar. So wird man naturgemäß den Kindern nicht von vornherein eine moderniſierte Form bieten. Wohl aber ſcheint es mir möglich und fruchtbringend, ſolche Neuerzählungen bei der Durchnahme einzelner Geſchichten zu verwenden. Die erzählte Geſchichte in modernem Gewand noch einmal bringen, iſt oft die beſte und eindrucksvollſte Anwendung,

[1]) Vgl. jetzt: W. Claſſen: Bibl. Geſchichte nach den neueren Forſchungen für Lehrer und Eltern. I. Leben Jeſu. Hamburg 1906.

die der Lehrer geben kann und so möchten wir das Büchlein doch auch den Lehrern als ein Hilfsmittel für den Unterricht empfehlen.

Wir versuchten zu zeigen, wie das Leben Jesu den Kindern zusammenhängend erzählt werden kann, und ich habe damit ein Stück meines Konfirmandenunterrichts beschrieben. Ganz so läßt sich natürlich in der Schule das Leben Jesu nicht behandeln, so lange noch die jetzigen Lehrpläne bestehen. Aber genau ebenso, wie in Bezug auf die Darstellung der Geschichte Israels, ist auch hier schon jetzt eine bedeutende Annäherung an das vorschwebende Ideal zu erreichen. Die Mittel sind dieselben wie dort: Erweiterung einer vorgeschriebenen Geschichte durch Vorgeschichten, Ausfüllung der Lücken durch eingeschobene Erzählungen, andere Anordnung, Verknüpfung getrennter Geschichten zu einer Komposition (vgl. in Teil V die „große Sünderin" und die „Taufe Jesu"), Einfügung einzelner Wundergeschichten als Volkslegenden in der früher angedeuteten Weise. Alles Störende wird sich freilich nicht beseitigen lassen, denn man darf solche „Legendengeschichten" auch nicht allzu häufig bringen. Als Ausweg bietet sich da noch die bloße Lektüre, aber man tut gut, eine Verknüpfung solcher Leseabschnitte mit dem Gang der Leben-Jesu-Erzählung zu vermeiden. Am besten werden sie zurückgestellt, bis sich bei der Besprechung des Urchristentums Gelegenheit bietet, über die Christusverherrlichung und die daraus folgende Legendenbildung zu sprechen.

Nur lesen oder doch in engem Anschluß an den Text erzählen würden wir aus einem andern Grunde auch die eigentliche Passionsgeschichte von Gethsemane bis zum Tod. Die schlichte Darstellung der Evangelien scheint mir nicht leicht übertroffen werden zu können[1]). Ein breites Ausmalen der Stimmungen erfordert die höchste Kunst des Erzählers, wenn es nicht sentimental oder trivial werden soll, es würde sich vor

[1]) Vgl. Otto Ernsts Jugenderinnerungen in „Asmus Sempers Jugendland."

allem darum handeln, die Vorgänge in der Seele Jesu zu beleuchten und da bleibt die Darstellung gar zu leicht weit unter der Wirklichkeit. In dieser Meinung hat uns grade Frenssens Erzählung bestärkt, sie hält den Vergleich mit der Erzählung der Evangelien nicht aus, ja wer diese kennt, wird nervös, wenn er Frenssens Umbildung liest. Eine erklärende Ausmalung der letzten Vorgänge ist ja auch kaum nötig, wenn die vorangehende Erzählung bis zur Gefangennahme die Katastrophe richtig vorbereitet und verständlich gemacht hat.

Ein mögliches Mißverständnis müssen wir noch abwehren. Wir fordern im Gegensatz zu der üblichen Behandlung von Einzelbildern eine wirkliche zusammenhängende Geschichte des Wirkens Jesu, und es mag vielleicht den Anschein haben, als legten wir ausschließlich auf das historische Wert. Aber es ist nicht unsere Meinung, daß über dem allerdings nicht unwichtigen Interesse an dem Gang der Entwicklung das religiöse und pädagogische Interesse an der einzelnen Geschichte zu kurz kommen soll. Bei dem größten Teil des Erzählungsstoffs, den Reden und Gleichnissen tritt schon ganz von selbst das Historische zurück und nur etwa von dem Aufbruch nach Jerusalem bis zur Kreuzigung beansprucht es das Hauptinteresse. Aber auch z. B. bei einem solchen Erlebnisse Jesu, wie dem Bruch mit seiner Familie, wird der Lehrer nicht bei der Erörterung seiner Bedeutung für Jesus stehen bleiben, sondern in der Durchnahme die Erzählung auch als Beispiel für einen schweren Pflichtenkonflikt (Elternliebe und Berufstreue) verwerten. Und ähnlich ist es bei vielen zunächst ganz persönlich für Jesus bedeutsamen Geschichten. Nur muß man sich hüten, solche pädagogisch unmittelbar wertvollen Motive überall zu suchen. Die evangelische Erzählung ist auch so unendlich reich an religiös-sittlich fruchtbaren Geschichten, daß man wahrlich keinen Grund hat, einzelne zu pressen. Es gibt kaum eine für das religiöse Leben und die Bildung sittlicher Gesinnung wichtige Frage, die nicht in der Erzählung der Geschichte Jesu zur Sprache kom-

men könnte und viel wirksamer in solchem Zusammenhang besprochen wird, als in Anlehnung an Katechismussätze und einzelne Sprüche. Und wenn die dramatisch-lebendige Erzählung zugleich den Kindern eine wirkliche Begeisterung für die Persönlichkeite Jesu zu geben vermag — und wir haben es erfahren, daß sie es vermag — so hat der Religionsunterricht ihnen soviel des besten gegeben, daß er nicht leicht im Leben ganz wieder vergessen wird.

V. Beispiele.

Den Leser, der die folgenden Seiten überschauend durchblättert, mag vielleicht — wir können uns das gut denken — ein leiser Schrecken anwandeln: lauter so lange, wahrscheinlich auch schwierige Geschichten. Soll es denn gar keine kleinen, ganz einfachen Erzählungen mehr im Religionsunterricht geben? Nun, bei genauerer Durchsicht sind auch hier ein paar kleine und ganz einfache Erzählungen zu finden, aber zahlreich sind sie allerdings nicht. Doch getrost, wir halten es selbst durchaus für wünschenswert, daß die kleinen und einfachen Geschichten in der Schule in stattlicher Anzahl auftreten. Warum wir sie dann hier nicht bringen? Uns hat der Gedanke geleitet, daß wir dem Erzähler für die schwierigeren Aufgaben Beispiele bringen müssen in dem festen Vertrauen, daß er die einfachen dann ohne weiteres allein lösen kann. Denn wir waren durch den verfügbaren Raum streng beschränkt.

So haben wir auch alle die Erzählungen fortgelassen, die, wenn auch lang und kompliziert, im Bibeltext so frisch und anschaulich erzählt sind, daß der Lehrer für den Schulunterricht fast nur lexikalische Aenderungen vorzunehmen braucht. Daher klafft hinter Moses die breite Lücke bis zum Anfang der schriftstellerischen Prophetie (Amos). Denn für die zwischenliegende Zeit haben wir in den Samuelis- und Königsbüchern so ausgezeichnete Quellen, daß es dem Lehrer, der sich die Mühe nimmt, diese Bücher in der Textbibel von Kautzsch wirklich gründlich durchzuarbeiten, nachher leicht fallen wird, flott zu erzählen. Dasselbe gilt für die Makkabäerzeit, die im ersten Makkabäerbuch so markig geschildert und durch Otto Ludwigs Drama noch einmal für das Ohr des modernen Menschen mit so starkem Leben erfüllt ist.

Die meisten unsrer Beispiele sind Geschichten, die der preußische Volksschullehrplan vorschreibt; doch haben wir auch solche geboten, die jenseits dieser engen Grenze liegen. Ent-

sprechend unsrer Forderung, israelitische Geschichte, daher ganz besonders auch die Geschichte der Prophetenzeit darzustellen, haben wir hier einige Prophetengeschichten zu erzählen versucht (Amos, Deuterojesaia, Haggai). Was wir geben, sind Versuche, die uns als gelungen gelten, wenn sie nur von der Berechtigung der in den ersten Teilen aufgestellten Grundsätze überzeugen. Weil sie Versuche sind, wollen sie übertroffen werden.

Kain und Abel.

Adam und Eva hatten zwei Söhne, die hießen Kain und Abel. Kain war der ältere, aber er war ein kleines und zartes Bürschlein, sodaß ihm Abel bald über den Kopf wuchs. Niemand konnte krausere Haare und rotere Backen und strammere Beine haben als Abel und ein gutes Herz hatte er dazu. Wie oft und wie gern fegte er die Treppe, wenn die Mutter in der Küche zu tun hatte, oder er melkte die Kühe oder er half dem Vater schwere Baumstämme auf den Wagen heben. Kain bewunderte seinen jüngeren Bruder mächtig und ließ sich gern von ihm helfen. Zu schwereren Arbeiten hatte er ja keine Kraft, aber auch den leichteren ging er lieber aus dem Wege. Hätte Kain nicht gut das Geschirr spülen können oder Unkraut ausjäten? Aber er meinte, dazu habe er auch keine Kraft und lief lieber in den Wald, um Vogelnester auszunehmen. Wenn sie dann abends beide müde und heiß in die Stube kamen, dann strich die Mutter wohl ihrem Abel über die Locken und sagte „mein guter Junge!" Kain stand beiseite und hatte ein sehr unangenehmes Gefühl: er hatte wieder den ganzen Tag nichts Verständiges getan; wenn er doch auch so sein könnte wie sein Bruder! Aber dann schlich auch ein böser Gedanke durch sein Herz: ach was, die Mutter hat mich bloß nicht lieb, immer der „gute Junge" und der „gute Junge". Und dann konnte er Abel den ganzen Abend nicht mehr freundlich ansehen und sagte ihm nicht gute Nacht, ehe sie auf ihren Strohsäcken einschliefen.

So ging es bei Kain immer hin und her; Abel war stets gut und fröhlich mit ihm, und darum hatte er den Bruder lieb, aber Abel war schöner und kräftiger, und die Eltern sagten ihm lauter freundliche Worte, und das konnte

Kain nicht aushalten. Dann flüsterte ihm der Neid in seinem Herzen lauter häßliche Gedanken zu, daß er anfing, seinem Bruder Schlimmes zu wünschen und überlegte, wie er ihn recht tüchtig ärgern könnte. — Die beiden Jungen hatten sich zwei kleine edle Apfelbäumchen gezogen, an denen sie viele Freude hatten. Aber wie der Sommer recht heiß wurde, fing Kains Bäumchen an zu kränkeln und ließ die Blätter hängen. Abel merkte wohl, daß es lange Zeit nicht begossen war und gab ihm Wasser, aber es erholte sich doch nicht. Und das konnte es auch nicht, denn Kain hatte von Anfang an die Erde nicht ordentlich gelockert und gedüngt, und da hatte das Bäumchen keine kräftigen Wurzeln treiben können. Als nun Abels Bäumchen die ersten rotbäckigen Früchte trug, da streckte Kains Bäumchen die dürren Zweiglein hilflos in die Luft und mußte sterben. Kain ärgerte sich mächtig über sich selbst und dachte „warum bin ich nicht auch aufmerksam und treu gewesen, dann könnte ich jetzt die schönsten Aepfel ernten." Und eine Stimme sagte in seinem Herzen: „Sieh auf deinen Bruder und schäme dich". Aber da war noch eine andere Stimme, die redete ihm ein: „Du bist nicht schuld, du hast nur immer Unglück, das ist ungerecht, das brauchst du dir nicht gefallen zu lassen, zerstör ihm die Freude". Die beiden Stimmen stritten mit einander und quälten ihn den ganzen Tag. Er selbst wäre gern fleißig gewesen und freundlich gegen seinen Bruder, aber der böse Neid flüsterte immer wieder: „Zerstör ihm die Freude". Wem er nun wohl gehorcht hat: seinem eignen Willen, der gut sein wollte, oder dem Neid, der ihn schlecht machen wollte? Stundenlang lief er jeden Tag im Garten umher und mußte immer Abels Bäumchen mit den prachtvollen Aepfeln ansehn; und einmal war er ganz allein, die andern draußen im Feld, da sagte der Neid wieder: „Sieh doch, wie ungerecht es ist, dein Bäumchen ist gestorben, und er hat alle Tage Freude an seinem. Nimm ihm seine Freude weg". Immer lauter wurde die Stimme, daß er ganz verwirrt wurde und gar keinen eignen Willen mehr hatte. Wie von selbst hoben seine Hände sich auf, griffen nach den Aepfeln, rissen sie ab und schleuderten sie weit fort in den Graben, und sein Fuß trat gegen den kleinen Stamm, daß er umknickte. Wie es aber geschehen war und Kain das Bäumchen so jämmerlich daliegen sah, da lief er hinaus weit in den

Wald und weinte. Was wohl Abel gesagt hat, als er abends nach Haus kam? Ganz starr vor Schrecken ist er gewesen, und wenn er Kain grade hätte fassen können, hätte er ihn gewiß fürchterlich verprügelt. Aber als der Uebeltäter schließlich nach Haus kam, elend mit verweinten Augen, da wandte sich Abel nur ab und sagte „gemeiner Kerl". Von da an wurde es mit Kain immer schlimmer. Er glaubte, niemand hätte ihn lieb, und er müßte sich jede Freude heimlich oder mit Gewalt verschaffen. Und wenn die Stimme des Neides ihn wieder überreden wollte, etwas Häßliches zu tun, dann hatte er gar keine Kraft mehr, sich dagegen zu wehren. Eltern und Bruder waren in seinen Gedanken wie Feinde, und nur für sich selbst wollte er Gutes haben.

Die beiden Jungen wuchsen heran und wurden Männer. Abel betrieb die Viehzucht und hatte mächtige Schafherden, Kain bebaute den Acker und machte Mehl aus seinem Korn. Nun war es einmal in der Sommerzeit, als die Ernte angefangen hatte. Die Aecker hatten reichlich getragen, das Vieh war gesund und kräftig, die Wolle der Schafe fein und dicht. Da waren die beiden Brüder froh und voll Dank gegen Gott, der so freundlich für sie gesorgt hatte, und zum Dank wollten sie Gott auch wieder etwas schenken. Ihr denkt: „Wie macht man das, Gott etwas schenken?" Das machten die Leute damals so: von dem, was sie durch eigne Arbeit und Gottes Hilfe erworben hatten, nahmen sie das Schönste und verbrannten es auf einem besonderen steinernen Herd. Dann mußte die Flamme, die aufflackerte und der Rauch, der in die Luft stieg, das Geschenk zu Gott in den Himmel tragen. Solch ein Geschenk für Gott nannte man ein Opfer. Auch Kain und Abel wollten Gott ein Opfer bringen, jeder von dem, was ihm die Arbeit gebracht hatte; so nahm Kain ein paar mächtige Korngarben und Abel führte zwei Schafe zum Opferherd, die schönsten, die in seiner Herde waren. Die Brüder gingen nebeneinander und sprachen nicht, denn Abel dachte mit frohem Dank an Gott, der ihm all den Segen geschenkt hatte, Kain aber betrachtete mit bösem Blick die beiden Schafe: mußte sich der Abel doch wirklich zum Verbrennen die allerschönsten aus der Herde aussuchen. Wie fein und schneeweiß war die Wolle, das hätte ein weiches warmes Hemd für den Winter gegeben, und wie kräftig waren die Tiere, wie manchen saftigen Braten hätte die Mutter daraus bereitet!

Als sie draußen auf dem Felde waren, bauten sie aus mächtigen Steinen einen Opferaltar und Abel tötete seine beiden Tiere, schichtete Holz auf dem Altar, legte die Tiere darauf und zündete das Opfer an. Dann kniete er nieder, faltete die Hände und sprach leise ein Gebet. Prasselnd flackerten die Flammen, kerzengerade stieg der Rauch durch die klare, blaue Luft zum Himmel auf, Abel sah ihm mit frohem Lächeln nach, denn wenn der Rauch aufstieg, hatte Gott das Opfer angenommen und freute sich darüber. Kain stand mit bösem Blick dabei und hinter seiner gefurchten Stirn lauerten häßliche Gedanken. „Die schönen Schafe", dachte er immer wieder, „man hätte auch ältere, weniger wertvolle nehmen können, das hätte Gott ja gar nicht gemerkt". Dazwischen fiel ihm wohl ein, daß das nicht die rechten Gedanken seien für einen, der opfern will, aber sie kamen immer wieder von selbst, und er konnte nicht Herr darüber werden. — Die Flammen sanken zusammen, Abels Opfer war verbrannt, da wachte Kain endlich aus seinem Sinnen auf. Mit finsteren Blicken warf er seine Garben auf den Altar und zündete sie an, mit trotzigen Lippen sprach er sein Gebet. Aber sieh, da fuhr ein Windstoß in die brennenden Garben und riß sie auseinander, die Flammen schlugen zur Seite und der Rauch trieb weithin übers Feld. Die beiden Brüder sahen einander starr vor Schrecken an, und Abel flüsterte zitternd: „Gott will es nicht haben". Da schüttelte Kain beide Fäuste und schrie Abel an: „Natürlich, natürlich — d e i n Opfer hat er haben wollen, du bist überall Liebkind, aber mich hat nicht mal Gott lieb". Abel wollte ihn trösten und legte ihm vorsichtig die Hand auf die Schulter, aber Kain lachte laut auf, stieß mit dem Fuß gegen den Altar, daß er zusammenstürzte und rannte davon in den dunklen Wald hinein. Wie schrecklich war ihm zu Mute, wild riß er sich in den Haaren und stampfte zornig mit den Füßen, er mochte es nicht mehr ertragen, daß ihn niemand, niemand lieb hatte, immer war er der Verstoßene und Verachtete, immer war Abel der Glückliche. Da hörte er auf einmal eine durchdringende, flüsternde Stimme dicht neben sich und wußte nicht, woher sie kam. Die sprach „warum bist du so zornig Kain und tobst in deinem Grimm? Weißt du nicht, wie es geht: wenn du gut bist, dann hat man dich lieb, wenn du aber nicht gut bist, dann lauern die schlimmen Gedanken vor der Tür

deines Herzens. Wirst du dir von denen befehlen lassen, was du tun sollst, oder wirst du selbst Herr bleiben? Hüte dich Kain, laß den schlimmen Gedanken nicht den Willen, sondern zeig ihnen, daß d u der Herr bist, der zu befehlen hat, was deine Hände tun sollen." Kain hörte die flüsternde Stimme und zitterte am ganzen Leibe, denn er fürchtete sich, weil Gott mit ihm gesprochen hatte. In Furcht und Scham ging er heim, ja nun wollte er wirklich einmal die bösen Gedanken austreiben und wollte nur noch tun, was sein guter Wille ihm befahl. Auf dem Heimweg kam er an einer Wiese vorbei, wo Abel bei seinen Schafen auf einem Baumstumpf saß. Er sah fröhlich aus und bließ auf einer Flöte mit den Vögeln um die Wette sein Abendlied. „Nun ist der Mensch doch schon wieder glücklich, dem sollte wahrhaftig auch einmal die Suppe versalzen werden", dachte Kain, und dabei schlug er grimmig mit der Faust durch das dichte Laub eines jungen Bäumchens. Abel hörte es und sah auf, und wie er den Bruder ansah, kam ein herzliches Mitleid in seine Augen. Das merkte Kain wohl, aber das ärgerte ihn erst recht: „Nun wird er auch noch mitleidig der hochmütige Kerl, warte, dir will ich doch noch einmal den Hochmut austreiben". Mit solchen feindseligen Gedanken kam er zu Hause an, und mit all dieser Feindschaft im Herzen schlief er spät in der Nacht ein.

Nicht lange Zeit danach hatte Kain im Wald Bäume gefällt und die Stämme zurecht gehauen, um daraus eine neue Scheune zu errichten. Mit schwerbeladenem Wagen bog er aus dem dunklen Wald und lenkte über die Wiesen hin, auf denen Abels Vieh weidete. Aber es hatte in den letzten Tagen stark geregnet, der Wiesenboden war tief aufgeweicht und nach wenigen Minuten stand der Wagen fest und rührte sich nicht mehr. Kain schimpfte mit rohen Worten und schlug mit der Peitsche auf das arme Pferd ein, das sich zitternd und schweißtriefend abmühte, den Wagen wieder loszubekommen; aber vergeblich. Doch Abel hatte es von ferne gesehen und kam mit großen Sprüngen über die Wiese daher. Ganz atemlos rief er schon von weitem: „Laß doch das Schlagen sein, Kain, siehst du denn nicht, wie das Tier sich quält"? Aber Kain lachte nur: „Du dummer Tugendspiegel, siehst du nicht, daß ich meinen Wagen loskriegen muß?" „Wir wollen zusammen in die Räder greifen", bat Abel. Doch Kain fand, er sei dazu viel zu müde. „Dann helfe ich allein", sagte

Abel und versuchte mit mächtiger Anstrengung das Rad zu drehen. „Willst du mein Pferd sein, sollst du's auch fühlen", schrie Kain und schlug den Bruder von hinten mit der Peitsche über den Kopf. In einem Nu war Abel herum, riß die Peitsche an sich, zerbrach sie und warf Kain die Stücke ins Gesicht. Kains Gesicht wurde blaurot vor Zorn und seine Augen schienen zu flammen. Einen Augenblick sah er sich suchend um nach einer Waffe, oben auf den Baumstämmen lag seine Axt, die Hand griff danach, hoch blitzte das Eisen in der Luft, mit klaffender Stirnwunde lag Abel blutend im Gras. — Aber Kain stand starr: wer hatte das getan? Er doch nicht; seine Hand hatte getan, was er gar nicht wollte; das hatte er sicherlich nicht gewollt. Er ließ die Arme hängen, die Axt war ins Gras gefallen, mit weitaufgerissenen Augen starrte er immerfort auf den Toten. Aber endlich zuckte er zusammen, als ob er aufwachte. Er nahm die Axt wieder zur Hand und grub damit ein flaches Grab, den Bruder legte er hinein und deckte den Rasen wieder darüber. Dann sah er sich um nach allen Seiten, ängstlich, bald hastig, bald langsam, ob nicht irgendwo aus dem Busch ein Paar fremde Augen ihm zugesehen hatten. Nein, es war nichts als die große stille Einsamkeit ringsum. Da lachte er leise auf und stieß mit dem Fuß ins Gras. „Da liegst du, niemand weiß es, nun kannst du nicht mehr alles besser machen als ich, nun ist es zu Ende mit deinem fröhlichen Lachen." Aber als er das dachte, schauderte ihn und er lief wild ohne Ziel in den Wald hinein. Das Pferd und der steckengebliebene Wagen blieben auf der Wiese zurück, daneben war das Gras von Blut überflossen und fern am Waldrand weideten ruhig die Schafe.

Kain stolperte über Baumwurzeln, er lief mitten durch den plätschernden Bach, Dornen und Gestrüpp rissen ihm Wunden, bis er endlich todesmatt unter einem mächtigen Baum vornüberfiel. Die Arme weit ausgebreitet, das Gesicht aufs Moos gedrückt, so blieb er liegen und atmete schwer. Da hörte er von fern eine dumpfe Stimme, die kam immer näher und wurde immer deutlicher. Die Angst trieb ihn davonzulaufen, aber wie er sich aufgerichtet hatte, lehnte er am Stamm und vermochte die Glieder nicht mehr zu rühren, und er zitterte. Da hörte er die Stimme, laut und klagend, dicht neben sich: „Wo ist dein Bruder Abel?" Mit wehen

Augen sah er sich um, aber dann schüttelte er den Kopf und antwortete voll Trotz: „Ich weiß nicht — soll ich meines Bruders Hüter sein?" Doch Gottes Stimme sprach wieder: „Kain, deines Bruders Blut ist in die Erde gedrungen, das Blut auf der Wiese dort hat dich bei mir verklagt. Du hast nun deine Ruhe verloren, du sollst sie nie wieder gewinnen, ohne Ausruhn, ohne Frieden sollst du eilen durch Wald und Gebirge, und wenn ein freundliches Tal dich einladet und du baust dir eine Hütte und bestellst den Acker, dann soll er dir Dornen und Disteln tragen. So soll dich die Angst treiben durch alle Tage, bis zum Tode". Da schlug Kain mit einem dumpfen Schrei die Hände vors Gesicht und rannte tiefer hinein in den nachtdunklen Wald. — — —

Wir können uns denken, daß der Leser diese Erzählung mit Erstaunen, ja mit Befremden gelesen hat, daß ihm die Frage auf den Lippen schwebt: heißt das Treue gegen den Text? In der Tat, hier sind Episoden erzählt worden, die das Original nicht anzudeuten scheint, andrerseits Dinge ausgelassen, die der Text ausführlich berichtet: woher stammt das Apfelbäumchen und wo blieb das Kainszeichen? Daß die Geschichte zu denen gehört, die in der Schule einer Vorgeschichte bedürfen, ist im 3. Kapitel gesagt worden, es ist nur noch andeutend zu zeigen, wie die Vorgeschichte entstanden ist. Die Erzählung in ihrer biblischen Gestalt (1. Mos. 4, 1—16) [1]) nennt das Motiv nicht, das Kain zum Brudermorde trieb, doch läßt sie ahnen, daß seit dem gemeinsamen Opfer in Kains Seele ein heimlicher Groll gegen Abel wucherte, und daß Abel im Streit erschlagen wurde [2]). Doch ist damit die Frage nicht gelöst, sie wird nur weiter zurückgeschoben: warum wurde denn Kains Opfer nicht gnädig angenommen? Aber auch hier läßt uns die Erzählung nicht im Stich, sondern sie gibt uns in der Ermahnung Gottes an Kain eine doppelte Antwort: Kain ist nicht fromm (gut), und er ist nicht Herr seines Willens. Worin kann das „nicht gut" bestehen? wir fügen kein neues Motiv hinzu, wenn wir annehmen, daß es Mißgunst gegen den Bruder ist, die ihn vor Gottes Augen verwerflich macht, und die er nicht beherrschen kann. Dann stammt also diese Mißgunst nicht erst von jenem Opfertag, sondern sie ist fest eingenistet im Herzen und umklammert den schwachen Willen mit hartem Griff. Wie das gekommen ist, wie die Mißgunst ent-

[1]) Auf ursprüngliche Fassungen oder Quellenerzählungen zurückzugehn, wird dem Lehrer nicht immer möglich und für den Unterricht selten ersprießlich sein, ausgenommen bei einer literarischen Behandlung israelitischer Sagen auf der Oberstufe.

[2]) Vgl. auch Gunkel: Genesis S. 40.

stand und festwurzelte, und wie die Herrschaft über den Willen durch frühe Nachgiebigkeit gegen eigne Wünsche verloren ging, das war zu zeigen. Das rein stoffliche Material zu seiner Vorgeschichte muß der Erzähler freilich erfinden, aber die Richtlinie und das Innerliche ist ihm durch den biblischen Text gegeben.

Wir kommen nun zu der zweiten unsrer Fragen: wo blieb der Schluß der Geschichte, im besonderen das vielgenannte Kainszeichen? Ich denke, der Lehrer wird uns nicht böse sein, daß wir den Schluß weggelassen haben, er ist bekanntlich im Unterricht ein Stein des Anstoßes. Hier setzt frühe und recht häufig naseweise Kritik ein, die mit Vergnügen das ruhige Vertrauen der Klasse zu ihrem Lehrer unterminiert: wie kann Kain sich fürchten, totgeschlagen zu werden von irgend jemand, da doch außer ihm überhaupt nur noch seine Eltern existieren? Die tatsächlich vorhandene Schwierigkeit ist dadurch entstanden, daß die Geschichte ursprünglich nicht von den Söhnen des ersten Menschenpaares handelte und erst später in diesen Zusammenhang gestellt worden ist. Da wir sie nun aber in diesem Zusammenhang behandeln müssen, lassen wir den ganzen rudimentären Schluß fort, also mit der Todesfurcht Kains zugleich das Zeichen, das ihn vor Mörderhänden schützen soll.

Nach diesen kurzen Andeutungen wird bei den folgenden Erzählungen der Leser, der sich nicht scheut, auch einmal einen Kommentar zu Rate zu ziehn, in den weitaus meisten Fällen gewiß selbst herausfinden können, wie wir zu unsern Erweiterungen oder Auslassungen gekommen sind.

Isaaks Opferung.

So hatten denn Abraham und Sarah in ihrem Alter noch einen Sohn bekommen. Das war eine Freude, sie konnten sich gar nicht satt sehen an dem kleinen Jungen, der mit seinen glänzenden dunklen Augen neugierig in die Welt guckte. Oft kam Abraham, wenn er eben erst aufs Feld hinaus gegangen war, wieder nach Haus. Dann fragte er, ob der Kleine schlief, und wenn er wach war, dann nahm er ihn auf den Arm und trug ihn in der Stube umher und lachte. Und Sarah saß oft auch in der Nacht, wenn er schrie, an seinem Bettchen und sang ihm vor; all die Liedchen, die sie vor vielen Jahren als Kind wohl gehört und gesungen hatte, die suchte sie dann wieder hervor. So glücklich waren die beiden alten Leute seit Jahren nicht gewesen und die Knechte und Mägde freuten sich von Herzen mit an ihrem Glück.

Der Junge sollte Isaak heißen. Als er einige Wochen alt war, da lud Abraham seine Nachbarn zu einem Fest zu

sich ein. Er verkehrte sonst nicht viel mit den Leuten in der Nachbarschaft, die waren ja aus einem andern Volk als er, und Abraham hielt sich am liebsten für sich. Aber nun sollten sie alle kommen und sich an dem großen Glück seines Hauses mitfreuen. Alles wurde zum Fest bereit gemacht, Sarah mit den Mägden hatte viel zu tun, zu braten und zu kochen und zu backen, und Abraham half auch mit. Die Nachbarn kamen an, und draußen vor dem Hause unter schattigen Bäumen wurden sie bewirtet. Sie langten tüchtig zu und ließen sich die guten Sachen schmecken, die ihnen vorgesetzt wurden. Aber so recht fröhlich wars doch nicht. Es fiel Abraham auf, daß seine Gäste gleichgültige oder verwunderte Gesichter machten, wenn er von seinem Vaterglück sprach. Dann warfen sie sich wohl untereinander Blicke zu und brummten etwas vor sich hin, was Abraham nicht verstand. Was hatten sie nur? Abraham ärgerte sich ein wenig über ihr seltsames Wesen und wußte nicht, was er davon halten sollte.

Da erfuhr er zufällig den Grund. Er mußte ins Haus gehen, um noch einen Krug Wein zu holen. Da hörte er, wie draußen zwei seiner Gäste im Vorbeigehen mit einander sprachen. „Ich versteh gar nicht", sagte der eine, „warum der die Geburt des Jungen so feiert, da ist doch kein Grund zu einem Freudenfest, es ist doch der erste." „Du hast recht", sagte der andere, er tut grade, als wüßte er nicht, daß der erste Sohn Gott geopfert werden muß. Mir scheint auch, mit seiner Frömmigkeit ist das nicht weit her, denn wenn er wirklich fromm ist ..." Mehr verstand Abraham nicht, aber er wußte genug. Das also war der Grund ihres kühlen Benehmens. Daß er doch darauf nicht gleich gekommen war. Daß er daran gar nicht gedacht hatte! Das erste Kind gehört ja Gott, wie alle Erstlinge. Die erste Korngarbe brachte man Gott zum Geschenk, die ersten reifen Feigen, das erste Kalb, das im Stall geboren wurde und das erste Böckchen, das im Frühjahr auf der Weide draußen zur Welt kam. Wer fromm war, der brachte das auf den Altar und verbrannte es Gott zum Geschenk. Wer fromm war, der schenkte Gott das Beste, was er hatte, auch das erste Kind. Schöneres und Lieberes hatte er ja auf der ganzen Welt nicht. Drum meinten die Menschen, ein solches Opfer würde Gott von allen am besten gefallen, und wenn es ihnen auch sehr weh tat, daß sie ihr Liebstes hingeben sollten, so opferten sie es doch aus Liebe zu Gott. Das wußte

Abraham sehr wohl, so war es nicht nur hier in Kanaan, so war es auch in seiner früheren Heimat alte heilige Sitte gewesen. Aber da er solange kinderlos gewesen war, hatte er selten daran gedacht, und in der ersten Freude über Isaaks Geburt war es ihm auch nicht in den Sinn gekommen. Nun hatten ihn die Worte der Gäste an seine Pflicht erinnert. Ach, es war ja richtig, zu einem Freudenfest hatte er ja kein Recht, übers Jahr, wenn der Frühling wieder kam, dann mußte er ja den kleinen Liebling mitnehmen ins Gebirge und ihn dort an einer alten heiligen Opferstelle mit eigner Hand auf dem Altar töten. Ein jäher Schrecken faßte ihn bei dem Gedanken. Wie würde er das können, seinen Isaak töten! Er hatte ihn ja so lieb.

Abraham mußte zu seinen Gästen zurückkehren. Mit seiner Fröhlichkeit wars nun vorbei. Schweigsam und bedrückt saß er da, und als die Nachbarn früh aufstanden, um zu gehen, hielt er sie mit keinem Wort zurück. Sie dankten und gingen. Abraham saß in der Stube und stützte den Kopf in der Hand. „Was ist dir? fragte Sarah; du ärgerst dich wohl darüber, daß die Gäste so gleichgültig und verdrießlich waren. Laß sie, die wissen eben nicht, was es heißt, ein Kind bekommen, das man sich solange vergebens gewünscht hat. Denk nicht mehr an die, jetzt wollen wir an unser kleines Glück denken, was gehen uns die Leute an.“ Abraham nickte nur. Er wollte ihr sagen, was ihn drückte, aber dann konnte er das Schreckliche nicht über die Lippen bringen. Ein andermal wollte ers ihr sagen.

In der Nacht konnte Abraham nicht schlafen. Seine Gedanken drehten sich um den einen Punkt: er sollte Isaak opfern. Leise stand er auf und trat an die Wiege des Kleinen. Er lauschte auf die raschen Atemzüge, er beugte sich über ihn: Mein Liebling, dachte er, und du sollst nicht mir gehören, dich soll ich wieder hergeben! Sollte Gott das wirklich verlangen? Er hat ihn mir doch geschenkt, so spät. Ist das nicht ein besonderer Fall, eine Ausnahme? — Aber warum soll mir denn erspart sein, was alle Väter tun müssen? Nein, es ist doch nur ein Mangel an Frömmigkeit, wenn ich mein Kind behalten will. Ich weiß es wohl. Wer fromm ist, fragt nicht nach seinen eigenen Wünschen, dem geht Gottes Wille über alles. Daran kann man den Frommen erkennen, daß er das Liebste Gott hingibt — aber ich kann nicht —

ach Gott! — Er faltet die Hände, aber er kann doch nicht beten. Er will um Kraft zum Gehorsam bitten, aber er fühlt es deutlich, er wird es doch nicht tun. Es ist zu schwer. — Leise streicht er mit der Hand über die Decke, unter der das Kind schläft, „mein Glück" murmelt er. Dann kehrt er zu seinem Lager zurück. „Später will ich mich entschließen, es ist ja noch Zeit", so denkt er. Endlich, als schon das erste Morgenlicht heraufdämmert, schläft er ein. —

Monate gingen hin. Abraham hatte sich allmählich beruhigt. Er schob den Entschluß immer weiter hinaus. Bis die Zeit kam, wollte er sich wenigstens seines Glückes freuen. Immer seltener dachte er an das Furchtbare. Die Fröhlichkeit kam wieder. Oft konnte man ihn sehen, wie er den Jungen auf den Arm nahm und sich geduldig von den kleinen Händen den grauen Bart zausen ließ. Und wenn er auf der Bank vor dem Hause saß und zusah, wie Sarah den Kleinen fütterte, dann strahlte sein Gesicht vor Glück. So kam der neue Frühling. Isaak war nun bald ein Jahr alt und machte an den Händen der Mutter die ersten unbeholfenen Gehversuche. Da eines Tages war Abraham in den Busch gegangen, der nicht weit vom Hause eine Anhöhe bedeckte, um Bäume auszusuchen, die die Knechte fällen sollten. Auf einmal hörte er Gesang aus der Ferne. Er erschrak. War nicht morgen Frühlingsneumond? Er wußte, was der Gesang bedeutete. Er ging bis zum Waldrand und sah ins Tal hinunter. Da bewegte sich ein Zug von Menschen langsam und feierlich durch die Felder hin dem Gebirge zu, alle weißgekleidet. Und in der Mitte des Zuges ein Wagen von bekränzten Kühen gezogen. Deutlich schallten die ernsten, langsamen Gesänge zum Walde hinauf. Abraham wandte sich ab. Da zogen Väter zur Opferstätte im Gebirge, um Gott ihre erstgeborenen Kinder darzubringen. Eilig, wie ein Fliehender, kehrte Abraham nach Hause zurück. Lange saß er in seiner Kammer und suchte die aufgeregten Gedanken zur Ruhe zu bringen. Er war noch ganz bleich, als er wieder herunterkam, und aß fast nichts zu Mittag, daß Sarah besorgt war, er würde krank. Tagelang war er ganz verdüstert und sprach kaum ein Wort. Wenn seine Frau ihn fragte, was ihm fehlte, gab er eine ausweichende Antwort. Sein Schlaf wurde unruhig, oft fuhr er aus dem Traum auf und lauschte: ihm war, als hörte er wieder den Gesang des Opferzuges, die

weißgekleideten Gestalten kamen auf ihn zu, sie winkten ihm: Komm mit uns! Wo bleibst du noch? Hast du Gott vergessen? Komm! — Dann setzte er sich im Bett auf und drückte die Hände vors Gesicht und stöhnte: „Ich kann nicht, ich kann nicht". Die alte Qual war wieder da, die er meinte, überwunden zu haben. Alle Freude war ihm zerstört, der sonst so Fleißige konnte jetzt halbe Stunden die Sense ruhen lassen und ins Weite starren; oft kam er heim und setzte sich schwer auf die Bank und grübelte und fragte mit keinem Wort nach dem Jungen, den die Mutter eben zu Bett gebracht hatte. Und wenn seine Frau ihm von diesem und jenem erzählte, was geschehen war, hörte er kaum hin. Er schien für nichts mehr Interesse zu haben. Er fühlte sich ganz unglücklich. Das konnte nicht so weiter gehen. Dies fortwährende Grübeln und Sich-Quälen rieb seine Seele wund und machte ihn dazu noch unfähig zur Arbeit. Als er so wieder einmal einen Morgen im Felde gewesen war ohne recht arbeiten zu können, da blieb er auf dem Heimweg plötzlich stehen und sagte ganz laut vor sich hin: „Ich will nicht; ich geb ihn nicht her, niemals." Trotzig warf er den Kopf in den Nacken und ging mit starken Schritten weiter. „Wer weiß denn überhaupt, ob es Gott wirklich so haben will? Und wenn — ich kanns nicht und und ich tus nicht." Von da an wurde er ruhiger, er zwang sich dazu, die Sache zu vergessen, sie galt ihm als abgetan. Aber am Tage vor Neumond ging er fortan keinen Schritt vom Hofe, er wollte nicht daran erinnert werden.

Jahre vergingen. Isaak wuchs heran und war ein frischer, fröhlicher Junge geworden. Der Vater nahm ihn jetzt manchmal mit, wenn er übers Feld ging. Dann lief er munter neben ihm her und plauderte. Eines Tages ging Abraham zu einem Nachbarhof hinüber, um über einen Viehtausch zu verhandeln. Isaak durfte mitgehen. Als sie auf den Hof kamen, stand die Frau des Nachbarn vor der Tür. „Gib schön die Hand" sagte Abraham zu dem Kleinen und der streckte artig die Hand hin. Da lief die Frau mit einem Schrei ins Haus und schlug die Tür zu. Abraham biß sich auf die Lippen. Er sah einen Knecht an der Stalltür stehen und ging auf ihn zu und fragte nach seinen Herrn. Der zuckte nur die Achseln und gab keine Antwort. „Du, Vater", sagte der Kleine ängstlich, „die Leute sind aber nicht

lieb, komm, wir wollen weggehen". Schweigend schritt Abraham zum Hoftor hinaus wieder nach Hause. Jetzt hielt er die Hand des Jungen in der seinen. Der war auch ganz still geworden. Zu Hause aber kniete Abraham plötzlich neben ihm nieder und drückte ihn an sich. „Du bist mein, niemand soll dich mir nehmen, niemand." Sarah schüttelte verwundert den Kopf. „Was hat er nur wieder? Er ist jetzt oft so wunderlich." Aber sie fragte nicht.

Nicht lange danach kam eines Morgens der alte Großknecht Elieser ins Haus und brachte die Nachricht, daß die junge schwarze Kuh ihr erstes Kalb bekommen hätte. „Es ist ein kräftiges, schönes Tier, so recht zur Opfergabe passend."

Acht Tage darauf wurde es dann bekränzt und zu dem Altar geführt, den Abraham unter einer riesigen Eiche nicht weit vom Hause gebaut hatte. Knechte brachten Holz und einen Feuerbrand herzu, Abraham in langem weißem Kleid trat heran, schlachtete das junge Tier, legte es auf den Altar und zündete den Holzstoß an. Dann winkte er den Knechten. Die gingen ins Haus und Abraham trat nun vor den Altar, hob die Hände auf und betete. — Der Himmel war mit düsteren Wolken bedeckt. In der Ferne leuchteten einzelne Blitze. Die Flammen lecken an dem Holzstoß in die Höhe, der Rauch steigt auf in das breite Geäst der Eiche. Jetzt fährt ein Wind drüber hin, die Zweige rauschen, dichter Qualm hüllt Abraham ein. Er deckt die Hände vors Gesicht, ein Zittern überläuft ihn. Da eine Stimme — wie ferner Donner — deutlich glaubte er die Worte zu hören: „Abraham, gib mir deinen Sohn. Er ist mein. Opfere ihn auf dem heiligen Berge!" Abraham war in die Knie gesunken und beugte sich zur Erde. Als er sich erhob, war er totenbleich. War das Gottes Stimme, die ihn an seine Pflicht gemahnt hatte? — Er mußte gehorchen, nun mußte er es doch tun, das Furchtbare.

Ins Haus zurückgekehrt traf er gleich die nötigen Anordnungen für die Reise am nächsten Morgen, befahl, einen Esel zu satteln und spaltete selbst etwas Brandholz. Seiner Frau sagte er, daß er eine Reise unternehmen müßte. „Gott hat mein Opfer nicht angenommen. Drüben im Walde weiß ich einen heiligen Ort, da will ich noch einmal opfern und beten. Vielleicht erhört er mich dann. Isaak soll mich begleiten." Der Junge — er war jetzt schon acht Jahre alt —

hatte schon draußen vom alten Elieser gehört, daß er mitsollte und kam nun hereingesprungen: „Mutter, ich darf mit, ja, Elieser hat es gesagt.“ Abraham wandte sich ab und machte sich am Schrank zu tun, um seine heiß aufsteigenden Tränen zu verbergen. Wie sich der Junge auf seine erste Reise freute! Tausend Dinge hatte er zu fragen, gleich war er wieder im Stall, um dem Esel noch etwas Hafer zu geben. — der mußte doch auch tüchtig Futter haben vor der weiten Reise. Gleich wieder saß er auf einem Baumstamm im Hofe und schnitzte an seinem kleinen Bogen, den er natürlich auch mitnehmen mußte. Es ging ja durch den Wald, und wenn da nun Löwen kamen oder Räuber. Sie sollten nur kommen, dachte Isaak und schwenkte seinen Bogen. Wie er sich freute! Und jeder frohe Ruf und sein helles Kinderlachen schnitt Abraham ins Herz wie mit scharfen Messern. Er mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht laut aufzuschreien. Am Abend, als Isaak schon schlief, ging er zum Altar unter der Eiche. Da kniete er hin und betete und weinte. — Es war dunkel geworden, als er aufstand. „O Gott, was verlangst du von mir stöhnte er, doch du befiehlst, ich muß gehorchen.“ —

Früh am Morgen brach man auf. Der Esel wurde mit dem Holz und einigem Mundvorrat beladen. Zwei junge Burschen führten das Tier. Nun kam das Abschiednehmen. Stumm schloß Abraham sein Weib in die Arme, strich ihr leise über das graue Haar und küßte sie auf die Stirn, dann riß er sich los. „Leb wohl, bete für mich,“ mehr brachte er nicht heraus. Er ging, Isaak zu holen, der stand draußen bei dem Esel und fragte mit Ungeduld die Knechte, ob es nun Zeit wäre, und ob sie auch schon einmal eine so weite Reise gemacht hätten, und ob der Esel auch heut morgen tüchtig zu fressen gekriegt hätte. Der Vater nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu Sarah: „Sag der Mutter lebwohl.“ Die Mutter kniete bei ihm und küßte und streichelte ihn lächelnd: „Sei auch hübsch artig und bleib immer beim Vater, daß du dich nicht im Walde verläufst. Denk auch mal an Mutter, wenn du auf der Reise bist.“ Der Kleine nickte ernsthaft. Noch einen herzhaften Kuß: „So nun lauf und Gott behüte dich.“ — Noch ein Winken und Grüßen, dann trieben die Knechte den Esel an, Abraham nahm den Jungen bei der Hand, so gings hinaus. Sarah an der Türe sah ihnen nach. Immer wieder blieb Abraham stehen und winkte zurück, und oben am Buschrand,

da nahm er Isaak auf die Arme, hob ihn hoch und zeigte ihn noch einmal der Mutter, die ihnen noch immer nachblickte. Dann waren sie im Walde verschwunden. —

Nun ging es stundenlang durch den Wald, dann über eine große Heide ein wenig bergan. Den kleinen Isaak hatte man bald auf den Esel gesetzt, einer der Knechte ging nebenher und hielt ihn. So kam man rasch vorwärts. Gegen Abend waren sie wieder im Wald, das Gebirge stieg schon kräftig an. In einer Höhle blieben sie über Nacht. Die Knechte zündeten draußen ein Feuer an und sammelten dürres Laub zum Nachtlager. Am andern Morgen in der Frühe gings weiter. Abraham ließ die Knechte einige glühende Holzstücke vom Lagerfeuer in einem Topf mitnehmen, den der Esel trug. Nach kurzer Wanderung traten sie auf eine Lichtung hinaus, und vor ihnen lag eine waldige Berggruppe. Abraham ließ Halt machen. „Ihr bleibt hier," sagte er zu den Knechten, „bis wir zurückkommen. Wir gehen auf den Berg und opfern." Dann nahm er die Holzbürde vom Rücken des Esels und lud sie sich auf, gab auch Isaak einige Scheite zu tragen, ließ sich den Topf mit dem Feuer geben und so stiegen die beiden mit einander langsam bergauf. Stolz trug Isaak die Holzscheite, die Knechte, die doch viel größer waren als er, die mußten unten bleiben, er durfte dabei sein. Schweigend ging Abraham seinen Weg, mit starrem Blick sah er vor sich auf die Erde. „Vater" sagte Isaak auf einmal. „Ja, was ist?" „Unser Holz haben wir und Feuer auch, aber wo ist denn das Schaf zum Opfern? Das haben wir nun ganz vergessen." Abraham schüttelte den Kopf und antwortete leise: „Nein, mein Sohn, ich habs nicht vergessen. Ein Tier wird sich schon finden, Gott wird uns zeigen, was wir opfern sollen". Schweigend ging er weiter und wenn Isaak ihn nach einem Vogel fragte, der vor ihnen aufflog, oder nach einer Blume, die er der Mutter mitbringen wollte, dann gab er nur kurze Antwort oder seufzte nur. Dann sah Isaak den Vater scheu an und fragte nicht mehr. Endlich war die Höhe erreicht. Von hohen dunklen Bäumen eingeschlossen war da ein freier Platz. Feldsteine lagen umher, auf den Boden hier und dort Aschenreste, in der Mitte eine kreisrunde Grube, nicht weit davon ein viereckiger aufgeschichteter Steinhaufen. Sie waren am Ziel. Abraham warf die Holzbürde auf den Boden, blies die glühenden Holzstücke

im Topf zu neuer Glut an und stellte ihn neben den Altar. Isaak hatte sich auf einen Baumstumpf gesetzt und sah neugierig zu. Der Vater trat nun vor dem Altar, kniete und beugte sich tief, daß die Stirn den Boden berührte. Er betete. Isaak hörte seinen keuchenden Atem, der Vater zitterte. Nun stand er auf, holte das Holz, schichtete es auf dem Altar auf, kam zurück und nahm den Strick auf, mit dem die Bürde gebunden gewesen war. Einen Augenblick hielt er inne und blickte zum Himmel, dann biß er die Zähne zusammen und trat auf Isaak zu. Schweigend band er ihm mit dem Stricke Arme und Füße zusammen, hob ihn auf, trug ihn zum Altar und legte ihn auf das Holz. Mit weitoffnen Augen starrte Isaak angstvoll den Vater an. Der zog langsam das lange Messer aus dem Gürtel. Es wurde ihm dunkel vor den Augen, die Hand zitterte. Da — eine Stimme — rief sie nicht: Abraham? Jetzt wieder. Vom Himmel her. „Halt ein. Tue dem Knaben nichts. Um meinetwillen wolltest du dein Liebstes hergeben. Aber ich will solche Opfer nicht!"

Starr mit geschlossenen Augen stand Abraham und lauschte auf die Gottesstimme. Das Messer war seiner Hand entfallen. Nun blickte er auf, sah den Knaben auf den Altar gebunden, er lebte, er hatte ihm noch nichts getan. Schnell bückte er sich nach dem Messer, im Nu hatte er den Strick zerschnitten, hob den Knaben herunter und drückte ihn an die Brust. Tränen liefen ihm übers Gesicht, er lachte und weinte zugleich. Immer wieder küßte er den Jungen und streichelte ihn. „O mein Sohn, mein Liebling. Daß ich dich habe! Mein bist du. O, was hab ich tun wollen in meiner Gewissensnot. Es war nicht Gottes Wille. So grausam ist er nicht. Ich hab dich wieder, ich bring dich der Mutter wieder." — Isaak fing auch an zu weinen. Er verstand gar nicht, was mit ihm geschehen war. Aber so bange war ihm gewesen, so bange. Nun schmiegte er seinen Kopf an die Brust des Vaters und weinte. „Armer Junge", tröstete der ihn, „so hab ich dich erschreckt. Sei nicht bang, dir geschieht ja nichts. Du mußt nicht mehr daran denken. Komm!" Auf seinen Armen trug er ihn zum Waldrand und setzte ihn nieder und trocknete ihm die Tränen. „Vater" rief da auf einmal der Kleine, „sieh doch Vater, da . ." Abraham sah auf. Da bemerkte er im dichten Unterholz einen Widder. Der hatte sich mit seinen langen krummen Hörnern in den Zweigen

verfangen und konnte nicht loskommen. Mit ein paar Schritten war Abraham bei ihm, machte ihn los und zog ihn an den Hörnern zum Altar. „Siehst du, Isaak, ich wußte ja, Gott würde uns schon ein Tier zum Opfer zeigen. Nun wollen wir richtig opfern.“ Der Widder war schnell getötet. Das Blut floß in die Grube, und bald loderte die Flamme auf dem Altar und der Rauch des Opfers stieg zum Himmel auf. Abraham stand dabei und betete. O, so hatte er noch nie aus tiefstem Herzen Gott gedankt, wie jetzt! Als das Feuer ausgebrannt war, vergrub Abraham die Asche und dann machte er sich mit Isaak auf den Heimweg. Wie war die Wanderung nun anders als auf dem Hinwege! Fröhlich plauderte und lachte der Vater mit dem Jungen, nun hatte er ein Ohr für das Singen der Vögel und half Isaak Blumen pflücken für die Mutter. Und nun erst als sie wieder nach Hause kamen. Isaak saß auf dem Esel und hielt seine Blumen und der Vater führte das Tier am Zaum. So zogen sie in den Hof ein. Die Mutter stand an der Tür. Da hob Abraham den Knaben von seinem Reittier und brachte ihn der Mutter. Nachher aber erzählte er ihr allein die ganze Geschichte, was er hatte tun wollen und wie es dann gegangen war. Sarah erschrak. Aber dann wurde auch sie froh, daß Gott ihnen aus allem Irrtum herausgeholfen hatte. Und ihren Isaak hatten sie nun noch viel lieber als sie ihn schon vorher gehabt hatten, und aller Druck und alle Not war nun Abraham vom Herzen genommen.

Die vorliegende Bearbeitung ist als Erzählung für die Mittelstufe gedacht. Für die ganz Kleinen ist sie so zu kompliziert in der ganzen Anlage, auch in der Sprache nicht immer kindlich genug. Auf der Unterstufe wird man vereinfachen müssen, am besten so, daß als einziges Motiv zur Opferung die durch die allgemeine, deutlich bebekundete Meinung der Nachbarn erregte Gewissensstimme erscheint. Abraham tut schließlich, was alle tun, und wird dann eines Besseren belehrt. Die erste Stimme bleibt dabei ganz weg, denn sie wird die Kleinen nur verwirren. Den Größeren aber wird es nicht schwer werden, in diesem Befehl bei dem Opfer unter der Eiche die Stimme des eignen mahnenden Gewissens zu erkennen, die hier nicht Gottes Stimme ist. Denn sie hat zwar Gewalt über Abraham, weil sie befiehlt, was er selbst für recht hält, aber sie ist nicht Gottes Stimme, denn sie befiehlt, was Gott nicht will und nur fälschlich von den Menschen bisher für sein Gebot gehalten wurde. Das ist freilich eine wesentliche Abweichung vom biblischen Text, aber, wie mir scheint, eine unvermeidliche. Den Kindern beides als Gottes Befehl darstellen, die Forderung des

Opfers und das nachträgliche Verbot und die Geschichte als eine Glaubensprobe zu behandeln, ist unmöglich. Es wäre eine schlimme Versündigung an dem religiösen Denken des Kindes, wollte man ihm die Sache so darstellen. Wo die Geschichte in dieser Weise verstanden wird, ist es mit einem Glauben an die Vaterliebe Gottes für lange Zeit vorbei. Um den Glauben eines Menschen zu erproben, sein Vaterherz derart grausam zu foltern, ist nie und nirgend sittlich recht und von Liebe tausend Meilen weit entfernt. [1]) Alle Bewunderung der Glaubensgröße des Abraham hilft über dies Empfinden nicht hinweg, ja der Glaube Abrahams wird eher als ein unwürdiger Kadavergehorsam empfunden. Durch die übliche Behandlung bleibt die Geschichte zwar auf der Unterstufe ganz eindruckslos, aber später wird der Anstoß um so stärker empfunden. Also wird man ihnen selbst den Anstoß beseitigen müssen, denn es ist doch wohl nicht pädagogisch, bei einer Geschichte darauf zu rechnen, daß die Kinder glücklicherweise noch zu dumm sind, um sie zu verstehen. Soll also die Geschichte in der Schule erzählt und nicht bloß auf der Oberstufe von religionsgeschichtlichem Standpunkt besprochen werden, so darf der Befehl zum Kindesopfer nicht als Gottesbefehl erscheinen, sondern muß in ein Menschengebot oder auf reiferer Stufe in ein Gebot des irrenden Gewissens verwandelt werden.

Jakob und Esau.

Isaak und Rebekka hatten zwei Söhne. Der ältere hieß Esau, ein langer, schlanker Junge, der mit seinem großen Hund über den breitesten Graben sprang und durch reißende Wasser watete, und dem die wirren Haare immer über die feuchte, heiße Stirn hingen. Sein jüngerer Bruder Jakob war kleiner und ein wenig rundlicher, er hatte einen Kaninchenstall, den er sich selbst gebaut hatte und einen kleinen Garten, in dem er Gemüse und Kohl für seine Mutter und seine Kaninchen zog. Da arbeitete er still und sorgfältig, und wenn er zum Essen kam, wusch er sich die Hände und

[1]) Vergl. das Motiv der „Probe" in Schillers ‚Handschuh' und die dadurch ausgelöste Empfindung: „Den Dank begehr ich nicht." Die Grausamkeit ist freilich in Isaaks Opferung noch viel größer. Und wenn Religionsbücher an diese Geschichte dann Sprüche anschließen wie, I. Joh. 5 3: „Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer" oder die Katechismusworte: „wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen", so weiß man nicht, wie man solche ungeheuerliche Vergewaltigung des Wahrheitssinns und des religiösen Empfindens der Kinder parlamentarisch bezeichnen soll.

zupfte die Jacke zurecht. Niemand durfte in seinen Garten hinein, er trug immer den Schlüssel bei sich, die Erbsen und Bohnen für seine Mutter pflückte er selbst und ließ sie sich mit Kirschen oder Aepfeln oder kleinen Kuchen gut bezahlen. Esau mochte auch immer so gern einmal mit den Kaninchen am Gitter spielen, aber Jakob erlaubte es nur ganz selten. wenn Esau ihm ein neues wildes Kaninchen gefangen hatte oder wenn er eine schöne Feldblume vorsichtig mit der Wurzel ausgebrochen und unverletzt mit nach Hause gebracht hatte, so daß sie im Gärtchen weiter blühen konnte. Nun, und das war für den wilden Esau ein schweres Stück und gelang ihm nur sehr selten.

Die beiden Jungens wurden älter und wurden schließlich junge Männer. Oft ging der Vater mit seinem Aeltesten über die Aecker und die Wiesen, auf denen das Vieh weidete, durch die Ställe und Scheunen und zeigte und erklärte ihm alles. Denn Esau sollte einmal über das alles Herr werden, weil er der Aelteste war, und der Vater hoffte doch, daß Tiere und Aecker unter seiner Pflege gedeihen und nicht verkommen würden. Esau hörte auch zuerst den Worten des Vaters immer aufmerksam zu, aber wenn es lange dauerte, wanderten seine Gedanken in den grünen Wald, oder die Augen folgten dem Raubvogel hoch in der Luft, die Hände bewegten sich leise, als ob sie den Bogen spannen wollten, und auf der Stirn konnte man deutlich die Frage sehen „ob ich den wohl herunterschießen könnte?" Wozu sollte er auch so eifrig zuhören, wenn es ihm doch so langweilig war? Es kam ja nichts weiter drauf an, er wurde einmal der Herr über das riesige Gut, und Jakob, der alles so gut verstand, mußte, weil er der Jüngere war, sein Knecht werden. So war ja alles in Ordnung. — Heute hatten sie lange bei der Pferdekoppel gestanden, und der Vater hatte ihm die einzelnen Tiere beschrieben, warum das eine sich zum Ackerbau eignete und das andere, um den Wagen zu ziehen, wie die Beine aussehen müßten, wie das Fell, wie Hals und Kopf. Esaus Augen hingen an einem prächtigen Braunen, den er selbst vor wenigen Tagen draußen auf der Heide eingefangen hatte. Der sprang noch wild umher, duldete nicht, daß Menschenhände ihn berührten und war also noch lange nicht zur Arbeit zu gebrauchen. „Vater, den will ich mir zähmen", sagte Esau und seufzte ordentlich auf vor Verlangen nach

dem Tier. Der Vater runzelte die Stirn: er hatte grade von einem alten Ackergaul gesprochen, und der Junge hatte also wieder nicht zugehört! Doch sagte er „versuch's" und gab ihm noch Anweisungen, wie man so ein Tier zähmen müsse. Esaus Augen brannten vor Freude, aber zugehört hatte er wohl doch nicht recht.

Noch am selben Tage trat er an seine neue Aufgabe heran. Er versuchte es auch mit guten Willen, aber das Pferd war natürlich störrisch und ließ sich nichts gefallen. Da ging ihm schnell die Geduld aus und er dachte: „Morgen geht's besser". Aber so dachte er von einem Tag zum andern, und es wurde nicht besser. Für das Tier war's eine Qual und es lernte doch nichts, und ihm selbst war's langweilig. Da dachte er: „Wozu sollen wir uns beide abrackern, der arme Gaul und ich?" Er machte die Koppel auf, und in frohen Sprüngen jagte das junge Tier wieder in die freie Weide hinaus. Beim Mittagessen erzählte Esau fröhlich von seiner Befreiungstat, aber niemand war mit ihm einverstanden. Der Vater brummte etwas von kindischer Ungeduld, die Mutter schalt laut und eifrig: „Aus dir wird auch im Leben nichts", Jakob sagte nichts, aber er seufzte tief, und seine Augen hatten einen bösen Glanz. Wie oft mußte er es denken, bei Tag über der Arbeit und nachts vor dem Einschlafen: wenn er der Herr wäre und Esau der Knecht, er der Aeltere und Esau der Jüngere, da sollte es wohl besser werden mit Haus und Hof. Er würde schon klug wirtschaften und alles sauber im Stande halten, er würde Jungvieh und Korn zu den höchsten Preisen verkaufen, er würde das Geld zusammenhalten und keinen unnützen Groschen ausgeben. Er würde — er würde, aber es war nun einmal anders, Esau war zuerst geboren, und wer die Erstgeburt hatte, erbte das Gut, so war es immer gewesen. Der dumme, gutmütige Waldmensch sollte Herr werden, und er, der kluge, geschickte Jakob, sein Knecht. Solche Gedanken lauerten hinter Jakobs Augen, und er sah finster auf Esau und sprach kein Wort.

Einige Zeit darauf war Esau morgens vor Tagesanbruch in den Wald gezogen zum Jagen. Die Sonne kam herauf, und der Tag wurde heiß. Jakob war draußen in den Aeckern, ein Stoppelfeld umzupflügen. Gradlinig zog er Furche um Furche, seine Augen sahen fest gerade aus, aber

darin ſtanden noch andere Gedanken als nur vom Pflügen. Es war, als ob ſie voll Liebe über die friſchaufgeworfene ſchwere Erde blickten: „Du guter, fruchtbarer Boden, wärſt du mein, ich der Herr und mein das Land, wäre ich der Erſtgeborene!“, und dann ſah er mit düſteren Blicken nach dem fernen Waldſaum hinüber. Es mochte ihm wohl ſchwer genug ſein, daß Eſau, der vom Ackerbau und der ganzen Landwirtſchaft ſo wenig verſtand, bloß wegen ſeiner Erſtgeburt das ganze Erbe bekommen ſollte.

Als das Feld fertig war, ging Jakob heiß und müde heim, und weil es bis zum Mittageſſen noch eine gute Weile dauern konnte, nahm er die Linſen, die er am Morgen zum Einweichen ins Waſſer getan hatte und kochte ſich einen dicken Linſenbrei. Er ſtand noch am Herd und rührte in ſeinem Kochtopf, da wurde die Haustür ſchwer ins Schloß geworfen und mit vollgepackter Jagdtaſche kam Eſau in die Stube. Die Jagdbeute flog auf den Fußboden, und der müde Jäger warf ſich auf ein Strohlager in der Ecke. Aber nach wenigen Minuten richtete er ſich wieder ein wenig auf und ſtöhnte: „Menſch, was habe ich für 'nen Hunger“. Jakob antwortete nicht, da kam es wieder aus der Ecke: „Haſt du gar nichts für mich zu eſſen?“ „Nein“, ſagte Jakob und drehte ſich nicht um. Jetzt aber ſetzte Eſau ſich ganz aufrecht und ſah neugierig zu ihm hinüber: „Was kochſt du denn da Rotes?“ „Linſen“ antwortete Jakob. „Gieb mir die Hälfte“, bat der Bruder. „Es ſind nicht viele, gab Jakob zurück, dann werden wir beide nicht ſatt“. „Dann gib ſie mir alle!“ „Was fällt dir ein, ich bin müde, ich habe gearbeitet, und die Linſen habe ich für m i ch gekocht, koch dir ſelbſt etwas.“ „Das dauert zu lange, Junge, ich komme um, wenn du mir den roten Brei nicht gibſt.“ Da drehte ſich Jakob langſam zu ihm, und ſeine Augen glühten, aber Eſau ſah es nicht. „Gut“, ſagte er, „du ſollſt die Linſen eſſen, aber was gibſt du mir dafür?“ „Was du willſt, iſt mir alles gleich.“ „Schön“, antwortete Jakob, „dann verkaufe mir deine Erſtgeburt.“ Eſau lachte laut auf: „Die Erſtgeburt? die ſollſt du haben, was hilft ſie mir, wenn ich vor Hunger ſterbe?“ Und dabei griff er ſchon mit gierigen Händen nach der Schüſſel. „Halt“, ſagte Jakob ſehr ruhig, „ſchwöre mir erſt, daß ich der Erſtgeborene ſein ſoll.“ „Meinetwegen“, und Eſau leiſtete den Schwur. Da gab ihm Jakob

die Linsenschüssel und Brot dazu, und Esau schlang es hinunter, wie ein gieriger Wolf. Jakobs Augen leuchteten vor Freude, aber Esau merkte es wieder nicht, und als er satt war, ging er fort und dachte nicht mehr an das, was er eben getan hatte.

Aber um so mehr dachte Jakob daran. Manchmal wollte ihm die Freude über den ungeheuren Gewinn fast das Herz zersprengen, oft quälte ihn die Angst, ob das Erbe ihm nicht doch noch entgehen werde. Schließlich konnte er seine Aufregung nicht mehr bemeistern, da erzählte er seiner Mutter die ganze Geschichte. Jakob war Rebekkas Lieblingssohn, und es war ihr schon immer ein Schmerz gewesen, daß das ganze Gut einmal in Esaus nachlässige Hände kommen sollte. Als sie nun von dem Handel hörte, leuchteten ihre Augen auf, aber gleich wurde sie sehr nachdenklich und sagte: „Höre Junge, das nützt dir nichts, der Vater fragt ja doch nicht danach, was ihr miteinander ausgemacht habt. Wenn du es ihm auch erzählst, er wird doch Esau segnen, und dann hat Esau das Erbe und niemand kann es ihm mehr nehmen. Denn ohne den Segen des Vaters nützt dir auch die Erstgeburt nichts; wer gesegnet ist, der ist der Erbe". Jakob furchte die Stirn und sah die Mutter scharf an: „Dann muß ich mir eben den Segen des Vaters verschaffen", sagte er leise, „willst du mir dabei helfen?" „Gern", antwortete Rebekka, und sie tuschelten leise mit einander.

Monate vergingen. Der Vater alterte in der letzten Zeit sehr stark, seine Augen waren so schwach geworden, daß er fast nichts mehr sehen konnte, in Wind und Wetter hatte er schon lange nicht mehr hinaus gekonnt, jetzt lag er gar den ganzen Tag auf dem Bette, müde und von Schmerzen geplagt. Die andern hatten zu arbeiten, so war er viel allein, dachte an seinen nahen Tod und an die Zukunft seiner Kinder. Und einmal, als er Esau im Zimmer hantieren hörte, rief er ihn zu sich heran und sagte: „Geh hinaus in den Wald, mein Sohn, erlege ein Wild und mache es mir zurecht, wie ich es gern habe, daß ich noch einmal vor meinem Tode mit dir esse und dann den Segen über dich spreche, durch den du das Erbe bekommst". Esau ging still hinaus. Rebekka aber hatte an der Tür gehorcht, lief zu Jakob und beriet mit ihm, was zu tun wäre. Sie schlachteten schnell zwei junge Böckchen von der Herde und bereiteten sie zu, wie man Hasen zubereitet. Jakob zog Esaus gute Kleider an und trug das Gericht dem

Vater hinein. Leise rief er ihn an: „Vater." Da richtete sich der blinde Greis auf und fragte erstaunt: „Wer ist da?" „Ich bin es", antwortete Jakob, „dein erstgeborener Sohn Esau, ich habe dir ein Wildpret bereitet, wie du gesagt hast, nun steh auf, iß und segne mich dann." Aber der Vater war nicht so schnell dazu bereit, ihm kam die Stimme des Sohnes doch seltsam vor, so rief er ihn zu sich heran und betastete seine Kleider. Als er aber fühlte, daß es Esaus Kleider waren, ging ein Lächeln über sein Gesicht und er setzte sich zum Mahle. Nach dem Essen kniete Jakob nieder, der blinde Vater legte ihm die zitternde Greisenhand auf den Scheitel und sprach mit feierlicher Stimme: „Gott gebe dir vom Tau des Himmels und fruchtbar schweres Ackerland und Korn und Wein die Fülle; sei ein Herr über deinen Bruder, deiner Mutter Sohn soll sich vor dir beugen". Danach küßte er ihn.

Jakob stand auf und ging mit tiefgesenktem Kopf hinaus, auch seine Mutter, die draußen wartete, konnte ihm nicht in die Augen sehn.

Kaum aber war Jakob gegangen, da kam Esau heim und trug ein junges Rehzicklein über der Schulter. Nach Jägerart machte er das zarte Tier schnell fertig und trug es dann zum Vater hinein. „Vater", rief er fröhlich, „mein Wildpret ist fertig, komm und iß." Erstaunt wandte der Greis den Kopf und starrte mit leeren Augen nach der Tür; kaum hörbar fragten seine Lippen: „Wer bist du?" „Wer ich bin?" sagte Esau, „ich bin dein ältester Sohn Esau." Da fing der Alte an zu zittern, sein fahles Gesicht wurde noch einen Schatten bleicher und seine Stimme war dem Weinen nahe, als er sprach: „Wer war denn der, der mir eben ein Wildpret brachte? Den habe ich gesegnet; das ist nicht mehr zu ändern, der bleibt auch gesegnet". Da jammerte Esau laut auf und schrie: „Vater, segne mich auch, mein Vater!" Aber der Vater schüttelte weinend den Kopf und klagte: „Jakob ist mit List gekommen und hat dir den Segen gestohlen, ihm gab ich das Erbe, was hab ich nun übrig, dir zu geben mein lieber Sohn?" Da warf Esau den Kopf auf den Tisch und weinte laut auf, und dem Vater liefen die Tränen über die hageren Wangen, während er mit den gekrümmten Fingern leise über des Sohnes wirre Locken strich.

Um unsre Darstellung der vorliegenden Erzählung zu rechtfertigen, sei es mir gestattet mit wenigen Worten auf ihren ur-

sprünglichen Sinn einzugehen. Israel erzählt eine Sage von seinem Stammvater Jakob (auch genannt Israel), es ist ohne weiteres selbstverständlich, daß diese Sage zu Jakobs Ruhm erzählt ist. Das späte Geschlecht freut sich an der intellektuellen Ueberlegenheit, an der Verschlagenheit seines Ahnherrn. Und in diese Freude mischt sich keine sittliche Kritik ein, denn das sittliche Gewissen hat auch seine Geschichte und war damals noch nicht so feinfühlend wie heute. — Aber die Sage handelt auch von Esau (oder Edom), dem Stammvater der feindlichen Edomiter, und es ist wieder selbstverständlich, daß sie diesen schmähen will. Und sie ist in ihrem Spott nicht fein, für heutiges Urteil sogar gemein. Denn sie begnügt sich nicht damit, über Esaus Dummheit, Tölpelhaftigkeit und Gier zu lachen, sondern sie macht auch ihre schonungslosen Witze über seine körperlichen Eigentümlichkeiten: indem Jakob sich ein Ziegenfell um die Arme wickelt, gelingt es ihm Esaus haarige Haut täuschend nachzuahmen. Das ist harter Spott[1]).

Wenn wir nun in der Schule diese Erzählung wie die Odysseussagen als ein Denkmal einer niedrigeren Kultur und Sittlichkeit behandelten, so könnten wir alles so darstellen, wie es gemeint ist. Aber wenn auch Kulturgeschichte und Sittengeschichte in die Kompetenz des Religionsunterrichts gehörten, so könnten wir uns doch mit solcher Betrachtung nicht an die Kinder der Unterstufe wenden, die zum erstenmal von Jakob und Esau hören. Hier müssen die Geschichten unbedingt so dargeboten werden, daß sie persönlich nacherlebt und ins eigne sittliche oder religiöse Leben hineinbezogen werden können. Dann ist es aber ausgeschlossen, daß wir Jakobs Durchstechereien verherrlichen und uns über Esaus Aeußeres lustig machen. Die Lehrer haben diese Not stets empfunden und haben wohl die Geschichte fast immer mit schwerem Herzen behandelt. Abwechselnd ist Jakob rein gewaschen und mit Schmutz beworfen worden, beides historisch nicht berechtigt und beides gleich gefährlich. Denn das Reinwaschen gelingt nicht und weckt Mißtrauen gegen den Lehrer, das Verurteilen aber muß immer peinlich wirken, weil ganz deutlich zu sehen ist, daß der alte Erzähler Gott auf die Seite Jakobs stellt[2]).

Wir haben dies Dilemma zu vermeiden gesucht dadurch, daß wir einen völlig anderen Weg gingen, daß wir nämlich die Geschichte von einem andern Standort, von Esaus Seite aus, erzählten. Wir haben die beiden Geschichten vom Linsengericht und vom

[1]) Vgl. Hermann Gunkel: Kommentar zu Genesis. S. 271 und S. 281 ff. Dieser Kommentar, obgleich er nur einen kleinen Bruchteil des biblischen Erzählungsstoffes umspannt, führt doch, wie vielleicht kein zweiter, in das Verständnis der israelitischen Geschichtenwelt ein.

[2]) Wie auch Athene auf der Seite des listigen Odysseus steht.

Segenbetrug, die ursprünglich nicht zusammen gehören, fest ineinander gefügt, indem wir die zweite stark kürzten, alles Humors entleerten und behandelten als die Katastrophe eines tragisch angelegten Konfliktes. Esau ist der tragische Charakter, der durch Mangel an Selbstzucht an den harten Wirklichkeiten des Lebens zerscheitern muß. An ihm allein haftet nun das sittliche Interesse, Jakob ist nichts als der Anlaß, der den Sturz herbeiführt. Doch glauben wir, auch Jakobs Tat verständlicher gemacht zu haben. Es kam uns selbst etwas wie Jörn-Uhl-Stimmuug an, als wir uns in seine Sehnsucht nach dem Besitz des Landes hineinzufühlen suchten. Und von da aus wird nachher auch begreiflicher, daß Gott selbst ihm und seinen Nachkommen den Ackerboden Kanaans unter die Hände gibt.

Unser heutiger Lehrplan enthält manche Geschichten, die für den Lehrplan unbrauchbar, ja fast unmöglich erscheinen. Einigen stehen auch wir bisher ratlos gegenüber. Wir haben zur Treue gegen die Texte ermahnt, aber solchen Stoffen gegenüber gilt unsre Mahnung nicht. Vielmehr empfehlen wir das in der vorliegenden Erzählung von uns angewandte und oft als eine Lösung empfundene Mittel, die Geschichte von einem andern Standort, von einem andern Helden aus neu zu gestalten [1]).

In der Wüste.

... Von der großen Hitze und dem schlechten Wasser waren viele Kinder krank geworden. Auch Josaphats dreijähriger Junge, der kleine Amon, lag seit zehn Tagen im Fieber. Aber nun mußte es ja besser werden, vorgestern waren sie in die Oase gekommen, die wie ein weiter, wilder Garten in der Wüste lag. Da gab es klares, kühles Quellwasser, frische Luft, auch Fleisch und Brot. Ach, wie herzlich wünschte Silpa, Amons Mutter, daß sie hier bleiben könnten. Und viele, viele Mütter und Väter wünschten es mit ihr, besonders die jungen, die noch kleine Kinder hatten. Wie welke Blumen waren die Kinder in der letzten Zeit gewesen, müde und bleich, jetzt blühten sie wieder auf, spielten und jauchzten im kühlen Schatten; außer denen freilich, die noch immer krank in den Zelten lagen wie der kleine Amon. Ja, wenn man hier bleiben könnte! Tiefer als sonst hatten die Männer die Zeltpflöcke in die Erde gerammt, sie sollten da ein paar Monate fest stehen; behaglicher als sonst hatten

[1]) Diesen Weg geht auch Foerster in seiner Besprechung des Linsengerichts. Vgl. Foerster: Jugendlehre S. 144 ff.

atmete er tief und gleichmäßig wie ein gesundes Kind. Da die Frauen ihr bischen Hausrat ausgebreitet, sie wollten so bald nicht an die Weiterreise denken. Hoffnungsvoller als bisher blickten Josaphat und Silpa auf den kleinen unruhigen Schläfer, dessen schmales Gesichtchen im Fieber glühte. Hier mußte er ja gesund werden. So dachten sie alle, ja sie hielten es für sicher, daß man in dieser Oase vorläufig, ja vielleicht für immer bleiben werde. Heute morgen war Moses, der große Moses, durch das ganze Lager gegangen; natürlich waren sie alle vor die Zelttüren getreten und die Kinder ihm schon von weither entgegengelaufen. Wie freundlich hatte er gelächelt, als ihm die Männer die Fruchtbarkeit der Oase rühmten und die Frauen die roten Backen ihrer Kinder zeigten. Gewiß war er selbst froh, daß sie einen schönen Ort zum Bleiben gefunden hatten. Wozu auch dies ewige Wandern durch die gräßliche unbekannte Wüste, die vielleicht überhaupt kein Ende hatte.

Aber die Leute irrten sich, Moses hatte aus einem andern Grunde gelächelt, nämlich weil er merkte, was die Leute sich wünschten und weil er das voraus gewußt hatte. Am Abend saß er in schweren Gedanken in seinem Zelt. Die Hand tief in das dichte Haar gewühlt, starrte er vor sich hin, mutlos und traurig. Er hatte heute so viele glückliche Augen gesehen, und morgen mußte er sie alle wieder unglücklich machen. Er wußte es wohl, wenn sie hier blieben, so würden sie in kurzer Zeit mit den umwohnenden Heidenvölkern zusammenkommen, sich mit ihnen vermischen, die Heidengötter anbeten und ihre Heimat und ihren Gott vergessen. Das durfte nicht sein, das zu verhindern war er an seinen Platz gestellt, er war verantwortlich für die Treue dieser Tausende, die jetzt ihre Abendsuppe aßen und an nichts weiter dachten. Also wieder vorwärts, in die schauerliche Wüsteneinsamkeit hinein, der Heimat entgegen. Er neigte den dunklen Kopf tief auf die Tischplatte, ihm war, als ob Gottes Hand schwer auf ihm lag. Und wie ein Stöhnen kam es von seinen Lippen „hilf mir". So lag er lange, als er sich aber endlich wieder aufrichtete, hatte ein starker Wille die Mutlosigkeit aus seinen Augen verdrängt, mit festen Schritten ging er noch ein paar Mal im Zelte auf und ab, und legte sich dann unter weicher Decke zur Ruhe.

Für Josaphat und Silpa wurde es eine gute Nacht; der kleine Amon wurde gegen Abend immer ruhiger, und endlich

konnten auch sie sich wieder einmal nach mancher schlaflosen Nacht sorglos zur Ruhe legen. Aber kaum dämmerte der Tag herauf, da wurden sie geweckt durch ein wirres Geräusch von Zimmermannsarbeit, das von der Mitte des Lagers her dumpf herüberschallte. Josaphat richtete sich erschrocken halb auf und sagte mit weit offnen Augen „Das klingt als ob . . .“ Da erklangen drei laute Hornrufe dicht vor ihrem Zelt und dann die scharfe Stimme des Ausrufers: „Die Zelte werden sofort abgebrochen, in drei Stunden Aufbruch nach Nordosten“. Das Kind war von den grellen Tönen aufgewacht und weinte laut auf; Silpa beugte sich über sein Lager, um ihre Tränen vor ihrem Manne zu verbergen, Josaphat ballte die Fäuste „o wären wir in Aegypten geblieben, dieser Mensch, dieser Moses ist ein Blutmensch“. Draußen fand er die Nachbarn schon alle an der Arbeit, lauter finstere Augen und scharf zusammengepreßte Lippen, viele weinende Frauen. Ein Freund stieß ihn heimlich in die Seite „wollen wir nicht hier bleiben?“ Durch Josaphats Gesicht flammte ein Hoffnungsstrahl, aber schnell war er wieder erloschen. „Hierbleiben, fragte er, wie sollen wir das wohl machen? allein hier in der Einsamkeit, heute von Räubern überfallen, morgen von wilden Tieren, was sind wir ohne Moses? Er ist unser Unglück, das ist sicher wahr, aber er ist der einzige, der uns schützen und in die Heimat bringen kann, wir müssen ihm doch folgen“. Der andre seufzte tief und ging an seine Arbeit zurück, es war ja richtig, was Josaphat gesagt hatte.

Nach drei Stunden waren sie alle marschbereit, die Männer mit Waffen beladen, die Frauen um ihre Kleinen besorgt. Silpa trug ihr krankes Kind, der Schweiß rann ihr von der Stirn, sie ging langsam und atmete schwer. Oft schaute sie um nach den grünen Wiesen und schlanken Bäumen, die hinter ihnen allmählich in der weißen Luft verschwanden. Das war besser als Vorwärtssehen in graues Felsgeröll und gelben Wüstensand hinein.

Aber bald konnte sie mit ihren sehnsüchtigen Augen die Oase nicht mehr unterscheiden, da nahm sie sich mit einem festen Ruck zusammen: also vorwärts. Das grelle Licht zitterte vor ihren Augen, die Hitze brannte, das fiebernde Kind wimmerte. Noch hatte man reichlich Wasser in den Schläuchen, aber wie lang würde es dauern? Die Kinder, die auf Wagen zusammensaßen, neckten einander und spielten, aber bald fing

eins an, zu klagen über Durst, und dann stimmten gleich alle andern ein. Es war den Müttern schwer, sie zu beruhigen, die Kinder hatten die Geschichte von den fetten Weiden und den Weinbergen, den Saatfeldern, den Eichen und Oelbäumen, zu denen sie endlich kommen sollten, schon so oft gehört, sie glaubten nicht mehr daran. Hier war Sonnenglut und Sand und rauhes Gestein, Durst und Fieber, Moses hatte gewiß längst den Weg verloren, und sie kamen nie wieder heraus. — Als der Abend schnell hereinbrach, mußte man das Nachtlager noch mitten in der toten Einsamkeit aufschlagen, da war kein Baum zu sehen, keine Quelle zu hören — würde es morgen wohl besser werden? Die Nacht war kalt, sie hüllten sich schaudernd in ihre Decken aus Kameelshaaren, nur Silpa neigte sich mit überwachten heißen Augen über ihr jammerndes Kind. Die roten Feuer warfen zuweilen einen flackernden Schein über das fieberheiße Gesicht, dann beugte sich die Mutter noch zärtlicher darüber und legte ihre kühle Hand auf die kleine glühende Stirn. Alles schlief, auch Josaphat, der ihr in der zweiten Hälfte der Nacht die Krankenwache abnehmen wollte; nur an einer Stelle des Lagers saßen bei einem kleinen Feuer zwei Männer, die sich lebhaft bewegten im eifrigen Gespräch. Kannte sie sie nicht? Waren das nicht Moses und Josua? Also der vornehme Moses fand auch keine Ruhe, und Silpa hätte gedacht, daß er nun schon längst auf seinen weichen Polstern läge. Hatte er soviel zu beraten und zu bedenken? Stundenlang beobachtete die junge Frau die beiden Männer an dem kleinen Feuer, und als endlich Josaphat aufstand um sie abzulösen, sandte sie noch einmal einen Blick hinüber; nein die beiden dachten noch nicht an Schlaf.

Am nächsten Morgen änderte Moses ein wenig die Richtung, es schien, als hielte man wieder mehr dem Rande der Wüste zu. Der Tag war noch heißer als der vorige. Die Füße schmerzten auf dem heißen, scharfen Geröll, die Augen waren entzündet durch das grelle Licht und den feinen Staub, und das Wasser war fast zu Ende. Kläglich brüllte das Vieh, schneidender klang den Müttern das Weinen der Kinder. Aber auch die Frauen fingen schon an unter Durst und Schwäche zu leiden — und immer vorwärts.

Früh am Nachmittag mußten sie Halt machen; vor ihnen starrten kahle Felsen, hinüberzukommen war unmöglich, ob und von welcher Seite man sie umgehen konnte, mußte erst

erkundet werden. Da waren sie nun wieder im Lager, aber anders als das letztemal: keine Wiesen, auf denen das Vieh hätte Nahrung finden können, kein spärlich Wässerlein, kein einziger Baum, hinter ihnen die gelbe Wüste, vor ihnen graues Gestein. Verzehrende Hitze brütete über den ermatteten Menschen.

Die Kinder waren still geworden, nur die geöffneten Lippen und die heißen Augen schrieen deutlich nach Wasser — hier und dort brach das Fieber aus. Die Mütter aber jammerten laut und die Männer standen finster, murmelten drohende Worte und ballten die Fäuste. — Der kleine Amon lag wohl in den letzten Zügen; immer wieder befeuchtete Silpa ihm die brennenden Lippen mit ihrem Speichel, mit ihren Tränen, aber sie waren im Augenblick wieder trocken. Auf einmal fing er an in hohen schneidenden Tönen krampfhaft zu weinen. Josaphat konnte es nicht anhören und wandte sich mit jammernden Augen und zusammengepreßten Lippen ab. Aber Silpa hob ihr Kind empor und schrie gellend durch die Gasse des Lagers: „Ich gehe zu Moses — wer geht mit"? Es schien, als hätten die Frauen nur auf diesen Ruf gewartet, viele drängten sich um sie, andre kamen langsam nach und zuletzt schlossen sich auch in dumpfem Schweigen die Männer an. Mit raschen Schritten stürmte Silpa allen voraus, sie achtete nicht des rauhen Weges, da stolperte sie und wäre fast gefallen. Aber es schien, als hätte das Hindernis sie plötzlich an etwas erinnert, mit rascher Bewegung bückte sie sich und nahm mit der freien Hand den Stein auf, über den sie gestrauchelt war. Die ihr zunächst gingen, hatten es gesehen, flüsternd teilte es eine der andern mit, viele schauderten, aber in vieler Augen blitzte auch ein feindliches Licht auf, und sie ahmten Silpas Beispiel nach; es lagen ja Steine genug am Fuße des Felsengebirges verstreut. Der Zug wuchs an, wie sie durch die Reihen der Zelte hindurch gingen, kamen Frauen und Männer, auch halbwüchsige Kinder hinzu, die nicht einmal wußten, um was es sich eigentlich handelte. Mit dumpfem Getöse, wie eine Lawine, wälzte sich die Menschenmasse gegen das Zelt des Moses. Und wie sie dicht vor der Tür des Zeltes waren, hallte zuerst von einer Stimme, dann von hunderten wiederholt ein drohender Schrei durch die Luft: „Wasser, Wasser"! — Moses trat vor das Zelt, er sah hoch und bleich und starr aus wie die Felsen hinter ihm. „Was

wollt ihr von mir? sagte er, kann ich euch Wasser geben?" Einen Augenblick verstummte die Menge und es war, als ob sie dumpf seine furchtbare Not mitempfände, aber dann hielt ihm Silpa ihr sterbendes Kind dicht vor die Augen und schrie ihn an „Verräter"! Und er sah erhobene Hände mit schweren Steinen bewaffnet. Da streckte er seinen Arm aus, sah Silpa an und sah die vielen an und sagte laut und fest: „Geht heim ihr Leute. Jahwe hat euch aus der Knechtschaft geführt, er hat euch vor dem Schwerte der Aegypter errettet, er wird euch und eure Kinder nicht sterben lassen hier in der Wüste. Wartet noch, und wenn eure Not immer größer wird, ihr seid Jahwes Volk, sie wird euch nicht zerbrechen, ganz sicher nicht".

Was gab ihm solche Macht? Sie ließen die Steine fallen, sie wandten zögernd um, sie gingen langsam in ihre Zelte zurück. Nur eine Frau mit ihrem totkranken Kind im Arm kauerte sich nieder vor dem Eingang seines Zeltes.

Moses war allein, sobald der Vorhang des Gemaches hinter ihm fiel, war es, als ob eine äußere Stütze, die ihn eben so starr und hoch gemacht hatte, weggenommen sei, so brach er zusammen. Wie die geängstete Mutter draußen, so kauerte er drinnen auf seinem Teppich, den Kopf tief zur Erde gebeugt. „Jahwe, Jahwe, stöhnte er, habe ich dies Volk gemacht, daß ich es nun schützen und bewahren soll wie eine Mutter ihr Kind? habe ich mir ausgedacht, es von der Fremdherrschaft zu befreien, daß ich es nun schleppen muß auf meinen Armen wie eine Mutter ihr Kind? Jahwe, hilf mir. Sieh draußen warten sie, und wollen mich steinigen. Darf ich dein Knecht sein, so laß mich nicht in ihre Hände fallen! Hörst du nicht das Schreien der Kinder, das Weinen der Mütter, das Hadern der Männer? Jahwe, hilf ihnen. Du bist unser Herr, Jahwe, du kannst mit uns machen was du willst, uns retten oder verderben; hilf uns, wir bitten dich"! Stumm in bittrer Not und in quälender Erwartung lag Moses auf den Knieen, und wie er lag und lauschte, fühlte er eine Stimme „Verzage nicht. Steig in die Felsen, ich will dir vorangehn, so wirst du Wasser finden, und das Volk wird wieder stille sein". Moses wagte nicht sich zu rühren, zitternd lag er noch lange Zeit, endlich stand er auf, und es war eine große Hoffnung in seinen Augen.

Viele sahen ihm nach, als er aufrechten Hauptes und festen

Schrittes durch das Lager ging und die Zelte hinter sich zurückließ. Wollte er sie verlassen in ihrer Not? Aber niemand wagte ihn zu fragen oder ihm nachzugehn, so stolz und sicher schritt er dahin. Die zerklüfteten Felsen hatte er bald erreicht, einen Eingang fand er nicht, so mußte er den Aufstieg versuchen. Gefahrvoll war der Weg in sengender Sonne über die heißen Steine, wo aus schauerlich aufgerissenen Tiefen der Tod ihn anstarrte. Aber Moses ließ sich von den Gefahren nicht verwirren, er war gewiß, es mußte gelingen, wie frischer Morgenwind berührte ihn eine freudige Kraft. Aber ob sie aushalten würde? Wie lange stieg er nun schon? Es flimmerte vor seinen Augen, seine Gedanken verwirrten sich — nein, nein, das durfte nicht sein, unten verschmachtete das Volk, hier oben mußte er verschmachten, und Jahwe hatte ihm doch Hilfe zugesagt. Also weiter: seine Schritte wurden schleppend und unsicher, aber er kam doch weiter. Jetzt hielt er inne, jetzt hob er lauschend den Kopf, war das nicht ein Rauschen von zerstäubendem Wasser ganz nahe bei ihm. „Jahwe" flüsterte er und trat um einen vorspringenden Felsen herum, und da, da stürzte ein Staubbach über das spitze Gestein und sammelte sich wieder im Bächlein und sprang eilig durch die zerklüfteten Felsen zu Tal. Wohin? Moses ließ sich vom Wasser überstäuben und trank aus dem Bächlein und stieg dann dem abwärts plätschernden nach. Da taten sich bald die Felsen auseinander, die Quelle fand sich zum Bache, den Wiesen umsäumten und Bäume überschatteten. Da rührte Moses mit seinen Händen die Erde an und hob sie auf zu Jahwe und dankte ihm. Am Bache entlang kam er auf gutem Weg an den Felsmassen vorüber und gelangte seitlich von ihnen wieder in die Wüste zurück. Es war nun noch eine weite Strecke bis zum Lager, aber der Trost, den er bringen durfte, kürzte ihm den Weg und beflügelte seine matten Füße. Noch brachte er kein Wasser, aber die Hoffnung, die er brachte, fiel doch wie frischer Regen auf das durchglühte Land, Jubel brach aus, viele Hände falteten sich zum Dank. Was sich noch irgend an Wasser in den Schläuchen fand, wurde den Kranken gebracht, Silpa konnte auch dem kleinen Amon die Stirn kühlen und zu trinken geben.

Am nächsten Morgen brach man vor Tage auf, noch standen die Sterne leuchtend am Himmel, und furchtbar drohend ragten die Felsen auf in der Nacht. Das wandernde Volk

wogte unruhig durcheinander, die einen waren von Hoffnung belebt und konnten nicht schnell genug vorwärts kommen, andere waren von Verzweiflung zerschlagen, die wollten lieber an Ort und Stelle sterben, als erst noch mit ermatteten Gliedern einen mühseligen Marsch unternehmen, der nachher doch vergeblich war. Aber Moses verteilte Hauptleute an die einzelnen Gruppen und zwang so die Schwankenden zur Ordnung und zum Gehorsam. Während sie wanderten, hellte sich der Tag auf; noch immer starrten die schroffen Wände zur Linken, die Wüste vor ihnen und zur Rechten, bis sich endlich ein Weg in die Felsen auftat. Hatte Moses wirklich recht, war die Erquickung nun nahe? Sie drängten stärker vorwärts und sieh, da lag vor ihnen ausgebreitet das grüne Tal mit dem blauen Wasserband, mit Büschen und Bäumen. Wie sie jauchzten, wie sie vorwärtsstürmten, wie alle Müdigkeit vergessen schien. Nur eine ging langsam, die sonst immer allen voran war, Silpa hielt ihr totes Kind im Arm, was nützte ihr nun noch alles Wasser der Welt. Aber als Moses an ihr vorüberkam und sie ihn ansah, war kein Haß oder Mißtrauen mehr in ihren Zügen, sondern ihre Augen sagten: „Ich weiß, du leidest auch".

Sie schlugen nun das Lager auf, vielleicht wars nicht für lange, aber sie mußten nun einmal einige Tage Ruhe haben. Ein fröhliches Treiben begann, die Tiere konnten auf der Weide sein, die Kinder spielten unter hohen Bäumen, die Männer gingen auf die Jagd oder besorgten das Vieh, im Wasser gabs Fische, und die Hausfrauen hatten genug, um kräftige Speise für viele herzustellen. So sorglos und freudig waren sie lang nicht mehr gewesen, am Abend klang Musik durch das Lager, und die jungen Mädchen tanzten im Reigen.

Warum nur Moses immer mit sorgenschwerer Stirn umherging und bis tief in die Nacht hinein Beratungen hielt mit Josua und den andern Obersten des Volkes? — Sie sollten es bald genug erfahren. Es war eine stille Nacht, das ganze Lager ruhte in friedlichem Schlummer, als eilfertig der reitende Bote des Moses durch die Gasse daherkam und im Zelte des Moses verschwand. Gleich darauf tönte gellender Hornruf durch das Lager, zu den Waffen rief er die Männer. Erschrocken fuhren sie aus dem Schlafe auf, laut weinten die Kinder, rasch und dienstbereit brachten die Frauen die Waffen herbei und halfen den Männern in die Rüstung, aber ihre

ſtillen Tränen fielen auf den blanken Stahl. So ſchnell ſollte es vorbei ſein mit Ruhe und Freude, ſo nahe war Tod und Gefahr. Wenn ſie ſiegten, wer konnte wiſſen, ob der eigne Mann aus blutiger Schlacht heimkehren werde, und wenn ſie nicht ſiegten, dann ſtand den Frauen und Kindern Schande, Qual und Sklaverei bevor. Es war ein ſchweres Abſchiednehmen. Joſaphat und Silpa ſtanden noch lange vor dem Zelte, ſie hatten ſoviel verloren, ſollten ſie nun noch alles verlieren? Aber endlich mußten die Männer gehn, das Horn rief zum Sammeln. Draußen vor dem Lager ordnete Joſua die junge Mannſchaft. Nun war der Abſchied vergeſſen, und Kampfesluſt blitzte aus übermütigen Augen, ſie konnten es kaum erwarten gegen den Feind geführt zu werden. Wer war es denn aber, der es wagen wollte, das ſtolze Israel zu bekämpfen? Sie hörten es von Moſes: ganz nahe beim Lager begann das Gebiet der Amalekiter, Moſes hatte gleich gefürchtet, daß die die Anſiedlung eines fremden Volkes in ihrer Nähe nicht dulden würden. Nun kamen ſie, ſie wollten ihre Hütten und ihre Weiden ſchützen vor dem mächtigen Wandervolk in der Wüſte, ſie wollten es knechten und Beute von ihm gewinnen. Sie wollten — aber Israel wollte anders. Vorwärts! ihm winkte die alte Heimat der Väter, und niemand ſollte ſich ihm in den Weg ſtellen.

Noch am frühen Morgen begann die Schlacht. Joſua führte die Truppen und war immer inmitten der Kämpfenden, Moſes mit Aaron und Hur leitete von einem Hügel aus die Schlacht. Großes ſtand auf dem Spiel in dieſen Stunden, Israels Hoffnung und Israels Untergang, und Moſes hob in heißem Flehen ſeine Arme auf, um Jahwe um Hilfe für ſein Volk zu bitten. — Unten im Tal tobte der blutige Kampf, auf beiden Seiten wurde für Heimat und Weib und Kinder gekämpft, darum war der zornige Mut ohne Grenzen. Zuweilen wichen die Israeliten zurück, ſie waren an ſolche Sonnenglut nicht gewöhnt, und ihre Kräfte fingen an zu erlahmen. Aber immer wieder riß Joſuas Heldengeſtalt mit ihrer frohen Tapferkeit ſie in den Kampf hinein. Joſaphat war weit vorn unter den Kämpfenden, neben ihm ſchritt ſein jüngerer Bruder. Auf einmal ſank der, von einem Pfeil getroffen, röchelnd zu Boden. Joſaphat bückte ſich erſchrocken nach ihm, es war ihm, als müßte er den Sterbenden zurückhalten können im Leben — da traf auch ihn ein Pfeilſchuß und riß ihm den rechten Arm

auf. Es wurde dunkel vor seinen Augen, er schwankte und sank leise stöhnend zur Erde. Lange lag er so, zuweilen kam ihm halb das Bewußtsein zurück, dann horchte er auf das Toben des Kampfes, aber er konnte nichts unterscheiden. Endlich weckte ihn etwas völlig auf; war es der Gesang von Männern, den er nun vernahm, oder war es der kühle Luftzug, der ihm erfrischend über die Stirne strich? Die Sonne war untergegangen, im letzten Dämmerlicht erkannte Josaphat vorüberziehende israelitische Truppenteile, die die Waffen schwenkten und jubelnd sangen. Das bedeutete Sieg, Israel hatte gesiegt, die Amalekiter waren in die Flucht geschlagen, da durfte auch er nicht liegen bleiben. Er fühlte seine Kräfte neu erwachen, mit Mühe stand er auf und trat zu den übrigen, die ihn in seinem blutüberflossenen Kleid freudig begrüßten. Einen Eichenkranz drückten sie ihm ins Haar, und seine blassen Lippen stimmten in ihre Jubellieder ein. Auf einmal verstummte die Siegesfreude, aber im nächsten Augenblick brach sie brausend wieder aus: Moses und Josua schritten an den Truppen vorüber.

Und nun hieß es: Heimkehren. Heimkehren zu Frauen und Kindern, die angstvoll und mit Tränen auf die junge Mannschaft warteten. In Gruppen hatten sie zusammengesessen den ganzen Tag, an Essen und Trinken nicht gedacht, ja es schien, als hätten die Kinder ihre Spiele vergessen. Leise hallte der Ruf der Signale bis zu ihnen herüber, ach, der konnte ihnen nichts sagen über Leben oder Tod ihrer Lieben. Silpa saß unter den andern Frauen, aber sie preßte die Hände in einander und sprach kein Wort. Wenn Josaphat nicht wiederkam, dann war sie die unglücklichste der Frauen.

Es wurde Nacht, den Kindern fielen die Augen zu, aber niemand mochte zur Ruhe gehn. Da endlich hörte man fernes Getöse — zwei Knaben kletterten auf einen Schuppen: Fackelschein erhellte die Nacht. Was kommt: die Unsern oder die Feinde? horch! das ist der Hornruf Israels. Die Frauen springen auf, sie eilen den Männern entgegen, die Kinder auf leichten Füßen voran. Freude in allen Augen, Freude und doch auch namenlose Angst. Nun sind sie zusammengetroffen, nun kommen sie ins Lager zurück. Das ist ein Jubel ohne gleichen und doch mitten drin gehen Frauen, die ihr Gesicht verhüllen und bitterlich weinen. Vor dem Zelt des Moses sammeln sie sich, brausend aus tausend Kehlen steigt das

Danklied der Sieger zum Himmel empor. Froh sind sie alle, aber wer kann so danken wie Moses? Jahwe hatte ihm eine Last aufgelegt, die immer schwerer und im wechselnden Spiel der Schlacht fast unerträglich wurde. Lag nicht auf seinen Schultern das Heil und Leben seines Volkes? Aber Jahwe hatte ihm auch geholfen, froh und aufrecht konnte Moses seinem Volk in die vertrauenden Augen sehen.

Das schöne Tal war gewonnen, der Friede gesichert, und Moses brauchte nicht zu fürchten, daß sich Israel mit den Amalekitern vermischen würde, denn Feindschaft für ewige Zeiten war zwischen ihnen aufgerichtet. So konnten Monate der Ruhe kommen, Monate friedlicher Arbeit, in der das müde Volk sich ausruhen durfte von gefahrvollen Wanderungen und Kraft gewinnen für die Mühsal künftiger Jahre.

Der Prophet Amos beim Opferfest in Bethel[1]).

Die Herbsternte war vollendet. Das Jahr war gut, Acker und Weinberg hatten reichlich getragen. Ueberall rüstete man sich zur Feier des großen Opferfestes in Bethel.

Auch der reiche Nerja, der in Rama ein großes Gut besaß, machte sich am Tage vor Neumond mit Frau und Tochter auf die Reise. Er gehörte zu den Leuten, die der glückliche Krieg mit Damaskus reich gemacht hatte. Und er wußte es auch zu zeigen, daß er nicht mehr der kleine Bauer von früher war, da brauchte man nur seinen neuen Wagen anzusehen und das silberblitzende Geschirr der wohlgepflegten Maultiere. Die Spange, die sein weites rotgesäumtes Obergewand an der Schulter zusammenhielt, war auch nicht wenig wert und erst die Armbänder und Ringe der beiden Frauen! Ja man sah es von weitem, Nerja hatte zu leben, und sein rundes glattes Gesicht sagte: es gefällt mir recht gut so.

Gemächlich rollte der Wagen auf der Fahrstraße von Rama nach Bethel. Die Reisenden hatten es sich bequem gemacht. Weiche Polster auf denen sie mehr lagen als saßen, milderten die Stöße des Wagens auf dem holperigen Wege, ein weißes Leinendach schützte vor den heißen Sonnenstrahlen. Ein Krug mit Wein zur Erfrischung auf der Fahrt war auch

[1]) Anschließend an die Erzählung von der Berufung des Amos. Vgl. S. 222 f.

da, und Nerja erinnerte sich nicht selten daran. Es war auch gar zu heiß heute. Zuweilen sah er sich nach einem großen Kasten um, der hinten am Wagen befestigt war. Der Kopf eines Kalbes sah daraus hervor, es war das Mastkalb für das Opfer und den Festbraten. Die Priester bekamen ein gut Teil davon für den großen Altar, aber es blieb noch genug für einen festlichen Schmaus in den Zelten, die bei solchen Gelegenheiten auf der Wiese vor dem Tempel aufgeschlagen wurden. Wohlgefällig betrachtete Nerja das feiste Tier. „Wahrhaftig, sagte er zu seiner Frau, wir bringen Jahwe kein schlechtes Opfer, diesmal wahrhaftig nicht. Wo ist ein Tier von 6 Monaten wie dies?“ Sie nickte schläfrig. Nerja, nachdem er sich durch einen Trunk gestärkt hatte, kramte allerlei Erinnerungen vom vorigjährigen Fest aus, lustige Erlebnisse, über die er selbst am meisten lachte. Die Tochter interessierte sich mehr für das Treiben auf der Straße und ihre Blicke flogen neugierig hin und her. Es war auch Leben genug auf der Straße. Eine bunte Menge war unterwegs zum großen Heiligtum in Bethel, Fußgänger, Reiter, Wagen. Dort ein Bauer, der ein störrisches Kalb am Strick hinter sich herzog; dort ein Trupp von Kameelreitern in flatterndem weißem Mantel; dort eine tiefverschleierte Frau auf einem Esel, den ein halbwüchsiger Junge mit lautem Schreien antrieb; dort eine schwerfällige Ochsenkarre, auf der eine ganze Familie saß, – dazwischen Händler die ihre Oliven und Feigen und Wein feilboten und Bettler, die ihre Hand unermüdlich den Vorübergehenden hinstreckten. Ein buntes lautes Treiben. Nerjas Wagenführer, der auf einem der Maultiere saß, mußte oft anhalten, weil nicht durchzukommen war. Ein Bettler mit einer Krücke drängte sich an den Wagen heran und hielt bittend die Hand auf. Nerja tat, als sähe er ihn nicht. Gleich darauf hielt der Wagen wieder. Eine Gesellschaft von jungen Burschen, die offenbar unterwegs schon mehr getrunken hatten, als ihnen gut war, zogen gröhlend Arm in Arm daher und sperrten den Weg. Ein Peitschenhieb trieb sie auseinander. Im Vorbeifahren winkte ihnen Nerja mit seinem Becher lachend zu. So gings weiter. Die Straße stieg jetzt stärker bergan. Seitwärts am Berghang lag ein Dörfchen mit kleinen erbärmlichen Hütten, spärliches Vieh weidete auf der wenig fruchtbaren Heide. „Sieh mal die Häuschen, Adda, rief Nerja seiner Tochter zu. Möchtest du da drinn wohnen? Adda schüt-

telte den Kopf. „Ich auch nicht, brr — Gott sei dank, daß man mit solchen Hungerleidern nichts zu tun hat". —

Auf der Höhe wurde der Tempel sichtbar, ein riesiger, steinerner Bau auf einer mächtig ansteigenden Felsterrasse. Er würde einen düstern, toten Eindruck gemacht haben, hätte nicht die sinkende Sonne die grauen Steinmassen mit hellem Rot übermalt. Wenig feste Häuser umgaben das berühmte Heiligtum, Bethel war ein kleines Dorf, aber an den Festtagen wuchs es zu einer großen Stadt durch die vielen großen und kleinen Zelte, Hütten, Holzhäuser, die dann rings umher auf der Höhe und an den Abhängen des Bergrücken aufgeschlagen wurden. In den Gassen zwischen den Zelten wimmelte es von Menschen, nur ganz langsam kam der Wagen durch. An dem Festplatz vorbei lenkte der Wagenführer zu einem Weinberg hinter dem Dorf. Da in einer Art Gartenhaus pflegte Nerja abzusteigen. Auf dem Festplatz war schon jetzt ein lebhaftes Treiben. Da konnte noch ein Opfertier erhandeln, wer keins von Hause mitgebracht hatte, da kaufte man die Opferbrote, kleine Krüge mit Wasser aus der Tempelquelle wurden angeboten, und die Zelte, in denen Wein und junger Most aus großen Schläuchen ausgeschenkt wurden, waren auch am Vorabend schon reichlich besucht. — Bis spät in den Abend dauerte der Lärm. Als die Dunkelheit anbrach, sah man weit hin über die Höhe verstreut viele Feuerstellen. Die ärmeren Festpilger, die in den Zelten nicht übernachten konnten, lagerten da draußen. Ein reizvolles Bild. Wieviel hundert Menschen mochten jetzt in dem kleinen Bethel sich angesammelt haben! —

In der Frühe — gleich nach Sonnenaufgang — schallten vom Tempel her langgezogene Posaunentöne über das weite Zeltlager hin. An den vier Ecken des Tempels riefen Priester den großen Festtag aus. Bald war es lebendig in Häusern und Zelten. Nerja erhob sich, ein wenig stöhnend, über die ungewohnt frühe Stunde, und erkundigte sich zuerst, ob der Diener die nötigen Opferbrote eingekauft hätte. Es war schon alles besorgt, er war bereits unterwegs, das Kalb zum Tempelschlachtplatz zu bringen. An einem Seitentor nahmen Priester und Tempeldiener die Tiere in Empfang, schlachteten sie, nahmen die für Gott bestimmten Stücke und gaben das übrige zurück. Das nahm bei der Menge der Festpilger natürlich trotz der großen Gewandtheit der sachkundigen Priester einige Stunden in Anspruch. Unterdessen hatte man Zeit, die Vor-

bereitungen für den Festschmaus zu treffen und sich dann für die Feier im Tempel zu schmücken.

Wieder riefen die Posaunen. Die Menge strömte zum Tempel, viele hundert Menschen. Der riesige Tempelraum war bald gefüllt, und eben noch fand Nerja mit den Seinen einen Platz. Aber er konnte den Altar noch gerade sehen. Ein einziger ungeheurer Stein bildete den Altar, der alte heilige Jakobstein, auf dem einst des Urvaters Haupt geruht haben sollte, wie die Priester in Bethel erzählten. Der Holzstoß war geschichtet, die Opferstücke lagen darauf, Blut rieselte an dem Stein hinab. — Durch das Seitentor zogen die Priester herein, ein langer Zug, wohl mehr als hundert, alle weiß gekleidet, die Stirn mit dem Laub des Oelbaums umkränzt. Mit wiegenden Schritten umgingen sie im Kreise den Altar. Dann wandten sie sich alle zum Altar und warfen sich auf den Boden, Harfenspieler, Cymbelschläger fielen mit ihren Instrumenten ein, rauschender betäubender Lärm füllte den Raum. Die Priester erhoben sich und schritten singend wieder um den Altar. Plötzlich standen sie still, alles schwieg. Der Oberpriester trat an den Altar. Zwei Diener führten ein bekränztes Kalb heran, ein dritter reichte das Messer. Mit geübter Hand schlachtete der Priester das Tier, tauchte die Hände in das Blut und besprengte den Altar. Bald lag das Opfer oben auf dem Holzstoß. Diener brachten Feuerbrände. Der Holzstoß brannte, die Flammen knisterten, Rauch stieg auf. Der Oberpriester zum Altar gewendet hob die Arme empor, die Priester knieten am Boden. Alles murmelte Gebete. Immer mächtiger loderte die Flamme und verzehrte die blutigen Gaben, immer schneller murmelten die Lippen Gebete. — Der ganze Holzstoß brannte. Kerzengrade erhob sich die breite Rauchsäule — da ein Beckenschlag, Harfenchöre und Pauken — brausend schallt der Ruf aus allen Kehlen: „Jahwe ist mit uns! Jahwe ist mit uns"! Wieder und wieder, — ein rauschender Chor — „Jahwe ist mit uns! Jahwe . . ." Nerja schrie nach Kräften mit. Dazwischen stieß ihn sein Nachbar an: „Ist doch etwas Großartiges, so'ne Feier". Er nickte. „Jahwe mit uns, Jahwe — —". Plötzlich wandte er den Kopf. Da hatte einer ‚nein' gesagt, deutlich hatte er ein kurzes hartes Nein ganz nahe gehört. An der Säule sah er einen Mann mit verschränkten Armen, die buschigen Brauen zusammengezogen, die Lippen aufeinandergepreßt. Warum stimmte der nicht ein? was wollte der hier

wenn ihm das nicht paßte? — Es blieb keine Zeit dem weiter nachzudenken. Die Menge geriet in Bewegung. Prieſter ordneten ſie zum Zuge um den Altar. Das Brotopfer — jeder nahm das wohlverwahrte Brot zur Hand und im Vorbeigehen warf mans in die lodernde Glut. Dann gings durch das Seitentor hinaus zum feierlichen Umzug um den ganzen Tempelplatz. In dem Drängen und Schieben, das nun entſtand, verlor Nerja den ſeltſamen Mann an der Säule aus den Augen und vergaß ihn. Ungeduldig drängte auch er nach vorn. Es war ihm ſchon reichlich lang geworden und die Luft in dem raucherfüllten Raum wurde immer drückender. Er war froh, als er ſein Brot geopfert hatte und ins Freie hinauskam. Da fand er auch ſchnell die Seinen wieder, von denen er im Gedränge getrennt worden war.

Bis zur unterſten Terraſſe ſtieg der Zug hinab, bis nahe an die Zelte, umging dann ringsum die Tempelhöhe und wieder bis zum großen Tor, Prieſter voran mit Hörnern, Cymbeln und Handpauken.

Der Umzug war bald zu Ende, die erſten mußten ungefähr den Eingang erreicht haben. Da ſtockte der Zug. Die Muſik brach ab. Was iſt? Was gibts? Ein Unglück? — Wer redet da? Die Ordnung der Reihen löſt ſich auf. Alles drängt dem Eingangstor zu. Bald iſt auch Nerja, der im Zuge ziemlich weit hinten ging, herangekommen. — Da ſteht ein Mann oben an der Treppe vor dem Tor. War das nicht? Ja das war der Menſch, den er da an der Säule geſehen hatte. Was will der? Still, laßt hören.

Amos ſtand da oben, im ſchlichten Hirtenmantel, ohne Feiertagsſchmuck. Die rechte Hand weit ausgeſtreckt rief er in die Menſchenmenge hinein[1]): „Hört ihr Israeliten die Totenklage über euch:

Gefallen iſt, nicht ſteht wieder auf die Jungfrau Israel!
hingeſtreckt auf ihr eignes Land Keiner richtet ſie auf!
die Stadt, die mit Tauſend zur Schlacht auszieht, — hundert nur kehren zurück
die Stadt, die hundert Gewappnete ſtellt — zehn nur bleiben als Reſt.

„Was ſoll das? — Was will der Totenvogel? — Iſt der Menſch

[1]) Benutzt ſind im folgenden: Amos 5 1—3. 6 8. 13. 14. 5 16. 5 18—24. — 5 4. 14. 15. 10—12. 6 4—6. 7. 9. — 7 10—17.

verrückt? Verstehst du das, was der da redet? — Es gibt Krieg? Wo denn? Israel gefallen? — so schwirrten die Fragen durcheinander. Lauter und drohender wurde jetzt die Stimme des Amos:

„So ist der Spruch Jahwes:
Ein Greuel ist mir der Hochmut Israels, ich hasse seine Burgen und gebe preis die Stadt
Die ihr euch freut an nichtigem Erfolg
und denkt: aus eigner Kraft sind wir eine Macht geworden:
schon führe ich gegen euch ein großes Volk heran,
das euch bedrängen wird von Norden bis zum Grenzbach im Süden.
Da wird kein Aufhalten sein.
Dann wird auf allen Plätzen Wehklagen herrschen,
und in allen Straßen wird man rufen: Wehe! wehe!"

Wieder erhob sich ein Murmeln in der Menge, die inzwischen noch angewachsen war. „Hört doch nicht auf das törichte Gerede". „Wie kommt der Mensch dazu mit seiner Unglückspredigt uns die schöne Feststimmung zu stören"? sagte Nerja entrüstet. Da seht, — die Frauen sind schon ganz aufgeregt, die meinen natürlich, der Feind wäre schon im Land. Schwindel, nichts als Hirngespinste". — „Und wenn er da wäre? Laß doch die Feinde kommen, wir werden sie schon heimschicken". Andere Stimmen wurden laut: „Hört den Propheten, der Prophet hat Recht". „Still"! der Oberpriester Amazja erschien im Tempeltor.

Durch das erregte Gerede hindurch klang die scharfe Stimme des Propheten:

„Wehe denen, die sich den Tag herbeiwünschen,
den Tag, da Jahwe Gericht hält?
Was soll er euch? Er ist Finsternis, nicht Licht.
Da wirds euch gehen wie einem, der vor einem Löwen flieht,
und ein Bär tritt ihm in den Weg,
auch ihm entronnen kommt er nach Hause
und lehnt sich aufatmend mit der Hand an die Wand:
Da beißt ihn eine Schlange!
Finsternis ist der Tag Jahwes, kein Trost für euch.
So spricht Jahwe: ich hasse ich verachte eure Feste,
ich mag sie nicht riechen eure Opferfeiern,
ich mag eure Gaben nicht, Mastkälber und Kuchen.
Weg mit eurem Liedergeplärr,
ich mag euer Harfengeklimper nicht hören.
Recht will ich, Recht soll daher strömen wie Wasser,
Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Strom."

Nun brach ein wahrer Sturm allgemeiner Entrüstung los. „Unerhört"! „Solche Frechheit"! „Soll das geduldet werden?" „Im Angesicht unsers Heiligtums". „Jagt ihn doch da herunter"! Man drängte die Treppe hinauf. Die Priester schäumten vor Wut. Amazja verhandelte mit einem Diener, den man darauf eilig zu den Zelten gehen sah. Dort bestieg er ein Kameel und trabte auf der Straße nach der Hauptstadt Samaria davon. — Noch einmal begann Amos, den Arm gebietend ausgestreckt:

„Nach Jahwe fragt, damit ihr am Leben bleibt,
nach Jahwe, nicht nach Bethel und seinen Festen.
Sucht das Gute und nicht das Böse —
ja dann würde Jahwe mit euch sein, wie ihr gesungen habt.
Hasset das Böse, liebt das Gute,
laßt Recht und Gerechtigkeit walten.
Aber wie steht es bei euch?
Ihr haßt den, der für das Recht eintritt und die Wahrheit sagt,
ihr tretet die Geringen nieder und unterdrückt die Armen,
ihr baut euch kostbare Häuser von dem, was ihr den Armen genommen habt.
Da liegt ihr auf euren Betten von Elfenbein, —
reckt eure faulen Glieder auf weichem Polster
verzehrt fette Braten und schlürft den Wein aus feinen Schalen
bei leichtfertigen Liedern zum Harfenspiel. —
während die Armen schmachten.
Ja, so spricht Jahwe, ich weiß wohl, eure Schandtaten sind viel, eure Sünde ist groß.
Darum sollen die Städte verwüstet
und die Heiligtümer in Israel zerstört werden,
gegen das Haus Jerobeams will ich mich mit dem Schwert erheben,
und Israel soll in die Verbannung wandern.

Der Lärm in der Menge war verstummt. Viele blickten einander erschrocken und verwirrt an. Und wenn auch Einzelne ärgerlich wiederholten: „das ist ja alles Unsinn!", so hörte doch niemand darauf und die Worte fanden kein Echo!

Amazja der Oberpriester war immer näher herangetreten. Jetzt hob er würdevoll die Hand: „Halt, Seher, kein Wort mehr! Das ist ja Revolution! Empörung gegen unsern gnädigen Herrn und König, Kampf gegen alles was heilig ist. Dergleichen freche Reden sind wir nicht gewillt an dieser heiligen Stätte zu dulden, hier im königlichen Heiligtum, im Reichstempel. Unerträglich ist deine freche Rede. Du mußt sofort das Land verlassen, dem König habe ich Nachricht geschickt, hier

ist deines Bleibens nicht mehr. Geh nach Juda, da magst du dir als Wahrsager dein Brot erwerben, hier ist nichts zu holen für dich. Geh!" Drunten atmete man auf: der Priester würde schon mit dem unverschämten fremden Menschen fertig werden. So wars recht, zum Lande hinaus mit ihm! Wie ärmlich er aussah neben der prächtigen Gestalt des Oberpriesters! Diese Würde und überlegene Hoheit des Priesters! — Erhobenen Hauptes stand Amazja da und erwartete den niederschmetternden Eindruck seiner Worte. Amos maß ihn mit einem langen verächtlichen Blick. „Du irrst, Amazja, ich bin weder Wahrsager von Beruf noch hab ich meine Rede in einer Prophetenschule gelernt. Ich bin ein Kuhhirt und züchte Maulbeerfeigen. Aber Jahwe hat mich hinter der Herde weggeholt und sprach zu mir: Geh hin und tritt als Prophet auf gegen mein Volk Israel. Und du willst mir verbieten zu reden, du? Drohend hob er die Hand. „Höre was Jahwe dir sagen läßt: dein Weib soll zur Sklavin werden, deine Söhne und Töchter sollen durchs Schwert fallen, dein Land wird verteilt, du aber stirbst im Heidenland. Denn Israel wird in die Verbannung wandern!" — Ohne den verdutzten Priester eines weiteren Blicks zu würdigen, wandte sich Amos ab und schritt ruhig und fest die Stufen hinunter mitten durch die Volksmenge, die ihm scheu Platz machte. Wie ein Bann lags über allen, keiner wagte ein lautes Wort. Amazja lachte höhnisch: „Ha, der verrückte Bauer!" Eisiges Schweigen, niemand stimmte in das Lachen ein. Ueberall düstere Gesichter, gerunzelte Stirnen. Einzelne wandten sich zum Gehen. Nerja stieß seine Frau an: „Kommt, wir gehen". Die Versammlung fing an sich aufzulösen. Vergeblich begannen auf einen Wink des Oberpriesters die Harfen und Cymbeln eine rauschende Musik. Die Menge lief auseinander. Bald war niemand mehr auf dem Tempelplatz. Die Verstimmung war allgemein. So schlecht waren die Zelte auf dem Festplatz noch in keinem Jahr besucht gewesen. Obwohl das Fest drei Tage dauerte, sah man schon am Nachmittag dieses ersten Tages viele Besucher Bethel verlassen.

Wir haben in unsrer Erzählung die erfundene Gestalt des Nerja eingeführt, um das Festtreiben eindrucksvoller schildern zu können, die Verquickung von Religion und Vergnügungssucht, die ganze unsoziale Haltung der Begüterten, die den Zorn des Amos so sehr erregt, das Auseinanderfallen von Kultus und Leben, Religion und Sittlichkeit. Vielleicht läßt sich die Geschichte auch ebenso

wirksam von der Person des Amos aus darstellen: Amos kommt zum Fest, sieht das Treiben auf dem Wege, dann in Bethel den Gottesdienst. In ähnlicher Weise haben wir weiter unten die „Tempelreinigung" erzählt.

Im Exil.

Die Vormittagssonne leuchtete grell vom wolkenlosen Himmel über die gelben Stoppelfelder, wo die Garben in stattlichen Reihen aufgestellt waren. Erntewetter. Schon kamen hochbeladene Wagen schwerfällig des Weges, und tiefbraungebrannte Schnitter und Schnitterinnen thronten oben auf goldenem Sitz. Da war auch schon der Wagen des jungen Bildad, und er selbst lenkte mit sicherer Hand die wohlgepflegten, mächtigen braunen Pferde; hinter ihm schwatzten Knechte und Mägde. Es war wieder einmal ein fruchtbares Jahr gewesen, und die große Ernte kam trocken in die Scheunen. Von den Feldern benachbarter Babylonier klang gedämpft der Erntejubel herüber, hier bei den Israeliten war alles still. Ja Bildad, der dies Jahr sicher wieder um vieles reicher geworden war, starrte mit tiefgefurchter Stirn und düsteren Augen schwermütig auf seine Pferde nieder, sodaß auch die Knechte und Mägde ihre Stimmen im Zaum hielten, und kein lautes Lachen, viel weniger ein frohes Jauchzen sich heraus wagte.

Jetzt bog Bildad in das weite Hoftor ein, seine Frau trat ihm entgegen, und die Kinder sprangen jubelnd aus der Haustür. Aber wie sie den Vater so ernst sahen, wurden sie gleich wieder stille. Bildad überließ das Abladen des Korns den Knechten und trat mit Frau und Kindern schnell ins Haus. „Kommt zu Großvater" sagte er. Der Alte saß auf seinem Lehnstuhl am Fenster und blickte in den belebten Hof hinaus. Seine Augen standen voll Tränen. Als die Jungen hereinkamen, wandte er sich gleich ihnen zu: „Ach Kinder, was war das für ein anderes Ernten damals in Kanaan". Bildad kehrte sich mit finsteren Blicken zum anderen Fenster. „Ja Vater", sagte er, „wie sollen wir uns denn über die Ernte freuen, wenn wir nicht die ersten Garben Jahwe darbringen können und dadurch seinen Segen für unser Korn gewinnen; ungesegnetes Brot essen wir jahraus, jahrein." „Mit unreinem Brot nähren wir unsere Kinder" murmelte die junge Frau und wischte mit der Schürze über die Augen.

Der Alte seufzte tief auf. Die Kinder waren verschüchtert durch die Traurigkeit der Großen, aber der Junge stahl sich doch sachte von hinten an den Vater heran und suchte nach seiner Hand. „Vater", fragte er schmeichelnd, „warum opfern wir denn nicht einfach Jahwe die ersten Garben? Weißt du, hinterm Busch am Kreuzweg, da unter der großen Palme steht so ein schöner Altar, da kann man doch fein opfern." Der Vater schüttelte ganz entsetzt den Kopf: „Kind, was denkst du! Das ist ja ein Altar des Nebo, des gräßlichen Heidengottes, da können wir doch nicht opfern. Den darfst du überhaupt nie anrühren, und wenn du vorbeigehst, wende den Kopf ab, oder schlag dir dein Kleid über dein Gesicht, daß dich der Heidenzauber nicht trifft". Der Junge war still und nachdenklich geworden, aber nach einiger Zeit zupfte er den Vater wieder am Gewand „darf ich noch was fragen? Wo kann man denn Jahwe opfern?" „Frag den Großvater" sagte Bildad. Da kletterte der Kleine dem Großvater auf ein Knie, das Schwesterchen schmiegte sich ans andere, und der Alte strich dem Jungen über das krause Haar und erzählte von einst. „Ja, damals war es anders. Da kamen sie von allen Seiten im fröhlichen Zuge und brachten am Pfingstmorgen die ersten Garben in den Tempel. Ein Tempel von Gold und Cedernholz war es, und drinnen im Allerheiligsten wohnte Jahwe. Alle Gebete konnte er hören, und alles, was wir baten, schenkte er uns reichlich. O wie jubelten da am Erntefest die Sängerchöre, wie feierlich schritten die Priester in weißen Kleidern, wie stieg der heilige Weihrauch auf, daß wir von Duft eingehüllt waren. Manches Mal war ich dabei, ja da waren wir glücklich. Und nach dem Opfer, da hallte Gesang und Reigen durch die Gassen der Stadt und draußen auf jedem Hof. Da aßen wir ein gemästetes Kalb und süße Kuchen, die die Mutter gebacken, da blinkte der Wein im Becher, da tanzten Schnitter und Schnitterinnen, Herren und Knechte und Kinder auf sauber gefegter Tenne. Vor dem Stampfen der Füße, dem Jauchzen der Tänzer, dem Klingen der Harfen, Tamburine und Kastagnetten konnte man kein Wort verstehen. Damals hatten wir eben Jahwe in unserer Mitte, da konnte man fröhlich sein. Ach Kinder, wenn ihr das noch einmal erleben könntet. Aber das ist nun alles vorbei, Jerusalem ist gefallen, und der Tempel ist zerstört, Jahwe ist fortgegangen nach dem fernen Norden auf einen

sehr hohen Berg. Und wir sitzen hier mitten unter Heiden, können ihm nicht mehr opfern, und nicht mehr danken und essen ungesegnetes Brot, wie euer Vater sagt. Da gibt es natürlich auch kein Erntefest mehr und keine Erntefreude, ihr armen Kleinen." Die Kinder hatten gespannt zugehört, aber noch arbeitete es hinter ihren kleinen Stirnen. „Sag mal, Großvater, fing der Junge wieder an, Mutter erzählt uns doch so oft von Aegypten und von Moses, und wie sie durch die Wüste kamen. Damals hat doch Jahwe einfach die Väter aus dem fremden Land herausgeholt und wieder nach Hause gebracht, warum kann er nun nicht auch mal kommen und bringt uns sie wieder nach Kanaan?" Bildad schüttelte den Kopf: „Nein Kind, daran mußt du nicht denken, das kommt doch nicht. Das verstehst du jetzt noch nicht". Das kleine Mädchen war von Großvaters Knie herabgeglitten und schmiegte sich an die Mutter. „Mutter", bat es, „sieh mal, Jahwe ist ja doch ganz weit weg, können wir da nicht mit den Babyloniern ein bischen Spaß haben, die haben so schöne Erntemusik?" Die Mutter schrak heftig zusammen und nahm ihr Töchterchen in den Arm. „So darfst du nicht sprechen mein Kind, warnte sie, wenn auch Jahwe weit fort ist, gehören wir doch ganz allein zu ihm, und dürfen nichts zu tun haben mit den Heiden und ihren Göttern. Sieh dich nicht um und horche nicht hin, wenn sie mit ihren Erntewagen vorbeikommen, sie sind unrein und bös." Die Kleine machte sich los und ging zu ihrem Bruder, sie waren beide wieder ganz verschüchtert. So war es doch fast immer, wenn sie eben ein bischen fröhlich sein wollten, dann kamen die Großen mit ihrer Traurigkeit und löschten die Freude wieder aus. Dabei konnten mit der Zeit auch zwei fröhliche Kinder traurig werden. Hand in Hand schlichen sie betrübt in den Hof hinunter und lehnten am offenen Scheuntor, wo die Knechte noch arbeiteten.

Die Großen blieben allein zurück. „Bildad, fragte der Alte, glaubst du, daß wir noch einmal zurückkommen nach Jerusalem?" Bildad zuckte die Achseln: „Nein Vater, das glaub ich nicht; früher hab ich es wohl gedacht, solange Jahwe noch auf dem Zion wohnte. Da meinte ich, er könnte unmöglich die Besten seines Volkes im Elend des Heidenlandes lassen, er würde sich aufmachen und die Heidengötter schlagen und uns zurückführen. Zwar sagten damals schon Jeremias

und Ezechiel: Jerusalem wird fallen, Jahwe selbst schickt euch in die Verbannung. Aber wer glaubte das? Nun ist Jerusalem gefallen, und sie hatten also recht, Jahwe selbst hat uns von seinen Augen verbannt, warum sollte er uns wieder zurückholen? Wenn es wegen der Sünden der Väter geschah, Vater, wir sind auch nicht besser als ihr, wir kommen nie zurück". Die junge Frau hängte sich an seinen Hals mit Tränen in den Augen: „Sprich nicht so, Bildad, sollen wir denn ewig hier weinen? Jahwe wird Gnade üben und uns heimbringen, Jerusalem werden wir wieder aufbauen und den Tempel von Cedernholz und Gold". Bildad schüttelte sie mit einer raschen Bewegung ab und wies aus dem Fenster: „Hörst du die Kinder?" Sie lauschten; draußen plauderten die Kleinen mit einem vorüberkommenden babylonischen Ochsentreiber in babylonischer Sprache. Bildad ballte die Faust und rief die erschrockenen Kinder mit harter Stimme ins Haus. Sollte es dahin kommen, daß die kleinen Kinder mit dem Heidenvolk vertraut würden und die Heimat vergäßen? Nein, ihr Herz sollte hängen an Jahwe und Jerusalem wie die Herzen der Alten, ob sie auch dabei verbluteten.

Unter der breitästigen Eiche vor dem Haus saß die Familie beim Mittagessen zusammen, still und ernst wie immer. Da nahte von Ferne Klingen und Lachen und neckender Zuruf; die Straße hinab tanzte ein Zug babylonischen Schnittervolkes. Bei dem stattlichen Hof machten sie Halt und spähten neugierig hinein, die stumme Tischgesellschaft erregte ihren Aerger. „Gottloses Judenpack", schrie einer herein, „habt ihr denn gar nicht zu singen und zu danken für die große Ernte? Nehmt eure Harfen und spielt uns die Lieder eurer Heimat, so wollen wir danach tanzen." In Bildads Gesicht stieg eine brennende Röte auf, seine Frau neigte den Kopf über den Tisch und weinte. Ach, wie sollten sie ihre Jahwelieder singen hier in der Fremde zum Vergnügen tanzender Heiden? Sie gaben keine Antwort. Da brachen die Babylonier wieder auf, aber einer blieb noch am Zaun stehen und rief ihnen zu: „Undankbares Volk, eure Scheunen füllen mit dem Segen des Landes, das könnt ihr, aber dem segnenden Gott danken und singen und spielen, das mögt ihr nicht, und die ersten Garben sind euch zum Opfern zu schade, — pfui!"

Am Nachmittag versammelte sich die jüdische Gemeinde zu frommer Betrachtung und demütigem Gebet; das war ihre

einzige Erntefeier. Aus gemeinsamen Mitteln hatten sie einen einfachen großen Saal erbaut, wo sie am Sabbath zusammenkamen, um die altheiligen Geschichten und die heiligen Worte des Gesetzes von den Lippen ehrwürdiger Alten zu hören. Dorthin machten sich der Großvater und das junge Ehepaar auf den Weg. In der Nähe des Versammlungshauses trafen sie viele Bekannte, mit denen sie in eifrigem Gespräche stehen blieben. Die reiche Ernte, das Wachstum des Wohlstandes und die guten Aussichten für das nächste Jahr wurden besprochen — und doch alles ohne Freude. Ach, daß sie heute nicht jauchzen und singen, daß sie nicht opfern durften, daß Jahwe ferne war.

Ein paar von weiterher über Land gekommene Bauern traten hinzu mit aufgeregten, geheimnisvollen Gesichtern. „Was gibt's?" fragte man erschrocken. Da erzählten sie mit ängstlichen Gebärden und halblauter Stimme, als ob die Gefahr hinterm nächsten Hause lauere, daß in der großen Stadt Babel, wo sie ihr Korn verkauften, auf allen Gassen und in allen Wirtschaften nur vom Krieg gesprochen werde. Soldatengetriebe erfüllte dort die Straßen, die jungen Mannschaften seien ausgehoben und die meisten schon nach der Grenze befördert worden. Vom Süden oder Osten her sollte Cyrus, ein mächtiger fremder König mit ungezählten Heerscharen unaufhaltsam herandringen, Völker und Reiche, so hieß es, erlägen ihm ohne Gegenwehr. — Der Schrecken, der die Erzähler erfüllte, breitete sich aus, Furcht ergriff alle Herzen. Was sollte aus ihnen werden, waren sie nicht schon elend genug? Aber sie hatten noch immer Haus und Hof und ihr gutes Auskommen. Das würde ihnen dieser sieghafte Cyrus ja nun wahrscheinlich nehmen; sie sahen sich schon als Sklaven, ihre letzte Freude und ihre letzte Hoffnung zerbrochen. Verängstigt und verschüchtert traten sie in das Versammlungshaus ein. — Zuerst wurde gesungen, ach es klang anders als der Sängerchor von Jerusalem, ungeschulte Bauernstimmen sangen eine einfache klagende Weise. Dann trat der Erzähler vor die Gemeinde. Wer war das? Ein andrer, als den sie sonst hörten, wenige kannten ihn, gewiß wohnte er im großen Babel, wo man den einzelnen Menschen kaum bemerkt. Er stand stumm, etwas vorgebeugt, wie in starker innerer Bewegung, und seine Augen blickten, als ob eine verborgene Glut zuweilen hindurchschlüge. Lauschte er noch dem ver-

klungenen schmerzlichen Gesang, oder lauschte er einer fremden Stimme? Nun richtete er sich kräftig auf, wie Freudenleuchten ging es über sein Gesicht, und seine Worte klangen stark und hell:

„Tröstet, tröstet mein Volk", spricht euer Gott.
„Macht Jerusalems Herz wieder froh,
Zu Ende ist seine Knechtschaft, abgetragen seine Schuld,
zwiefache Strafe hat es empfangen". . . .
Hört ihr die Stimme? hört, wie es ruft:
„Bahnt in der Wüste Jahwe den Weg,
bereitet in der Steppe die Straße unserm Gott,
füllt die Täler aus, tragt die Berge ab,
ebnet den rauhen, den hügeligen Pfad —
denn Jahwe will auf der Straße dahinziehen,
nach Jerusalem seinem Volke vorangehen,
sein heimkehrend Volk soll ihn wieder schauen
und seine Herrlichkeit allen Menschen offenbar werden".

Steige auf den Berg, schau nach ihm aus,
du Freudenbotin Zion
und rufe es laut mit mächtiger Stimme
über die Städte Judas hin:
„Da kommt euer Gott!"
Ja der Herr, Jahwe, wird kommen mit Macht,
wie ein Hirte wird er seine Herde weiden,
die zarten Lämmer an seinem Busen tragen.

Warum sprichst du Jakob, warum sagst du Israel:
Jahwe weiß nichts von mir, Jahwe kann mir nicht helfen?
Weißt du's denn nicht, hast du nicht gehört,
daß Jahwe die ganze Erde erschuf
und ein Herr über alle Völker ist?
Er kann dich retten aus fremdem Land.
Die auf Jahwe hoffen, kriegen neue Kraft,
daß sie auffliegen wie junge Adler,
daß sie laufen und werden nicht matt,
daß sie eilen und werden nicht müde. — — —

„Wie sollte ich dich verlassen, Israel?
Kann auch ein Weib ihr Kindlein vergessen,
sich nicht erbarmen über den eigenen Sohn?
Und wenn sie auch seiner vergäße,
will ich dein doch nicht vergessen!" ist der Spruch Jahwes. — — —

„Fürchtest du dich vor Cyrus, Israel?
Ich, Jahwe, bin's, der alles macht,
ich bin der Herr über Himmel und Erde,
und zu Cyrus spreche ich „mein Hirt":

nur was mein Wille ist, führt er aus;
er spricht zu Jerusalem, „werde wieder erbaut“
und zum Tempel „werde wieder gegründet“.
Um deinetwillen, Israel, habe ich ihn gerufen,
darum will ich den Weg ihm ebnen,
will die Riegel der Tore vor ihm zerbrechen
und die Mauern der Städte vor ihm zertrümmern,
denn er wird meine Gefangenen freigeben
und meine Stadt wieder aufbauen“. — — —

„Sei getrost, Israel, du bist frei;
„Ich rufe dich bei deinem Namen, du bist mein.
Fürchte dich nicht, ich bin mit dir,
laß dich nicht schrecken, ich bin dein Gott,
ich mache dich stark, ich helfe dir auch
ich halte dich fest mit meiner rechten Hand“. — — —

Die frohlockende Stimme hatte geendet, die Gemeinde atmete tief auf, noch zitterten alle Herzen. Dann fingen sie an zu flüstern: das ist kein Lehrer, das ist ein Prophet; ein Gottgesandter; ein Jahwebote. Sie strömten ins Freie, Hoffnungsfreude strahlte aus allen Augen. Sollte man dem Jahwebooten nicht glauben? Man mußte ihm glauben, Gottes Stimme hatte deutlich aus ihm gesprochen. Und also war die Freiheit nahe, Cyrus, den sie gefürchtet, sollte ihr Erlöser sein. Jahwe selbst hatte Cyrus berufen, er hatte sein Volk nicht vergessen, er liebte es noch. Und er sollte mit ihm heimkehren nach Jerusalem. Die Königsstadt sollte wieder erstehen und der Tempel auf dem Zionsberge. Neue Hoffnung und neue Kraft erfüllte die Verbannten; am Abend dieses Tages sangen sie doch noch Erntelieder, und ihre Kinder spielten jauchzend vor den Türen.

Haggai.

Es ist vorher erzählt, wie Cyrus den Deportierten die Erlaubnis zur Heimkehr gegeben hat und ein erster Zug von Serubabel und dem Priester Josua zurückgeführt worden sind. (537 v. Chr.) In den Ortschaften der näheren und weiteren Umgebung Jerusalems haben sich die Heimgekehrten angesiedelt, provisorische Hütten gebaut und mit der Bearbeitung der wüst liegenden Felder begonnen. In den ersten Wochen nach der Ankunft ist auf der Trümmerstätte des alten Tempels der Brandopferaltar wieder errichtet worden. — Die Erzählung überspringt nun die ganze erste Zeit nach der Rückkehr und setzt im Jahr 520 wieder ein [1]).

[1]) Die Darstellung beruht ausschließlich auf Hagg. 1. Die z. T.

Es war ein Julineumond des 17. Jahres nach der Heimkehr der Verbannten. Die Gemeinde hatte das Opfer auf dem Zionsberge beendet, der Tempelplatz war wieder leer. Nur zwei Männer waren noch zurückgeblieben und schritten schweigend in den Ruinen umher. Der Platz bot ein trostlos ödes Bild. Einige Mauerstücke und hier und da ein paar Säulen standen noch, dazwischen ganze Berge von Steinen und Schutt, auf dem Unkraut wucherte, und aus dem halb verkohlte Balken heraus ragten. Weit den Berg hinunter lagen zerbrochene Steinplatten, Säulenreste, Ziegel, ein großes Trümmerfeld. Wo war die Herrlichkeit des Tempels, vor dem einst die Fremden bewundernd standen, weil dies Bauwerk ringsum in der Welt nicht seinesgleichen hatte? Fast 70 Jahre war er nun schon eine traurige Ruine. Wie lange würde es noch so bleiben? —

Die beiden Männer betrachteten schweigend die Reste einer glänzenden Vergangenheit. Endlich brach der Jüngere das Schweigen: „Die Versammlung war mir heute fast unerträglich, Amarja. Ist das eine Feier, die unseres Gottes würdig ist, hier unter freiem Himmel zwischen diesen Schutthaufen? Ich sah es auch wohl, es lastet auf allen, es ist keine Freude bei diesen Opfern. Wie könnte es auch anders sein, hier, wo jeder Stein uns daran mahnt, was wir einst besessen haben und nicht mehr besitzen". Der andere zuckte die Achseln: „Unser Volk hat Schlimmeres ertragen als das, Haggai. Wir sollten dankbar sein, daß wir doch wieder auf Zion reine Opfer bringen können". „Ist dir das schon genug? rief Haggai eifrig. Wie lange sind wir nun hier im Lande? Bald werdens 17 Jahre, und noch regt sich keine Hand zum Tempelaufbau. 17 Jahre, und noch liegt hier alles, wie an dem Tag, da unsere Väter nach Babel geschleppt wurden. Jahraus, jahrein mahnen diese Steine unsere Gemeinde vergeblich an ihre Pflicht." „Mich wundert es nicht", sagte Amarja, indem er sich auf einen Mauerrest hinsetzte, „es ist so vieles anders gekommen, als wir es uns gedacht hatten. Du hast ja das alles nicht so miterlebt, du warst noch ein Knabe, als wir damals hier wieder unsere Hütten aufschlugen. Ach, das waren bittere Jahre, junger Freund, bittere Jahre, die schwersten, die ich durchgemacht habe." Er schwieg und

abweichenden Berichte des Chronisten in Esra 3 und 4 sind als später zurecht gerückt nicht benutzt worden.

sah in das Land hinaus. Nach einer Weile fuhr er fort: „Vielleicht erinnerst du dich noch daran, oder hast davon erzählen hören, wie wir damals vom Jordan hier heraufzogen. Das war ein Jubeln und Singen, die Posaunen klangen wir wußten uns ja nicht zu lassen vor Freude, als die Höhe von Jerusalem sichtbar wurde. Wir waren ja endlich am Ziel unserer Sehnsucht, im Vaterland. Die meisten von uns hatten es noch nie gesehen, aber die Eltern hatten uns davon erzählt, und als Kinder schon sangen wir die Lieder von dem Lande, da Milch und Honig fließt. Unsere Freude war wohl nicht geringer, als die Freude der Alten, die nun den Boden wieder betraten, auf dem sie als Kinder gespielt hatten. — Und dann kam die Enttäuschung! Wir warens ja gern zufrieden, daß wir in erbärmlichen Lehmhütten wohnen mußten, wie wirs drüben in Babel freilich nicht gewohnt waren. Und daß die Felder zuerst eine Wüste voller Unkraut und Steine waren, war auch nicht anders zu erwarten. Wir gingen mutig an die Arbeit und wenns auch zehnmal mehr Schweiß kostete als die Arbeit in Babel, wir fragten nichts danach. Aber wo war die gerühmte Fruchtbarkeit des Landes? Wo blieb der Erfolg unserer Mühe? So jämmerliche Ernten hatten wir nie gesehen. All unsere Mühe brachte uns keinen Schritt weiter. Was haben wir alles durchgemacht! Du weißt es selbst. Wo ist unser Wohlstand geblieben? Wir hatten Mühe, uns vor dem Hunger zu schützen." Er stand auf. „Und da sollen wir an den Tempelbau denken, wo viele noch nicht einmal soweit sind, daß sie sich ein richtiges Haus bauen konnten? Unmöglich."

Haggai schüttelte den Kopf: „Mag sein, daß es schwer ist, aber ich begreife es doch nicht, daß niemand die Hand regt. Jahwes Haus geht doch dem eignen Hause vor. Fühlen denn die Leute nicht, daß sie ihre heiligste Pflicht versäumen? Du weißt es doch besser als ich, wie sie damals keinen größeren Wunsch hatten als den, das Gotteshaus wieder aufbauen zu können. Wo ist denn der Eifer? Wo sind die Vorsätze und Versprechungen? Nein ich verstehe es nicht, ich begreife Serubabel nicht, daß er da nicht eingreift." „Junger Freund", antwortete Amarja unwillig, „denkst du, Serubabel und die Aeltesten hätten nicht auch jetzt noch den Wunsch, den Tempel gebaut zu sehen? Aber was helfen Wünsche? Vorläufig können sie nichts tun, wir müssen bessere Zeiten

abwarten. Wie stehts wieder mit der Ernte! So traurig hat es noch kaum ausgesehen, seit wir hier sind. Wo soll da das Geld herkommen zu dem Bau? Ja früher, da hieß es: der Perserkönig gibt das nötige Geld aus seiner Kasse. Aber man hat bis heute nichts davon gesehen. Möglich, daß der König es gegeben hat, aber der Weg von Babel hierher ist weit — wer weiß, wo es geblieben ist? Doch das ist gewiß, ohne eine solche Unterstützung kann die Gemeinde den Bau unmöglich beginnen." Haggai schwieg und sah vor sich auf den Boden. Amarja legte ihm die Linke auf die Schulter und zeigte auf die Häuser und Dächer von Jerusalem: „Sieh doch hin, diese elenden Hütten! Das ist jetzt die Davidsstadt! Das ist noch viel größere Not, da gilt es erst zugreifen, meine ich. Aber gleichviel, — wenn dir auch der Tempelbau zehnmal wichtiger scheint, in einem solchen Jahr wie jetzt wirst du niemand finden, der dafür Sinn hat." „Weißt du das so gewiß? gab Haggai zurück. So denkst du und vielleicht noch mancher, aber ich zweifle nicht, es gibt noch Leute genug in der Gemeinde, die anders denken. Ich weiß, die Alten, die noch den Tempel Salomos gesehen haben, die denken wie ich. Und sollten die denn keine Stimme mehr in der Gemeinde haben? Die werden helfen, daß endlich geschieht, was längst hätte geschehen müssen." Amarja gab dem Eifrigen die Hand: „Wollte Gott, es würde vollendet, was wir alle wünschen, aber ich fürchte, es ist noch lange unmöglich". Die beiden stiegen den alten Stufenweg zur Stadt hinunter, trennten sich dort und gingen in verschiedenen Richtungen davon.

Nicht lange danach machte sich Haggai von Gibeon auf den Weg nach Hebron. Dort wohnte ein Freund seines Vaters, der alte Jonathan, der unter den Heimgekehrten in hohen Ehren stand. Die Alten, die damals die Zerstörung Jerusalems miterlebt hatten, sahen Jonathan als ihren Führer an, und zuweilen sammelten sie sich in seinem Hause, soweit sie noch rüstig genug waren, um den Weg zu machen. Zu diesem Mann wollte Haggai, um seine Unterstützung in der Sache des Tempelbaues zu gewinnen.

Es war eine gute Tageswanderung bis Hebron, und der Weg führte ihn durch Berg und Tal an einer Reihe von Dörfern und Ansiedlungen der Gemeinde vorüber. Er erschrak doch manchmal, wenn er aus dem Walde heraustrat und

solch ein Dorf vor sich liegen sah. Nur hin und wieder ein paar fest gebaute Häuser, meist sah er noch die kleinen Lehmhütten, die sich die Ansiedler damals im Anfang vorläufig gemacht hatten. Und wie sah es auf den Feldern aus! Nirgends ein volles wogendes Kornfeld, spärlich und unregelmäßig standen die kurzen Halme, und die graurote Farbe der Aehren bedeutete nichts Gutes. Was da wuchs, lohnte kaum die Mühe des Schneidens. Seit Monaten war kein Tropfen Regen gefallen, und wenn er jetzt auch kam, viel war nicht mehr zu retten. Dem magern Vieh auf der Weide sah mans auch an, daß ihm das saftige Gras fehlte. — Haggai machte der Anblick der Felder das Herz schwer. Ja, Amarja hatte recht, jetzt die Gemeinde zur Arbeit am Tempelbau zu veranlassen, das war wohl kaum möglich. Und doch sträubte er sich gegen diese Erkenntnis. Es mußte doch sein.

Es war bald Abend, als er von Bet-Sur in das Tal hinabstieg, an dessen Abhang Hebron lag. Der Hof Jonathans war schnell gefunden, und als er durchs Tor einbog, sah er den weißhaarigen Greis mit mehreren Alten vor dem Hause unter großen Bäumen sitzen. Jonathan erkannte ihn und nahm ihn mit zu den Alten, die ihn als Sohn ihres Jugendgenossen willkommen hießen. Sie sprachen von seinem Vater, und bald kam die Rede auf die früheren Zeiten. Haggai hörte zu und suchte nur, wie er sagen sollte, was ihm auf dem Herzen lag. Die Gelegenheit kam schnell genug, und in beredten Worten setzte er den Alten auseinander, wie unrecht es sei, daß der Tempel noch immer in Trümmern läge, daß die Leute an ihre Häuser dächten statt an Gottes Haus. Er bat sie, all ihren Einfluß geltend zu machen, daß nun endlich das heilige Werk angefangen würde. Stumm hörten die Greise seiner leidenschaftlichen Rede zu; keiner antwortete, als Haggai schwieg. Endlich brach Jonathan das peinliche Schweigen; „Deine Meinung ist gut, mein Freund, wir verstehen deinen Schmerz. Haben wir doch nur diesen einen Wunsch, daß unsere alten Augen noch einmal den Tempel des Herrn auf dem heiligen Berge sich erheben sehen, das wäre unser größtes Glück. Aber wir werden es nicht erleben. Es ist noch nicht Zeit, Jahwe das Haus zu bauen. Jahwe will es nicht. Noch lastet schwer auf uns die Hand seines Zornes. Auf unseren Aeckern ruht sein Fluch. Was die Sonne nicht verbrannt hat, hat der Hagel zerschlagen, nun schon in mehr als einem Jahr.

Noch ist die Schuld der Väter nicht gebüßt, Jahwe zürnt noch seinem Volk und will sich noch nicht wieder zu uns kehren. Noch dürfen wir ihm das Haus auf Zion nicht bauen, er würde es zerschmettern mit seinem Blitz. Wir müssen warten und beten". Die andern nickten, so dachten sie alle. Haggai war erschrocken. Daran hatte er nicht gedacht, in seinem jugendlichen Eifer hatte er sich gegen Gottes Willen erheben wollen. Die Alten hatten ja recht, sie verstanden Gottes Willen, so mußte er auch stille sein und warten. — Haggai sprach nicht mehr davon, und traurigen Mutes nahm er am andern Tag wieder Abschied und kehrte heim.

Wieder ging der Weg über die verdorrten Wiesen, vorbei an den verbrannten Kornfeldern. Er sah es, Jahwes Zorn lag schwer auf dem Lande. Nicht von ungefähr mißriet eine Ernte nach der andern, das war Gottes Strafe. Haggai dachte darüber nach. Warum die Strafe? Um der Väter Sünden willen? war ihre Schuld so groß, daß ein halbes Jahrhundert der Verbannung sie noch nicht sühnen konnte? — Plötzlich fuhr er zusammen. Wer hatte da gesprochen? Deutlich hatte er es gehört, wie eine Stimme sagte: nein, eine neue Schuld! Ringsum war alles still, wolkenlos spannte sich der Himmel, die heiße Luft über den Gräsern flimmerte. Kein Laut. Haggai warf sich auf die Erde, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und betete. Gott hatte zu ihm gesprochen. Er hatte verstanden. Das Unglück war nicht ein Zeichen, daß Gott noch Israels alter Sünde zürnte und noch nicht zurückkehren wollte. Nein, er zürnte dem jetzigen Geschlecht. Weil es sein Haus nicht baute, d a r u m schickte er Dürre und Hagel! So war es doch Zeit, den Bau zu beginnen, grade weil er zürnte, war es Zeit. — Mit neuer Kraft erwachte nun in Haggais leidenschaftlicher Seele der drängende Eifer. Er konnte den Tag nicht erwarten, wo er vor das Volk hintreten könnte im Namen Jahwes, der ihm die Erleuchtung gegeben hatte.

Das nächste Neumondsfest versammelte wieder die Gemeinde auf dem Tempelplatz. Da war Haggais große Stunde gekommen. Als die Opfergebete verklungen waren, trat er an den Altar und sprach: Jahwe, der Herr der Heerscharen, spricht durch meinen Mund. Da sagen die Leute, die Zeit zum Tempelbau ist noch nicht gekommen, laßt uns warten, bis Gott sich uns gnädig erzeigt und bessere Zeiten schickt.

Aber Jahwe ſchickt mich, daß ich euch ſage: Iſt es denn Zeit, daß ihr in euren Häuſern wohnet, während mein Haus noch in Trümmern liegt? Bedenkt doch, wie es euch ergeht! Reichlich habt ihr geſäet, aber wenig fahrt ihr ein, ihr habt gegeſſen, aber zum Sattwerden reicht es nicht, ihr habt getrunken, aber den Durſt zu löſchen wars nicht genug, ihr habt euch gekleidet, aber um warm zu werden, iſt's zu knapp und wer um Lohn arbeitet, verdient in einen löcherigen Beutel!

Es ging ein Murren durch die Verſammelten. Ja, ſo wars ſeit Jahren, jeder wußte es, warum erinnerte er ſie noch daran? Es war allen bitter genug. Haggai aber fuhr mit lauter Stimme fort: Ja, ihr zähltet auf viel, aber es fand ſich wenig, ihr brachtet es ein, ich blies es fort. Warum das? So ſpricht Jahwe durch meinen Mund: Um meines Hauſes willen, das ihr in Trümmern liegen laßt, und denkt nur ein jeder an ſein eigen Haus. Drum hielt der Himmel ſeinen Tau zurück und die Erde ihren Ertrag. Drum rief ich Dürre über das Land herein, über Korn und Moſt und Oel, und was der Boden trägt, über Menſch und Tier und über alles, was der Hände Arbeit erwirkt. Drum, ſo ſpricht Jahwe: Steigt hinauf ins Gebirge, ſchafft Holz herbei, und baut den Tempel, daß ich Wohlgefallen an euch habe und euch wieder ſegne!

Die erhoffte Wirkung blieb nicht aus. Die in leidenſchaftlichem Ton geſprochenen Worte und das ganze entſchiedene Auftreten des Haggai riß die Verſammlung mit fort. Und als nun der Statthalter Serubabel vortrat und der Gemeinde die Frage vorlegte, ob der Bau begonnen werden ſollte, da hoben ſie alle die Hand, kaum einer war, der ſeine Zuſtimmung verſagte.

Noch am ſelben Tag ſaß Serubabel mit ſeinen Schreibern am Markt, und einer nach dem andern von den Familienhäuptern trat heran und ließ aufſchreiben, wieviel er beiſteuern wollte in Geld und Holz und Arbeitsleiſtung. Drei Wochen ſpäter begannen die Arbeiten.

Man kann fragen, ob es erforderlich iſt, die Geſchichte des Haggai ſo ausführlich erzählend darzuſtellen. Und gewiß kann ſtatt deſſen auch ein einfacher Bericht über die Vorgänge eintreten. Gleichwohl ſcheint mir unſere Behandlung berechtigt, weil ſo die Geſtalt des Haggai, der die Seele des ganzen Tempelbaus iſt, auf dem Hintergrund ſeiner Zeit wirkſam hervortritt. Haggai iſt kein Amos oder

Jeſaias, aber die Perſönlichkeit, die wir zu zeichnen verſuchten, ſcheint uns doch intereſſant genug. Seine zunächſt höchſt langweilige und unbedeutend erſcheinende Rede, erweiſt ſich ſo auch höchſt fruchtbar für den Unterricht. Die Erzählung führt von ſelbſt zu einer Beſprechung des Problems: Schuld und Schickſal. Die Deutung des Unglücks als Strafe iſt als allgemeines Prinzip verkehrt und wirkt gewöhnlich als Quietiv (Jonathan), aber es hat ſeine Berechtigung, das eigne Unglück zu eigner Schuld in Beziehung zu ſetzen, wenn daraus ein Antrieb zum Handeln folgt (Haggai). Die Frage nach der „Schuld" der Gemeinde gibt ferner einen willkommenen Anlaß, über zwei ernſte Dinge zu ſprechen: die Abhängigkeit des religiöſen Lebens von der wirtſchaftlichen Lage des Menſchen und die Verpflichtung, die in allem Idealismus liegt (die Exilierten haben ihre religiöſe Not über alles geſtellt und in äußerlich glücklicher Lage nur um den Verluſt des Tempels getrauert. Dieſer hochgeſpannte Idealismus verpflichtet ſie nun auch, den Wiederaufbau des Tempels als die allererſte Aufgabe in Angriff zu nehmen).

Die Prophetengeſchichten, für deren Darſtellung wir die letzten drei Erzählungen als Proben gegeben haben, ſind nicht darauf berechnet, von den Kindern ausführlich nacherzählt zu werden. Man wird ſich da mit einer einfachen zuſammenfaſſenden Wiedergabe begnügen, bei der die Geſpräche nur dem Inhalt nach angeführt werden. Die benützten Prophetenſtellen werden nachher in der Bibel geleſen und einzelne wertvolle Worte in einem korrigierten Luthertext eingeprägt.

In Nazareth.

Es wurde Frühling im Lande, die lange trübe Regenzeit war vorüber, die Sonne stand wieder strahlend am blauen Himmel. Die Wiesen bekamen schon einen frischen grünen Schimmer, an den Feigenbäumen schwollen die Knospen, und auf ihren Zweigen sangen die Vögel ihre neuen Lieder. Da wurde es auch in Dorf und Stadt lebendig: mit Pflug und Egge zog der Bauer aufs Feld, die Hirten trieben ihre Herden aus, in den Gärten sah man Männer und Frauen geschäftig. In den Straßen der Städte schlugen die Händler ihre Buden auf und auf dem Markt sah man wieder Maultiere und Kamele, die dort zur Reise beladen wurden. Ueberall war Leben.

In dem kleinen Städtchen Nazareth an den Abhängen des galiläischen Hügellandes regte sich auch neues Leben und Treiben. Nicht weit vom Marktplatz, dort, wo die Straße langsam zur Höhe hinaufsteigt, sah man Zimmerleute bei der Arbeit an einem neuen Hause. Die Dachbalken wurden zusammengefügt, man hörte weithin das Hämmern und Sägen und wohl auch ein munteres Lied der Arbeiter. Unten vor dem Hause an der Hobelbank stand der Zimmermeister, vor ihm lagen Pläne, auf denen er mit dem Zirkel maß und rechnete. Es war ein junger Meister, unter der graden weißen Stirn blickten ein paar leuchtende Augen, die zuweilen einen sinnenden Ausdruck annahmen.

Das Geräusch nahender Schritte ließ ihn von der Arbeit aufblicken. „Gott grüß' dich, Meister!" riefen zwei junge Männer, die mit dem Wanderstab die Straße herauf kamen, „gibt es hier Arbeit für uns?" Der Meister erwiderte den Gruß und sagte, indem er die beiden forschend betrachtete: „Es ist wohl noch ein Platz für euch offen; aber sagt, wer seid ihr, woher kommt ihr?" Da traten sie näher heran und erzählten, sie kämen von Jericho, da hätten sie zuletzt gearbeitet. „Aber dann gings da nicht mehr", schlossen sie. „Warum denn nicht, hattet ihr einen besonderen Grund, die Arbeit in Jericho aufzugeben?" „Ja", sagten die Wanderer, „es

hatte einen besonderen Grund, wir sind entlassen worden, es paßte unserem Meister dort nicht, daß wir uns auch zu dem neuen Propheten hielten und uns von ihm haben taufen lassen." „Taufen lassen?" fragte der Zimmermann verwundert, „ein neuer Prophet? Was ist es damit?" „Wie," riefen die beiden, „hat man denn hier noch nichts davon gehört? Von dem Propheten Johannes, der in der Jordanau vom Gottesreich predigt und viele Leute tauft? O das ist ein gewaltiger Mann. Der redet, daß es einem durchs Herz geht. Er sagt, wir müßten uns alle bekehren und von unseren Sünden reinigen, denn nun soll bald, ganz bald die Zeit kommen, wo Gott seine Herrschaft auf Erden aufrichten wird, wie unser Volk so lange schon gehofft. Das ist nun ganz nahe, nun wird Gott den Messias senden." Gespannt hatte der Meister gelauscht, in seinen Augen leuchtete es auf von Staunen und heißer Freude. Der Zirkel war seiner Hand entfallen. Einer der Gesellen hob ihn auf und legte ihn auf die Hobelbank. Er beachtete es nicht. „Bei Jericho ist der neue Prophet?" fragte er. „Ja, dort in der Nähe am Jordanufer. Wir waren oft bei ihm da draußen. Ein seltsamer Mann. Nur ein Fell hat er sich mit einer ledernen Gurte umgebunden und mit seinem großen Bart und seinem langen Haar sieht er fast erschreckend aus. Manche sagen, so müßte ungefähr der Prophet Elias ausgesehen haben. Er lebt da draußen in einer Höhle und nährt sich wie die ärmsten Leute nur von dem Honig, den er da findet und von Heuschrecken. Und er ist doch, wie man hört, gar nicht aus einem armen Hause." — Der Meister reichte den beiden die Hand: „Habt Dank für diese Botschaft, habt Dank. Und nun kommt mit zu meinem Gesellen dort, der wird euch die Arbeit für morgen anweisen." Damit ging er ihnen voran in das Haus, winkte dem Gesellen und übergab die beiden neuen Arbeiter seiner Leitung. Dann ging er zur Hobelbank zurück, rollte die Pläne zusammen, nahm Zirkel und andere Geräte und ging. —

Der Geselle besprach mit den Neulingen ihre Arbeit. Da fragten sie: „Wie heißt denn der Meister?" „Das ist der Zimmermann Jesus", sagte er, „er ist noch nicht lange unser Meister, vor einigen Jahren starb sein Vater Joseph, da ist er als der älteste Sohn an die Stelle getreten." „Er scheint ein freundlicher Mann", meinte einer der Neuen. „Freilich, freilich," sagte der Geselle eifrig, „ein freundlicher Mann, ich hab

ihn wahrhaftig noch kein böses Wort sagen hören. Und ein besonderer Mann, fast zu ernst. Wir verstehen ihn auch nicht immer, wenn er mit uns spricht in der Werkstatt oder abends, wenn wir heimgehen. Wer weiß, wo er immer seine Gedanken hernimmt. Ich sage, es ist was besonderes mit ihm. Nun, ihr werdet ja sehen." Damit griff er zur Säge und die drei gingen an die Arbeit. —

Am andern Morgen waren die Zimmerleute wieder früh geschäftig. Aber der Meister fehlte. Die Sonne stieg höher, es war schon neun Uhr, aber er kam nicht. „Wo er bleiben mag", murmelten die Gesellen vor sich hin, „er war doch sonst immer der erste bei der Arbeit." Da kam eine Frau vom Markt her auf den Neubau zu. Sie trug eine Tasche und allerlei Rollen. Sie winkte dem ältesten Gesellen, der sie ehrerbietig grüßte, und gab ihm die Sachen. „Hier sind Pläne und Zeichnungen, ihr müßt schon allein fertig werden, mein Sohn kommt vorläufig nicht zur Arbeit, er ist heute früh fortgewandert nach Jericho. Da soll ein Prophet sein, sagt er, da müßte er hin. Er war ganz aufgeregt. Ich suchte ihn vergeblich zurückzuhalten. Ich darf nicht bleiben, sagte er, ich muß gehen. Nun hier sind die Papiere, die soll ich dir geben."

Als sie gegangen war, sammelten sich die Arbeiter um die beiden Zugewanderten, und die mußten nun mehr erzählen von dem neuen Propheten, zu dem der Meister gereist war. Alles wollten sie hören, von seiner Predigt und dem Taufen, und wie er aussah, und wie die Leute zu ihm strömten aus der ganzen Umgegend. Die beiden erzählten gern. Da fragte einer von den Gesellen: „Ob das nun der Messias ist, denn Gott schicken will, um unser armes Volk glücklich zu machen?" „Nein", sagte einer der Neuen, „das haben zuerst wohl einige gedacht, aber wir haben selbst gehört, wie er sagte: nun käme bald einer, der viel größer wäre als er." „Ja", bestätigte der andere, „ich weiß noch, wie er einmal sagte: es kommt einer, der ist stärker als ich, so groß, daß ich nicht wert bin, mich vor ihm zu bücken und ihm die Schuhriemen zu lösen, der wird euch mit heiligem Geist taufen." „O wenn das doch wahr wäre", sagte einer von den Arbeitern, „wenn er doch wirklich käme, der Messias, der unser Volk glücklich machen soll! Wenn wir das doch erlebten!" — „Ja, wenn er doch käme!" stimmten die anderen leise ein.

— Der erste Geselle rief zur Arbeit, und bald hörte man wieder das Hammern und Sägen und den Zuruf der Zimmerleute. Der Meister aber wanderte die Straße hinab zum Jordan.

Die Erzählung begleitet nun Jesus weiter auf diesem Wege zur Jordansaue und versucht dabei ein wenig die seelische Spannung zu schildern, in die er durch die Nachricht von der messianischen Predigt des Täufers versetzt wurde, die seine eigenen Hoffnungen und Gedanken getroffen hat. Dem Verständnis, besonders der innerlichen Seiten der messianischen Erwartung, die im allgemeinen vor der Leben-Jesu-Erzählung bei der Schilderung des Spätjudentums besprochen sein muß, läßt sich durch die Andeutung der Reflexionen Jesu auf dem Wege zu Johannes vorarbeiten. Natürlich handelt es sich nicht um Reflexionen über seine eigne Messiaswürde. Jesus geht aus in der Hoffnung, das Kommen des Messias zu erleben, in seiner Seele ist wie in den Herzen aller Frommen das Gebet: Herr sende den Messias zu uns. Wie er dann am Jordan sich selbst als den Gottgesandten findet, ist der Gegenstand der folgenden Erzählungen. Man wird natürlich darauf verzichten, das Geheimnis der Berufung entschleiern zu wollen. Gleichwohl sollte das Tauferlebnis einigermaßen psychologisch motiviert erscheinen, da es sonst den Kindern gänzlich unverständlich und eindruckslos bleibt. Wir haben durch zwei Episoden diese Vorbereitung zu geben versucht, die aus Luk. 3, 12–14 herausgesponnen sind. Wir fühlen freilich die Unzulänglichkeit unserer Darstellung hier deutlicher als irgend sonst, immerhin mag sie vielleicht einen Weg zur Lösung der Schwierigkeit zeigen.

Der Soldat.

(Zwei Männer haben Johannes um die Taufe gebeten. Er ist mit ihnen zum Ufer hinuntergegangen, hat sie getauft und kommt nun zurück zu der Menge, die in einiger Entfernung vom Ufer stehen geblieben war. Jesus ist unter den Zuschauern.)

So gingen sie langsam den Abhang hinauf. Jesus betrachtete forschend die beiden Neugetauften, als wollte er in ihren Seelen lesen. Wie mußte denen ums Herz sein! Wie mußten sie sich frei fühlen, nachdem sie so mit einem starken Entschluß ein neues Leben angefangen hatten! Sie waren nahe herangekommen. Jesus sah, wie der eine, der Soldat, stehen blieb. Seine Augen waren auf den Boden gerichtet, unruhig zerrten die Hände an seinem Gürtel. „Meister?“ sagte er in verlegenem Ton. Der Täufer wandte sich zu ihm hin: „Nun?“ „Meister“, begann der Getaufte, „was soll ich denn

nun tun, um rein zu werden? Wie soll ich das anfangen?" „Du bist Soldat", antwortete Johannes, „und ihr Soldaten steht in dem Ruf von harten und rohen Menschen. Ihr plagt die Leute, bei denen ihr im Quartier liegt, nehmt ihnen weg, was ihr nur könnt und werdet noch grob und gewalttätig obendrein. Nicht umsonst nennt man euch eine Landplage. Fragst du noch, was du tun sollst? Anders muß es mit dir nun werden, dein Sold sei dir genug, kein Stück Brot nimmst du, das nicht dir gehört, und kein grobes Wort darf nun noch über deine Lippen kommen, kein einziges." Aber der Soldat ging noch nicht. Er schüttelte leise den Kopf. „Ach ja, Meister", fing er wieder an, „so müßte es ja sein. Aber das kann ich ja gar nicht. Mit dem Sold zufrieden sein, das ist leicht gesagt. Aber wie soll einer von den paar Pfennigen leben? Das ist rein unmöglich. Und die Quartierleute geben einem auch gutwillig nicht eine Schnitte Brot, die würden uns ruhig verhungern lassen, wenn wir sie nicht zwängen, uns ihre Kisten und Schränke aufzuschließen. Es geht gar nicht ohne Gewalt ab in unserem Stande." Der Prophet sah ihn mit einem herrischen Blick an: „Es geht nicht, sagst du, es geht nicht? Aber ich sage dir, du mußt! Kommt es darauf an, ob du viel oder wenig zum leben hast? Nein, sage ich, sondern daß dich der kommende Richter rein findet. Oder willst du verworfen werden, wie man einen unfruchtbaren Baum ins Feuer wirft?" Erschrocken schlug der Soldat die Augen nieder. „Nein, nein", stammelte er, „ich will ja alles tun." Langsam, zögernd wandte er sich zum Gehen. Jesus folgte ihm mit dem Blick: Wie mutlos der Mann aussah! Ob der die Kraft finden würde, wirklich ein anderes Leben anzufangen? — Noch lange dachte er darüber nach. —

Der Zöllner.

Einige Tage darauf wanderte Jesus gegen Abend nach Jericho, wo er in einer Herberge wohnte. Die Erlebnisse des vergangenen Tages erfüllten seine Gedanken. Viele hatten sich heute taufen lassen. Wie hatte der wunderbare Mann da draußen heute geredet! Das war ein gewaltiger Mensch. Ein Prophet wie nur ein Jesajas oder Jeremias. Ja größer als sie. Wie er die Gewissen traf! Alle beugten sie sich vor der Gewalt seiner Worte. Ein merkwürdiges Bild: all diese Menschen da draußen,

viele vornehme Leute darunter, Leute von Rang und Ansehen, alle um diesen rauhen Einsiedler geschart, und er wie ein Herrscher unter ihnen. Wie mußte der Messias sein, wenn dieser Gewaltige sich wie ein geringer Knecht vor ihm fühlte! — In solchen Gedanken war er eine Strecke Weges gegangen, als er einen gutgekleideten Mann einholte, der langsam der Stadt zuschritt. Er grüßte ihn. Sein Gesicht war ihm nicht unbekannt, er mußte ihn wohl draußen am Jordan schon gesehen haben. Er fragte ihn darnach und erfuhr, daß der Wanderer schon oft bei dem Täufer gewesen war und jetzt eben wieder von dort kam. Da sie denselben Weg hatten, gingen sie miteinander und redeten über die Erlebnisse des letzten Tages und über Johannes. Jesus sprach mit Bewunderung von dem Propheten. Sein Begleiter stimmte ihm zu, aber ohne rechte Freude. „Ja, er ist ein großer Prophet", nickte er und seufzte. Jesus sah ihn fragend an. Da fing er an: „Sieh, ich will dir alles sagen. Seit ich dich da draußen am Jordan sah, ist mirs, als müßte ich zu dir Vertrauen haben. Ja es ist wahr, der Johannes ist ein gewaltiger Prophet, aber mich hat er nur elend gemacht. Es ist alles recht, was er sagt, seit ich ihn gehört habe, sehe ich erst, wie es mit mir steht. Aber .. ich weiß nicht, ob du vor einigen Tagen auch gehört hast, was da ein Soldat zu Johannes sagte." Als Jesus nickte, fuhr er fort: „Sieh, so geht es mir auch, ich kann nicht, was Johannes fordert. Ich bin Zöllner in Jericho. Keinen Heller nehmen, der nicht von rechtswegen dein ist, so fordert Johannes, und ich weiß, daß er recht hat, daß ich gesündigt habe schon jahrelang. Aber kann ich das aufgeben? Du weißt, wies mit der Zollpächterei ist: wenn wir uns genau an die Taxe halten, bringen wir kaum soviel zusammen, wie wir abliefern müssen. Was soll man da machen? Man muß doch leben, Frau und Kinder wollen auch ernährt sein. Wenn ich da anfangen wollte, streng redlich zu verfahren — ja da würde ich bald mit den Meinen betteln müssen. Und doch — ich weiß, daß ichs so nicht weiter treiben darf. Seit ich den Johannes gehört habe, läßt mir mein Gewissen keine Ruhe mehr." Er schwieg und starrte vor sich hin. Jesus legte ihm die Hand auf die Schulter: „Hast du denn gar kein Vertrauen, daß Gott dir durchhelfen wird, wenn du um der Gerechtigkeit willen zum Bettler wirst?" Der Zöllner schüttelte traurig den Kopf. „Mir hilft Gott nicht,

den Frommen, ja, denen hilft er wohl, aber einem Menschen, der so viel Unrecht getan hat, der schon so lange nichts mehr nach Gott gefragt hat, der hat keinen Anspruch mehr auf seine Hilfe." „Du hast Kinder", sagte Jesus, „wie nun, wenn die Unrecht getan haben, hörst du dann auf für sie zu sorgen, ist es dann aus mit deiner Liebe? Doch gewiß nicht. Und du hast nicht das Vertrauen zu dem Vater im Himmel, daß er auch für seine ungehorsamen Kinder sorgt?"

Der Zöllner blieb stehen und starrte Jesus an. Dann faßte er ihn am Arm und fragte ganz aufgeregt: „Für seine ungehorsame Kindern ? glaubst du das wirklich ? Das hat mir noch niemand gesagt. Warum hat mir das der Täufer nicht gesagt? Da hätte er mir geholfen, mir und vielen anderen. O, wenn es so ist, dann kann mans fröhlich wagen. — Ich danke dir für das gute Wort, du hast mir einen Weg gezeigt." Mit diesen Worten drückte er Jesus die Hand und eilte voraus. Bald war er im Tor von Jericho verschwunden. Verwundert sah ihm Jesus nach: Das hatte ihm niemand gesagt? Gab es denn etwas Einfacheres? Wußten denn die Menschen nichts von der Liebe Gottes? Auch Johannes nicht? — Sinnend ging er durch die Straßen zur Herberge. Wenn würde der Erlöser kommen, den Menschen den Glauben an Gottes Liebe zu bringen?

Die Taufe Jesu.

„Nahe ist die Gottesherrschaft, nahe!" so rief der Täufer und viele Augen schauten Tag für Tag sehnsüchtig aus, ob der verheißene Erlöser kommen würde. Viele ließen sich taufen, täglich wuchs der Bund der Messiasgläubigen, die sich auf sein Kommen vorbereiten wollten.

Eines Morgens ging Jesus am Ufer hin stromauf. Bald fand er den Propheten, den er suchte. Er stand am Fluß auf seinen langen Stab gestützt und sah über die Wellen hin. Die Höhen drüben lagen im Glanz der Morgensonne, hier in der Bucht glitten die Wasser sanft unter den überhängenden Büschen dahin. Ringsum wars still, die Stimmen der Vögel und das leise Plätschern der Wellen störten die Stille nicht. Der Täufer blickte auf, als er Jesu Schritte hörte. Fragend sah er ihn an. „Taufe mich, Meister", sagte Jesus, indem er leicht sein Haupt neigte. „Bist du bereit?" fragte Johannes. „Ja, ich bins." Die beiden Männer knieten am Ufer hin und beteten.

Jesus war in großer Aufregung. Nun kam der feierliche Augenblick für ihn. Manche hatte er schon aus dem Taufbad kommen sehen, denen man es anmerken konnte, daß sie etwas erlebt hatten. Er war vorbereitet, was würde er erleben? Würde er die Nähe Gottes spüren? Würde eine Veränderung in seiner Seele vorgehen? Er fühlte den Ernst des Augenblicks und betete lange. Dann stand er auf und legte sein Oberkleid ab, und die beiden traten in den Fluß. Der Täufer legte Jesus die Rechte aufs Haar und laut klang über den Wellen hin seine Stimme: „Die Gottesherrschaft ist nahe herbeigekommen, tue Buße und halte dich bereit!" Jesus fühlte den leisen Druck seiner Hand, er tauchte in den Wellen unter und richtete sich langsam wieder auf. Einen Augenblick wars ihm, als schwände der Boden unter seinen Füßen. Er schlug die Augen auf. War das der Glanz des Sonnenlichts oder Himmelsglanz, in den er hineinsah? Eine Stimme hörte er über sich, vom Himmel her: Du bist mein lieber Sohn, du bist es, den ich sende — mein Geist ruht auf dir! —

Verwundert sah der Täufer auf Jesus. Er merkte wohl, daß in der Seele dieses Getauften etwas besonderes vorging, seine Augen sahen starr ins Leere, er beugte den Kopf vor und schien zu lauschen, die Hände halb aufgehoben. Da ließ ihn der Täufer allein, ging zum Ufer zurück den Abhang hinauf. — Als Jesus aus seiner Erstarrung erwachte, war er allein. Er sah um sich und atmete tief. Am Ufer warf er sich auf den Sand nieder und betete.

Eine Weile später sah ihn der Täufer am Jordan stromaufwärts davongehen.

Jesus predigt in der Synagoge.

Der Sabbattag kam. Als die Zeit des Gottesdienstes heranrückte, wurde es auf den stillen Straßen und Gassen der Stadt lebendig. Von allen Seiten kamen die Leute zum Strande. Dort stand von Oelbäumen und Palmen umgeben ein großes schmuckloses Haus, die Synagoge, wo der Gottesdienst gehalten wurde. Da sammelte sich jetzt die ganze jüdische Gemeinde, zu Hause blieben nur die Kinder und manche Mütter, die ihre Kleinen nicht allein lassen konnten. Der Tagelöhner Joab, der in einer engen Gasse nahe am See ein kleines Häuschen bewohnte, mußte auch ohne seine Frau gehen.

Er selbst war noch müde von der schweren Arbeit der Woche, aber den Gottesdienst wollte er doch nicht versäumen. Das war ja fast die einzige Gelegenheit für ihn, wo er etwas von Gott und den heiligen Schriften hörte, er konnte sich sonst wenig um solche Dinge kümmern. Er hatte den ganzen Tag zu arbeiten, wenn er seine Familie ernähren wollte, und abends spielte er dann lieber mit seinen Kindern, statt draußen am Tor den Vorträgen der Gelehrten zuzuhören. Es drückte ihn, daß er die Vorschriften so schlecht erfüllte, er hatte auch jetzt wieder ein schlechtes Gewissen. Wie oft war ihm in dieser Woche wieder nicht die Zeit geblieben zu den vorgeschriebenen Gebeten und den frommen Waschungen. Und mit Almosen und Gaben für Opfer konnte er das Versäumte nicht gut machen, wie es viele taten, er hatte ja nichts. Da wollte er doch wenigstens am Sabbat nicht in der Synagoge fehlen.

Als er in den Saal eintrat, war er schon fast gefüllt. Er setzte sich hinten in eine Bank wie gewöhnlich. Der alte Gemeindevorsteher trat an das erhöhte Lehrpult. Das war das Zeichen, daß der Gottesdienst anfing, und sogleich wurde es still im Saal. „Preiset den Herrn", sagte der Alte. Alle erhoben sich und kreuzten die Hände über der Brust. Einer aus der Gemeinde sprach das Gebet vor. Nach einem Abschnitt antworte immer die Gemeinde: „Gelobet seist du Herr. Amen". Als das Gebet beendet war, setzten sich alle wieder, und ein Lehrer ging zum Pult. Der Synagogendiener reichte ihm eine Rolle, die er vor sich auf das Pult legte und langsam aufrollte. Dann kreuzte er die Hände über der Brust, verneigte sich dreimal und las den vorgeschriebenen Abschnitt aus dem Gesetze:

„Werdet ihr in meinen Satzungen wandeln und meine Gebote halten und tun, so will ich euch Regen geben zu seiner Zeit und das Land soll sein Gewächs geben, und will Frieden geben eurem Lande, und ihr sollt eure Feinde jagen, daß sie vor euch her ins Schwert fallen . . . Werdet ihr aber mir nicht gehorchen und nicht tun diese Gebote alle, so will ich euch heimsuchen mit Schrecken und will mein Angesicht wider euch kehren, und ihr sollt geschlagen werden von euren Feinden . . ." Der Vorleser rollte das Buch zusammen und sagte mit Nachdruck: „Israel höre das Gesetz deines Gottes, denn der Herr kennet den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergehet!" Joab seufzte: „Alle diese Gebote tun — und ich kenne

ja kaum die Hälfte. Gottes Zorn laſtet auf uns. — Was wird uns der Rabbi nun ſagen?" — Der Lehrer hatte die Rolle dem Diener zurückgegeben und wandte ſich zur Verſammlung: „Der Ewige — geprieſen ſei er! — laſſe uns bleiben auf dem Wege, den er uns befohlen hat, nach dem Wort Davids: unterweiſe mich den Weg deiner Befehle! Wie aber iſt es zu verſtehen: er kennet den Weg der Gerechten?" — Der Redner hielt einen Augenblick ein und blickte über die Verſammlung hin als wollte er ſagen: darauf wißt ihr alle ja doch keine Antwort zu geben. Dann fuhr er fort: „Das Geſetz ſagt: willſt du den Gerechten mit dem Gottloſen umbringen? wodurch der Heilige — gelobt ſei er in Ewigkeit — ſagen will, daß der Gerechte nicht umkommen wird, ſondern den Segen des ewigen Lebens empfängt. Wie geſagt iſt: „Des Gerechten Weg leuchtet wie ein Licht." Seine Stimme wurde lauter: „Das aber iſt zu verſtehen nach dem Wort: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die viele zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne immer und ewig!"

Triumphierend ſah er ſich im Saale um: habt ihr verſtanden? — Joab nickte vor ſich hin. Wie oft wurde ihnen das klargemacht, daß die Gelehrten bei Gott in beſonderer Gnade ſtänden. Wenn er doch auch ſolch ein frommer Mann ſein könnte. Aber er las ja nicht einmal die vorgeſchriebenen Stunden im Geſetz. — Der Redner beobachtete einige Augenblicke die Wirkung ſeiner Worte. Dann legte er die Arme leicht auf das Pult und redete in behaglichem Ton weiter:

„Sage ich das nur? O nein. Ich hörte einſt von Rabbi Chagiga dem Erlauchten: wenn die Schrift ſagt „Der Gerechte", ſo iſt das auszulegen von denen, die das Geſetz lehren. Und von ſeinem Lehrer Rabbi Eli ben Jonathan erzählte er, daß er einmal geſehen habe, wie ſein Angeſicht leuchtete. „Vater, ſagte er zu ihm, wie glänzt euer Angeſicht, habt ihr einen Engel geſehen?" Da antwortete Eli: „Wie der Leuchter, der mit Oel gefüllt wird, ſo iſt der, der im Geſetz lieſt. Wie es heißt: Der Gerechten Weg iſt wie ein Licht. Darum ſagte Rabbi Chagiga, wenn die Schrift ſagt der „Gerechte", ſo iſt es zu verſtehen, von dem, der das Geſetz lieſt."

— „Der hat gut reden, dachte Joab, aber für unſer eins iſt das bitter zu hören; für einen armen Mann iſt es ſchwer fromm zu ſein, ja es iſt ſchwer. — Der Gelehrte fing wieder an: „So,

hat Rabbi Chagiga gesagt und er hat recht. Rabbi Josua aber lehrt, man muß auslegen nach dem Satz: Der Gerechte wird seinen Weg behalten und der von reinen Händen wird stark bleiben. Wie es auch heißt: er wird errettet um seiner Hände Reinigkeit willen." — Er erhob wieder seine Stimme. — „Darum werden vergehen, die mit unreinen Händen zum Lehrhaus gehen und ihr Brot essen. Denn sie sind auf dem Weg der Gottlosen. Es heißt ja: werdet ihr mir aber nicht gehorchen und nicht tun diese Gebote alle, so will ich euch heimsuchen mit Schrecken. Darum kann die Gottesherrschaft nicht kommen und die Heiden herrschen über Israel, weil Israel unrein ist und nicht wandelt in den Satzungen des Heiligen. — Ich habe aber Rabbi Elieser den Großen sagen hören: Wer am Sabbat die Hände wäscht, der ist schuldig nach dem Wort: da sollst du kein Werk tun. Die Gelehrten aber sagen, er ist frei ..."

Die Rede floß geläufig dahin. Joab hörte nur noch halb, daß er auseinandersetzte, wann die Reinigungen vorgenommen werden müßten, welches Wasser dazu nötig sei und viele andere Dinge. Joabs Gedanken waren daheim bei seinen Kindern; das war seine Freude am Sabbat, daß er da wenigstens bei ihnen sein konnte, morgen fing die Arbeit und Plage wieder an. In seine Gedanken verloren, sah er gar nicht, daß der Schriftgelehrte das Pult verlassen hatte und ein anderer Mann da stand. Durch die Stille aufmerksam geworden, blickte er nun auf. Das geht nun so weiter, dachte er, es ist doch einer wie der andere. Wer ist das? Den Mann kenne ich nicht. Das war wohl ein fremder Rabbi. Er fragte leise seinen Nachbar. Der kannte ihn auch nicht.

Am Pult stand Jesus. Er hatte sich die Prophetenrolle geben lassen, schlug auf und las die Worte des Propheten Jesaias.

„Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott; redet mit Jerusalem freundlich und predigt ihr, daß ihre Knechtschaft ein Ende hat und ihre Schuld abgetragen ist." Joab horchte auf. Wie schön klangen die Worte, aber wann würden sie wahr werden? Jesus schloß die Rolle und begann zu sprechen:

„Wie lange quälst du dich, mein Volk, unter der Knechtschaft! Aber sei getrost, die Zeit ist nun abgelaufen, die Gottesherrschaft ist nahe herbeigekommen. Hört auf zu klagen,

ihr Armen von der Gasse — selig sind nun die Weinenden, denn sie werden lachen! Selig seid ihr Armen, denn euer ist das Gottesreich. Gott will seine Herrschaft aufrichten und seine Herrlichkeit offenbaren. Er fragt nicht nach euren Händen und Lippen — selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!"

Joab wandte kein Auge von dem unbekannten Redner. Es war eine Stille im Saal, daß man die Atemzüge der Lauschenden hören konnte.

„Was die Väter von Urzeiten her erhofft, das will Gott jetzt ausführen, mitten unter euch. Selig sind eure Augen, daß sie das sehen und eure Ohren, daß sie hören. Denn wahrlich, viele Propheten und Könige haben begehrt, zu sehen, was ihr sehen werdet und haben es nicht gesehen, und zu hören, was ihr hört und haben es nicht gehört. Das Gottesreich ist nahe, ändert das Herz, und glaubt der frohen Botschaft! Oder fürchtet ihr euch, wenn es nun kommt, daß eure Schuld zu groß ist, und daß Gott euch verwirft? Tragt ihr nicht a u c h Sehnsucht darnach, gut zu sein vor Gottes Augen? Selig, wer hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, er soll nun satt werden. Euer Vater im Himmel ist barmherziger als Menschen. Und doch — ist denn auch nur unter e u c h einer, der seinem Sohn, der um Brot bittet, einen Stein gibt, oder wenn er um einen Fisch bittet, eine Schlange? Ihr seid ja nicht gut, aber wenn sogar ihr euren Kindern gute Gaben gebt, wieviel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben, denen die ihn bitten.

„Darum bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan. Und keiner sage: ich bin nicht wert, des himmlischen Vaters Kind zu sein, mich nimmt er nicht an. Läßt nicht der Hirt, der von seinen hundert Schafen eins verliert, die neunundneunzig auf der Weide und sucht das eine, bis er es findet? Und wenn er es gefunden hat, lädt er's auf seine Schulter mit Freuden und ruft seine Nachbarn, daß sie sich mit ihm freuen. So freut sich Gott über jeden Verirrten, den er wieder gewinnt, über jede Seele, die sich von seiner Liebe finden läßt."

Jesus schwieg. Es war still im Saal. Joab saß da, den Kopf vorgebeugt, die Hände überm Knie gefaltet. Seine Augen leuchteten. O, das war etwas anderes, als was die Schriftgelehrten sagten. Das Herz schlug ihm vor Freude. Und leise sagte er vor sich: selig seid ihr Armen, denn euer

ist das Gottesreich... Im Saal hatte sich ein Flüstern und Murmeln erhoben. „Wer ist das, der redet gewaltig." „Das ist wahrhaftig etwas anders, als was die Gelehrten vorbringen." „Allerdings anders", meinte einer, „ein Gelehrter scheint er nicht zu sein. Hat er eine Stelle aus der Schrift angeführt? Keine einzige." „Aber aus dem Herzen hat er geredet, mir war das mehr wert als die ganze Gelehrsamkeit unseres Rabbi." — „Wie der von Gott spricht. Ach der kennt ihn gewiß. Euer Vater im Himmel, hat er gesagt." — „Hast du gehört, nun soll das Gottesreich kommen, woher er das weiß?" — So schwirrten die halblauten Reden durcheinander. — Hinten im Saal war eine Unruhe entstanden: alles wendet sich um. Da drängt sich ein Mensch mit zerrissener Kleidung und wirrem Haar nach vorn. Andere suchen ihn zurückzuhalten. Er reißt sich los, fährt mit den Armen durch die Luft und stößt wilde Töne aus. „Der besessene Jael" geht es durch die Reihen. Sie kannten ihn alle, er hatte einen bösen Geist. Er stürzt vorwärts, dorthin wo Jesus steht, seine Augen rollen, Schaum ist vor seinem Munde, er schüttelt die geballten Fäuste gegen Jesus und schreit ihn an: „Was willst du von uns, du Jesus von Nazareth? Du willst uns verderben. Wir wissen wohl, wer du bist, ja wohl, du bist der Heilige Gottes, du du..." Die Stimme schlug um, er drohte wild mit der Faust. Alle waren aufgesprungen und hatten sich vorgedrängt. Erschrocken und gespannt blicken sie auf Jesus. Der ist bleich geworden, aber er steht ruhig, die Augen groß auf den kranken Menschen vor ihm gerichtet. Fest tut er einen Schritt auf ihn zu und hebt gebietend die Hand: „Fahre aus von ihm, du unreiner Geist!" Der Kranke starrt ihn mit wirren Augen an, ein Schrei gellt durch den Raum, ein krampfhaftes Zittern schüttelt seine Glieder. Er sinkt in die Kniee, wirr hängen ihm die Haare übers Gesicht. Leiser wird das Zittern. Nun richtet er sich auf. Erstaunt sieht er sich um, wie aus schwerem Traum erwacht, klar und ruhig blicken seine Augen. Wie er aber all die neugierigen Blicke auf sich gerichtet sieht, wendet er sich scheu zum Ausgang und verschwindet im Gedränge.

Ein vielstimmiger Laut der Verwunderung ging durch die Versammlung. Brausendes Stimmengewirr. Alles war fassungslos vor Staunen. „Was ist das für ein Mann? — Er hat Macht über die bösen Geister! — Ein Wunder. — Er befiehlt, und die Geister weichen. — Sahst du seinen Blick? Wie ein

König. — Wunderbar! so etwas hab ich noch nie erlebt, erst diese gewaltige Rede, dann noch diese Tat! — Ein Prophet, ein Prophet!" — Die Leute drängten zum Ausgang, ohne den Schlußsegen abzuwarten. Der Saal wurde leer. Da winkte Jesus seinen Freunden, und schweigend verließ er mit ihnen die Synagoge.

„Er redete gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten", dies Urteil der Leute über Jesus lernen die Kinder auswendig, aber es bedeutet ihnen nichts, es sind nur nachgesprochene Worte für sie, weil sie nicht wirklich vergleichen können. Wir haben deshalb versucht, eine Rabbinenpredigt der Rede Jesu voranzustellen, die ungefähr den Stil talmudischer Gelehrtenrede nachahmt. Ob der Ton einigermaßen getroffen ist, mögen die beurteilen, die den Talmud gründlicher kennen. Jedenfalls wird der Zweck damit erreicht; die Kinder haben nun eine deutliche Empfindung: Jesus predigte anders als die Schriftgelehrten, erheblich anders! Auch der sachliche, inhaltliche Abstand der frohen Botschaft Jesu von der Lehre der Rabbinen, die dem Volk ein Joch auf den Nacken legen, tritt deutlich genug heraus. Die später erzählten Konflikte Jesu mit den Vertretern der Gesetzesreligion werden von hier aus den Kindern verständlicher und sie begreifen ohne weiteres, daß die „Mühseligen und Beladenen" dem neuen Volksprediger zujubeln und sich dem Einfluß der Rabbinen entziehen. —

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß man von den Kindern nicht eine Nacherzählung der Gelehrtenpredigt verlangen wird, es genügt, daß sie in der Vorerzählung für die Rede Jesu den rechten Hintergrund gab. Die Worte Jesu werden wohl am besten nachher in den Evangelien aufgesucht und im Text der Lutherübersetzung gelernt. —

Vom Vergeben.

Das Haus des Simon Petrus stand in Kapernaum am Seeufer, und war rings vom Garten umgeben. Nebenan wohnte ein Schreiner, ein jähzorniger Mann, mit dem es oft Streit gab über den Zaun hin, und der hatte den Petrus heute wieder einmal mit rohen Worten schwer gekränkt. Zum viertenmal hatten sie sich in bitterem Groll die freundliche Nachbarschaft aufgesagt. Die Worte des Schreiners saßen dem Petrus wie ein Haken in der Seele fest, er ging im Hause umher, verbissen und stumm, und achtete nicht auf seine Frau, die ihn mit fragenden Blicken besorgt ansah. Immer quälte er sich mit dem einen Gedanken: wie kann ichs ihm recht gründlich

zeigen, daß er sich solche Frechheit ein für allemal nicht mehr erlauben darf?" Er wußte wohl, es hatte dem Nachbar nachher leid getan, aber was nützt das ewige Leidtun, wenn einer sich doch nicht beherrschen kann und im Zorn grobe Schimpfworte gebraucht?

Am Abend wollten die Jünger vor der Stadt mit Jesus zusammentreffen, das lenkte die Gedanken des Petrus ein wenig ab. Man kann doch nicht zu Jesus gehen mit einem stumpfen, dummen Groll im Herzen, man muß an ihn denken, da wird alles gleich freundlicher und heller.

In den abendlichen Straßen gingen allerlei Leute, die von der Arbeit heimkehrten, und da — mit der Säge in der Hand — kam auch der, um den sich Petrus den ganzen Tag geärgert hatte. Ein bitteres Gefühl stieg in ihm auf, aber nicht umsonst war er auf dem Wege zu Jesus, er konnte die leise Stimme nicht zum Schweigen bringen, die ihn warnte: „Kannst du deinem Bruder nicht vergeben?" Da raffte er sich auf — er war doch ein Jünger Jesu und wollte ein rechter Jünger Jesu sein. Ueber sein Gesicht ging ein Schein, daß es hell und gut wurde, und wie der andere mit niedergeschlagenen Augen, einen scheuen Gruß auf den Lippen, vorbeigehen wollte, da faßte Petrus freiherzig mit einem kräftigen Druck seine Hand: „Laß es vergeben und vergessen sein!" Wie wohl ihm zu Mute war, wie leicht er weiter schritt; er hatte doch etwas gelernt von seinem Meister, er konnte wirklich vergeben, und nun sogar zum vierten Male. Gewiß hatte dies dem Nachbar einen tiefen Eindruck gemacht, so daß er sich nun endlich zusammennehmen würde. Und wenn nicht, wenn er sich doch noch wieder vergaß? Das wäre dann zwar überaus peinlich, aber Petrus fühlte heute die Kraft in sich, im Notfall noch einmal, vielleicht sogar noch öfter, zu vergeben. Lebte er nicht in naher Berührung mit Jesus und unter seiner Liebe? Also sollte man doch auch Jesu Geist an ihm spüren.

Er hatte die Stadt hinter sich gelassen, schon traf er mit anderen Jüngern zusammen, und dort auf der Rasenbank unter der Eiche saß ja Jesus selbst, umgeben von den vielen, die Tag für Tag kamen, seine Liebe und seine hilfreiche Hand zu suchen. So froh, so stolz durfte Petrus heute dem Meister gegenübertreten, und wie dieser sich zu ihm wandte mit freundlichen Fragen über den Verlauf des Nachmittags, da konnte er sein Erlebnis nicht länger auf den Lippen zurückhalten.

„Meister", begann er, „wie oft muß ich meinem Bruder vergeben? Ists genug, siebenmal?" Dabei leuchtete aus seinen Augen ein froher Triumph: es ist ja natürlich reichlich genug, — wie wird der Meister staunen, daß sein liebster Schüler schon so viel Güte und Versöhnlichkeit von ihm gelernt hat! Aber nein, Jesu Augen blicken nicht freudig erstaunt, sondern mit einem leisen, schmerzlichen Lächeln auf seinen Schüler, und seine Stimme klingt enttäuscht, als er sagt: „Nein, Petrus, siebenmal das ist lange, lange nicht genug. Weißt du denn nicht, daß du immer Grund genug hast, noch mehr und noch mehr zu vergeben, einfach ohne Ende, siebzigmal siebenmal? Oder willst du einmal nachrechnen, wieviel Gott dir zu vergeben hat? Komm, setz dich, ich weiß dir eine Geschichte."

Sie hatten sich alle gelagert und lauschten gespannt, als Jesus begann: Da war einmal ein reicher Grundbesitzer, der viele Leute auf seinem Besitztum beschäftigte, und der hatte zu Neujahr Abrechnungstag angesagt. Nun saßen sie in ihren Häusern und Hütten, die Verwalter, die Kleinbauern und bis zu den ärmsten Tagelöhnern und rechneten und zählten, was sie von ihrem Herrn empfangen, was sie verausgabt hatten, und ob sie wohl morgen ihre Schulden würden bezahlen können. Ach da sah es bei manchem trübe aus, und viele saßen beim Lampenschein sorgenvoll bis in die tiefe Nacht. Ja, hier und dort fand einer die ganze Nacht durch keine Ruhe, weil die Last der Schulden zu groß geworden war und er fürchten mußte, daß dem gütigen Herrn doch einmal die Geduld reißen könnte.

Am nächsten Morgen traten sie nacheinander im Arbeitszimmer ihres Herrn an, mancher ruhig und frei, die meisten zaghaft und langsam. Ganz hinten an die Wand gelehnt stand einer mit bleichem, verwachtem Gesicht und fest zusammengepreßten Lippen. Er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, daß er so tief in Schulden geriet. Er hatte fröhlich und sorglos gelebt, hatte auch nie nachgerechnet, und da war ihm das Geld durch die Finger geglitten. Heut sollte er nun eigentlich viele Tausende an seinen Herrn auszahlen, aber seine Kasse war leer, ganz leer. Und was nützte es, daß er noch etwas Geld zu fordern hatte von so ein paar armen Schluckern, denen er einmal geborgt hatte? Er wollte sie auspressen bis auf den letzten Heller, aber helfen konnten ihm ihre lumpigen Pfennige auch nicht mehr. Solche Gedanken arbeiteten hinter

seiner gefurchten Stirn, während er mit Spannung und Qual beobachtete, wie einer nach dem andern zum Herrn hineinging und wieder herauskam, und wie der Warteraum immer leerer wurde.

Und endlich war der letzte gegangen, nun kam er selbst dran. Müde schloß er die Tür hinter sich, zögernd trat er heran, langsam breitete er seinem Herrn die Rechnungen hin. Und als dieser ihn nun erstaunt und fragend ansah, da mußte es heraus — schwer, mit fast erstickter Stimme: „Ich kann nicht zahlen, ich habe nichts, gar nichts." Die Augen des Herrn blickten traurig streng: „Dann kann ich dir nicht helfen. Ich werde dein Haus und deinen Acker zu Geld machen lassen und dich samt deiner Frau und deinen Kindern als Sklaven verkaufen, damit die Schuldsumme gedeckt wird." Der blasse Mann war noch bleicher geworden, nun zuckte er zusammen und stöhnte schmerzhaft auf. Aber im nächsten Augenblick warf er sich jammernd seinem Herrn zu Füßen, seine eiligen Worte überstürzten sich fast: „Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir ja alles bezahlen. Ich will arbeiten vom frühen Tag bis in die späte Nacht, ich will zusammenraffen und sparen, bis ich endlich bezahlen kann. Nur nimm mir und den Meinen nicht Hab und Gut, Heimat und Freiheit: habe doch Geduld mit mir!"

Wie der Mann sich so wand in seiner Angst, das tat dem Herrn weh, und ein weiches, gütiges Mitleid trat auf seine Lippen. Er legte dem Gequälten die Hand auf die Schulter und sagte ernst und sanft: „Ich weiß wohl, bezahlen wirst du es nie können, dazu ist die Schuld zu groß und deine Kraft zu schwach, und wenn du dein ganzes Leben in Arbeit verzehrtest. Aber du sollst doch frei bleiben auf deinem Feld und in deinem Haus, ich will dir die ganze Schuld erlassen." Konnte ers glauben? erlassen für immer, und frei konnte er heimgehen? Da leuchteten seine Augen, er blieb auf den Knieen, und der Dank kam wie ein junger Strom von seinen Lippen. Als er dann endlich ging, lächelte der Herr ihm nach, freundlich, aber auch ein wenig sorgenvoll.

Von den andern Knechten hatten manche wohl geahnt, daß es hier besonders schlimm stand, und sie paßten auf, wie er aus dem Rechnungszimmer herauskommen werde. Aber er ging aufrecht, mit stolzem Schritt und sicheren Augen über den Gutshof, da war keine Spur mehr von Furcht oder Gedrückt-

heit. Auf dem Wege kam ihm ein Taglöhner entgegen, ein ältlicher Mann im schlechten Kittel. Als der ihn sah, erschrak er, wandte rasch das Gesicht ab und suchte sich hinter der offenstehenden Tür eines Schuppens zu verstecken. Aber schon hatte der Knecht ihn erkannt: das war ja der säumige Schuldner, der ihm seit Monaten siebzig Mark zu zahlen hatte; wie gut, daß er ihn endlich faßte!

Mit festem Griff packte er den zitternden Mann am Arm: „Oho, hier wird nicht Versteckes gespielt, hier auf der Stelle bezahlst du mir, was du mir schuldig bist." Der Alte sank ins Knie und hob die verschlungenen Hände zu ihm auf, Tränen erstickten seine Stimme, wie er bat: „Herr, habe doch Geduld mit mir, die Summe ist ja nicht so groß, ich will arbeiten und dir alles bezahlen." Aber der Knecht lachte höhnisch auf, ja er fuhr dem Knieenden an die Gurgel und schrie ihm mit heiserer Stimme zu: „Bezahlst du, oder nicht." Der Gequälte hielt ihm nur die beiden leeren Hände hin, sprechen konnte er nicht. Da schleuderte der harte Gläubiger ihn von sich, und ging zu den Amtleuten und befahl, daß der Schuldner samt Frau und Kindern als Sklave verkauft würde, damit die Schuldsumme gedeckt werden könne.

Aber die andern Knechte und Taglöhner, die das schlimme Schauspiel auf offener Straße gesehen hatten, waren voll Zorn und gingen zum Gutsherrn und erzählten ihm, was ihr harter Mitknecht getan. Der Herr ließ den Verklagten vor sich kommen und sah ihn lange an, als könne er ihn gar nicht begreifen. Endlich sagte er, und seine Stimme klang bitter schmerzlich: „All deine große Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich darum gebeten hast — solltest du denn nicht auch Erbarmen haben über deinen Schuldner? Nun aber wirst auch du im dunklen Kerker schmachten, bis du mir den letzten Pfennig bezahlt hast."

Jesus hatte geendet, und die Jünger fingen an, erst in einzelnen Bemerkungen, dann laut und eifrig über die Geschichte zu sprechen. Petrus saß auf einem Stein halb abgewandt, niemand konnte sehen, wie ihm die Scham brennend ins Gesicht stieg. Ja freilich, was ist unser Vergeben und wäre es siebenmal oder auch siebzigmal siebenmal, gegen Gottes verzeihende Liebe. Wer ihrer wert sein will, von dem müßte Hilfe und Güte frei ausströmen, wie — Petrus sah sich um — von Jesus.

Die große Sünderin.

Wer häufig durch die Straßen von Kapernaum gehen mußte, begegnete oft einer hochgewachsenen jungen Frau, die man wegen ihrer grell-bunten, leuchtenden Kleidung garnicht übersehen konnte. Wenn man sie aber einmal ansah, so merkte man noch manches andere an ihr: nämlich daß die bunten Seidenkleider unordentlich und unsauber waren, daß das schwere rotgoldne Haar schlecht gekämmt war, daß an den Fingern Ringe mit falschen Steinen blitzten, daß der große weiche Mund frech aussah, als ob er oft häßliche Worte spräche, und daß in den dunklen Augen darüber ein großer Jammer lag.

Und die Augen der Naemi hatten wohl Ursache zu jammern; alle ordentlichen und sauberen Leute, die ihr begegneten, wandten das Gesicht von ihr ab, machten einen scheuen Bogen um sie und rafften ängstlich ihre Kleider zusammen, um sie nicht zu berühren. Aber die Menschen, denen man die Gemeinheit gleich von weitem ansehen konnte, die starrten ihr frech ins Gesicht und die Straßenjungen riefen ihr häßliche Namen nach.

Warum war nur die arme Naemi so sehr verachtet? Nun, man hatte allen Grund dazu, wegen Diebstahls und Unterschlagung hatte man sie vor einigen Monaten ins Gefängnis gesteckt, und seit sie wieder heraus war, war es nur noch schlimmer mit ihr geworden. Ihren guten Namen hatte sie doch verloren, nun war ihr alles gleich, nun wollte sie wenigstens noch ein bischen Vergnügen haben auf der Welt und vergessen, wie elend sie war. Mit anständigen Leuten durfte sie ja doch nicht verkehren, so trieb sie sich in Wirtschaften umher, sang da ihre Gassenlieder, tanzte und betrank sich. Und damit man ihr dort wenigstens nicht auswich, putzte sie sich mit all den bunten Seidenstoffen heraus, die sie sich immer auf irgend eine Weise verschaffte. Wenn sie hineinkam in die dunklen, lärmerfüllten Wirtsstuben, war es ihr freilich schrecklich, dann mußte sie die Augen schließen und zitterte, aber nachdem sie ein paar Gläser Wein hinabgestürzt hatte, wurde sie lustig und laut und lärmte toller als die andern. Nur morgens, wenn sie im kalten Frühlicht nach ihrer Dachkammer schlich, dann war sie so elend und schüttelte

sich vor Ekel und Grauen, aber niemand half ihr. Wenn nur einmal ein einziger anständiger Mensch ihr die Hand gegeben und sie freundlich angesehen hätte, da wäre es vielleicht besser geworden mit ihr, aber gerade daß nur die Gemeinen freundlich mit ihr waren und alle andern sie so verachteten, das trieb sie immer tiefer in die Sünde hinein.

In den Wirtschaften erfährt man Neuigkeiten; seit einigen Wochen redeten sie da auch von Jesus, und jeder wußte irgend etwas von ihm zu berichten: ein entlaufener Handwerksbursch — nein ein großer Rabbi — der sich mit seiner Mutter nicht verträgt — der auf die Pharisäer schilt — der großartiger reden kann als ein Rabbi aus Jerusalem — der überhaupt alle Kranken heilt. Das war einmal etwas Neues, das lohnte sich doch noch, solchen berühmten Menschen mußte Naemi auch sehen. Am Meeresstrande unten fand sie ihn, er saß auf einem umgestürzten Boot, den Rücken ihr zugewendet, und sprach zu einer kleinen Gruppe von Männern und Frauen, die ihn umgaben. Es waren lauter einfache Leute, Fischer und Bauern von den Dörfern umher und Handwerker aus der Stadt. Naemi schämte sich auf einmal ihres leuchtend roten Oberkleides und ihres gelben seidenen Kopftuches und wurde unsicher und hätte gern all den Putz versteckt. Scheu trat sie zurück und machte einen großen Bogen, daß sie hinter die Leute kam und Jesu ins Gesicht sehen konnte. Da sah sie ihn, und einen Augenblick lang sah er sie auch. Unendlich mitleidig senkte sich sein Blick bis in ihr Herz, daß sie zusammenschauderte und ihre Augen voll Tränen standen. Aber es kam ein Mut über sie, ihm zuzuhören. Hinter dem breiten Rücken eines Mannes setzte sie sich auf einen Stein, niemand hatte sie bemerkt, niemand konnte sie sehen, und Jesus sah sie auch nicht mehr. Sie schlang die Arme um die Kniee und lauschte seiner Stimme; die klang wie die Stimme eines starken guten Menschen. Zuerst verstand sie nicht recht, was er meinte, weil sie das Vorige nicht gehört hatte, aber es kam ihr so vor, als ob er von feinen, freundlichen Herzen sprach, die nicht zur Ruhe kommen und nicht ihren eignen Gedanken nachgehen können, solange zwischen ihnen und dem Nachbar Unfriede ist.

Aber dann kam etwas Neues, und seine Stimme klang ernster, strenger als vorher — oder kam es Naemi nur so vor? Von den Augen sprach er: Euer Auge ist eures Leibes Licht; alles Helle und Freundliche kommt durch die Augen

herein, ja wer klare Augen hat, dem scheint Gottes Liebe gerade bis ins Herz. Aber nur den klaren Augen. Wenn eure Augen sich herumtreiben in dunklen Gassen, wenn sie das Schmutzige und Gemeine suchen und daran Freude haben, wenn sie hängen am Golde des Reichen oder am Putz, oder wenn sie gar lachen über fremdes Unglück, da werden sie selbst schmutzig, trübe und dunkel, und wenn die Augen dunkel sind, wie dunkel muß es dann erst drinnen in dir sein. Oder sagst du: „Ja wenn ich Herr wäre über meine Augen! Aber sogar wenn ich in ernsten und frommen Gedanken bin, wollen meine Augen immer ausschauen nach verbotenen Dingen, die mir nicht gehören. Ach, und wenn die Augen erst einmal verlocken, dann greifen so gern die Hände zu." Du Schwächling, hat denn dein Auge oder deine Hand einen eignen Willen über dich? Nimm doch deine Kraft zusammen, und wenn dich dein Auge ärgert, reiß es lieber aus und wirf es von dir, es ist wahrhaftig besser, daß du blind wirst, als daß du mit offnen Augen in den Schmutz der Hölle hineinläufst. Ja auch wenn dich deine rechte Hand ärgert, haue sie doch lieber ab und wirf sie weg, es ist besser du bleibst Gottes Kind und hast nur eine Hand, als daß du mit gesunden Gliedern ins Verderben gehst. Wenn du Herr bleiben kannst über deine Glieder, dann kannst du dir dein Herz und deines Herzens Augen rein halten. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen".

Naemi hatte ihre beiden weißen Hände mit den vielen Ringen ausgebreitet vor sich auf die Kniee gelegt und starrte mit trostlosen, heißen Augen darauf hin. Nun stand sie auf und schlich sich leise davon. „Selig sind, die reines Herzens sind", ach wie war ihr Herz beschmutzt. Ihr würde es nichts mehr nützen, auch die Augen auszureißen und die Hände abzuhauen, sie war besudelt bis in die Seele hinein. Unselig war sie. So lag sie in ihrem Bett in der Dachkammer und jammerte. Aber als der Abend sank, kam es wie ein Fieber über sie, verloren war sie ja doch, nun wollte sie erst recht lustig sein. Mit goldenen Ketten behängt, in ihren buntesten Kleidern machte sie sich auf in den Tanzsaal. Doch wie sie vor die Tür des Saales kam und das laute Gewirre lachender, kreischender Stimmen hörte, da war es ihr auf einmal, als ob sie Jesu Augen schmerzlich fragend auf sich gerichtet sähe. Und da konnte sie es nicht mehr. Beide Hände preßte

sie aufs Herz und lief schwer atmend nach Hause.

Es kamen schlimme Tage. Naemi war ja arm; auf unredliche Weise sich Geld zu verschaffen, war ihr auf einmal unmöglich geworden und Arbeit zu suchen wagte sie nicht. Sie kam sich so gemein und verächtlich und so verlassen vor, daß sie meinte, alle Menschen und Gott selbst müßten sich schaudernd von ihr abwenden. Sie sah Not und Mangel kommen, sie fing schon an zu hungern, aber das alles schien ihr gering gegen den Jammer ihrer Seele.

Den ganzen Tag blieb sie in ihrer Stube, nur abends, wenn die Leute die Arbeit niederlegten und sich um Jesus sammelten, dann schlich auch sie sich hinaus und hörte an einem versteckten Platz seinen ernsten Worten zu. Warum kam sie nur? Je mehr sie sich unter seine Reinheit beugte, desto schmutziger erschien sie sich selbst. Aber sie konnte es nicht lassen, jedesmal trieb sie wieder eine seltsame Hoffnung, daß sie bei ihm einmal neue Kraft zu einem neuen Leben finden müßte.

Zu den Zuhörern Jesu hatte sich seit einiger Zeit ein junger Mann gesellt, der vor Jahren einmal wegen schwerer Betrügereien bestraft worden war und seitdem ein finsteres einsames Leben führte. Er war reich, zu arbeiten brauchte er nicht, die Leute hielten sich fern von ihm, weil sie ihn verachteten, und er fürchtete sich vor ihnen und schämte sich. Man kannte ihn gleich an seiner tief gesenkten Stirn und dem traurigen Ausdruck seines weißen Gesichtes. Jesus hatte schon manchmal mit ihm gesprochen, aber er hatte noch nicht vermocht, einen Funken von Vertrauen oder Mut in ihm zu wecken.

Heute war ein großer Kreis um Jesus versammelt, nahe vor ihm saß der traurige Mann, weiter hinaus ringsum Männer und Frauen, aber abseits unter den tiefhängenden Zweigen eines Baumes, auch noch von Menschen verdeckt, stand Naemi in ihren bunten Kleidern, die seltsam abstachen gegen das klagende Gesicht und die ermattete Gestalt und die schmerzlich zusammengepreßten Hände.

Jesus blickte über den Kreis der Leute hin und es schien, als ob er heute eine besondere Freundlichkeit über sie ausschütten wollte, aber zuletzt blieb sein Blick hängen an den hoffnungslosen Augen des bleichen jungen Mannes vor ihm. Den sah er eine Weile schweigend und wie ermutigend an,

faßte dann noch einmal die Menschen alle unter seinen Augen zusammen und begann mit heiterer Stimme eine Geschichte zu erzählen:

»Auf den weiten Ackerfeldern eines reichen Gutsherrn stand der Weizen hoch und dicht und neigte seine schweren Aehren. Weiter hinaus lagen saftige grüne Wiesen, wo die bunten, glänzenden Kühe, die Schafe und Ziegen des Gutes weideten. Ueberall arbeiteten da viele Knechte und Tagelöhner, und alle waren sie fröhlich und zufrieden in ihrer Arbeit, denn sie wurden von ihrem Herrn gut versorgt. Wenn die heiße Mittagsstunde kam, so lagerten sie sich unter schattigen Bäumen, und die Mägde kamen vom Gute und brachten den Müden und hungrigen Milchsuppe, frisches Brot und goldigen Käse. Da wurden sie alle satt, und wenn die Schüsseln leer waren, konnten sie noch eine Stunde ruhen, bis sie neugestärkt an die Arbeit gingen.

Wo die Felder zu Ende waren, lag der Blumengarten mit seinen roten Anemonen, den weißen Lilien und den hohen dunklen Bäumen, zwischen denen sich weiß und hoch das Gutshaus erhob. Dort wohnte der Gutsherr mit seinen beiden Söhnen — die Mutter war schon lange tot —, dort hausten im Hintergebäude die Knechte und Mägde, dort war zu ebener Erde der große, helle Saal, wo abends die langen Tafeln für Herr und Knecht gedeckt wurden und wo bei frohen Festen das Klingen der Becher, die fröhlichen Klänge der Harfen und Tamburine und die Schritte der Tanzenden erschallten.

Der Gutsherr war ein freundlicher Mann mit weißem Haar, aber noch kräftig zur Arbeit; doch konnten ihn bei den anstrengenden Arbeiten draußen im Felde jetzt seine beiden jungen Söhne vertreten. Das waren zwei kräftige, hübsche Burschen, der ältere ernst, still und arbeitsam, der jüngere voll Uebermut und trotziger Keckheit, mit unsicheren Augen, die nicht gern dem Vater gerade ins Gesicht blickten. Wohl gingen sie morgens zusammen zur Arbeit, aber der jüngere war meistens bald verschwunden, und man konnte vergeblich nach ihm suchen. Dann lag er schlafend unter einem Baum oder er saß am Wirtshaustisch, lärmte, trank und spielte um Geld mit rohen Gesellen, die sich gern von dem reichen Bauernsohn den Wein bezahlen ließen. Der Vater merkte wohl, daß der Sohn kein gutes Leben führte, und er fragte ihn manchmal traurig, was er denn treibe, besonders wenn der Sohn immer wieder

und wieder Geld brauchte, wohl zehnmal so viel als sein Bruder.

Aber der junge Bursch mochte des Vaters ernste Augen nicht sehen und mochte nicht um jedes Goldstück extra bitten. Da graute ihm endlich vor der Enge des Vaterhauses, er wollte frei und ohne Aufsicht sein. So kam er eines Tages zum Vater, halb scheu und halb keck, und suchte es ihm klar zu machen: „Sieh mal, Vater, mein älterer Bruder besorgt die Arbeit ganz gut allein, wir stören uns nur. Darum gib mir mein mütterliches Erbteil voraus, daß ich mich selbständig machen kann."

Der Vater sah ihn traurig an, ihm war das Herz schwer. Aber sein Sohn war erwachsen und frei, er konnte ihn nicht zurückhalten, so ging er mit langsamen, schweren Schritten an den Schrank, nahm das Geld heraus und gab es dem Sohn. Der murmelte nur ein flüchtiges „Danke, leb wohl, Vater" und ging hinaus. Der Vater starrte mit großen, traurigen Augen auf die geschlossene Tür und dachte wohl: „Armer Junge, wie werde ich dich wiedersehen!"

Der junge Sohn aber verließ bald darauf den väterlichen Hof und reiste nordwärts nach Damaskus. Dort kaufte er sich ein vornehmes Haus nahe bei der römischen Statthalterei und sah zu, daß er bald junge reiche Nichtstuer, Herren und Damen, kennen lernte. Die lud er denn alle Tage ein oder besuchte sie; bis tief in die Nacht hinein wurde gelärmt und gelacht — bei Tage schliefen sie. Von Arbeit war keine Rede. So ging es ein paar Monate, aber der Goldstücke wurden immer weniger, dann war die Kasse leer und man machte Schulden, und endlich, als niemand mehr borgen wollte, war die schreckliche Not da.

In äußerster Bedrängnis wollte sich der junge Herr eine Stelle als Arbeiter in der Stadt oder als Knecht auf dem Felde suchen, aber niemand konnte neue Arbeiter annehmen, denn es herrschte eine Hungersnot im ganzen Lande. Tagelang war er schon umhergeirrt und hatte nachts im Freien geschlafen, Angst und Hunger quälten ihn so, daß er gern die verachtetste Arbeit übernommen hätte, um nur etwas Brot zu verdienen. Und endlich fand er bei einem heidnischen Manne, dem er bettelnd nachgelaufen war, eine Stelle als Schweinehirt. Es war ein elendes Amt; sein Nachtlager konnte er von seinem Lohn bezahlen, aber zum Essen reichte es kaum, da beneidete er

oft die Schweine um ihr Futter, aber niemand gab ihm etwas davon.

So saß er nun Tag für Tag auf dem Felde und hatte wohl Zeit genug, nachzudenken über alles, was er getan hatte. Dann rannen seine Tränen unaufhaltsam, und er blickte voll Sehnsucht weit, weit hinaus in der Richtung, wo sein friedliches Vaterhaus lag. Ach, ihm war die Heimat verschlossen, in bösem Willen hatte er den Vater verlassen, hatte ihn vergessen unter seinen lärmenden Freunden und hatte sich geschämt, ihn um Hilfe zu bitten, als die Not kam. So konnte er dieses Vaters Sohn nicht mehr sein.

Aber wie nun sein Elend überhand nahm und das Leid um seine Schuld ihm die Seele zerriß, da faßte er einen mutigen Entschluß und sagte zu sich selbst: „Wie viel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger! Ich will mich doch aufmachen und zu meinem Vater hingehen und zu ihm sprechen: Vater, ich habe gesündigt vor Gott und vor dir und bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße, halte mich wie einen deiner Tagelöhner!“ — Da ging er wirklich zu seinem Herrn und kündigte seinen Dienst und machte sich auf. Auf dem langen, langen Wege preßte die Angst sein Herz zusammen, und oft wäre er gerne wieder umgekehrt. Aber seine Not und sein Leid waren zu groß, die trieben ihn vorwärts. Und endlich, endlich kam er an die vertrauten, wohlbekannten Felder und Wiesen.

Es war ein klarer Abend, und die Sonne ging rotgolden unter; der alte Vater stand vor dem Haus und sah nach dem Wetter. Da auf einmal — wer kommt auf der Landstraße daher in schmutzigen, zerlumpten Kleidern, barfuß, mit elendem Gesicht und wildem Haar und Bart? Und er läuft ihm entgegen und schließt ihn in die Arme und küßt das kranke, müde Gesicht. Der Sohn aber hebt die bittenden Hände auf: „Vater, ich habe gesündigt vor Gott und vor dir und bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße, halte mich wie einen deiner Tagelöhner.“ Doch der Vater lächelte nur und führte ihn an der Hand und rief den Knechten zu, die staunend herbeieilten: „Bereitet ihm ein Bad und bringt ihm ein kostbares Gewand, steckt ihm einen Ring an den Finger, und richtet ein festliches Mahl, denn dieser, mein Sohn, war tot und ist wieder lebendig worden, er war verloren und ist wiedergefunden.« — — —

Jesus schwieg — alle atmeten tief auf und die Augen

hingen noch an seinen Lippen. Da fügte er mit leiserer Stimme hinzu: „Seht, so freut sich euer Vater im Himmel, wenn ihr umkehrt von eurem Unrechttun und mit herzlicher Reue zu ihm kommt, so will er euch mit Liebe aufnehmen und euch alles vergeben." Danach trat er zu dem jungen Mann und nahm seine Hand, und dessen Augen glänzten wie in Seligkeit.

Und Naemi? — Was war das für eine Geschichte gewesen, die Jesus da erzählt hatte, Jesus, der gute, reine, der Gott kannte! Hatte er nicht ihre ganze Sünde und nachher ihre ganze Not erzählt? Und das wird vergeben, nicht von Menschen nur, Gott will es vergeben? Gott will den Sünder, wenn er zurückkehrt, wieder freundlich aufnehmen als sein Kind? Ihr war auf einmal, als ob sie wieder das kleine Mädchen wäre von einst und in ihrer Mutter Armen lehnte. Und sie merkte nicht, wie ihr ganzes Gesicht naß wurde von den Tränen, die strömend aus ihren weitoffnen, seligen Augen flossen. — Die Menge verlief sich, aber ein alter Mann, der abseits stand, hatte sie beobachtet und kam nun langsam heran. „Willst du hier auf dem Marktplatz stehen bleiben? fragte er, geh doch nach Hause." Da gab es auf einmal einen Ruck durch ihre Gestalt und sie faßte ihren Mut zusammen und antwortete mit fester Stimme: „Ich warte hier, ob mich jemand mieten will, ich suche Arbeit." „Du? sagte der alte Mann und lächelte, hast du denn überhaupt Arbeitskleider?" Da schrak sie wieder zusammen und sah hilflos an ihren Kleidern herunter und ihre blassen Lippen zitterten. Aber der alte Mann berührte sie leise an der Schulter und sagte: „Nun nun, das ist ja nicht so schlimm, meine Frau hat schon noch Sachen, die sie dir leihen kann, und mit der Zeit verdienst du sie ab. Sei morgen früh um sechs Uhr bei mir, ich heiße Ephai — das gelbe Haus unten links an der Hafenstraße. Und nun guten Abend, ruh dich gut aus" — damit ging er. Wie in einem seligen Traum starrte Naemi ihm nach. Eben noch hatte sie es kaum glauben können — und nun? Gott machte ihr selbst den Weg frei, Gott streckte ihr schon die Hand entgegen, um sie zu sich zu ziehen. „Ich komme, ich komme", flüsterte sie, und wie sie heimging, war es ihr, als gehe Jesus an ihrer Seite. Jeden Tag arbeitete sie von nun an bei Ephai, ihre grauen Leinenkleider waren längst ihr eigen, ihre Haut war braun geworden und ihre Hand rauh und schwielig. Aber ihr Herz war wie von schwerer Last befreit. Sie wußte nun,

daß sie auf rechtem Wege war, der zum Vater zurückführte. Und doch lebte noch eine unerfüllte Sehnsucht in ihr: sie war auf dem Wege, aber ob sie schon am Ziele war, ob Gott ihr wirklich schon vergeben hatte?

Sie stand in der Glut der Junisonne und band den geschnittenen Weizen in Garben, da kamen wohlbekannte Gestalten den Feldweg herab, Jesus und einige seiner Jünger. Naemi richtete sich auf und sah ihnen entgegen, und Jesus, der sie doch nur einmal gesehen hatte, erkannte sie. Da ging ein Leuchten der Freude über sein Gesicht, und er nickte ihr zu und lächelte herzlich, als er vorüberging. Naemi kniete nieder und drehte das Strohseil, als wollte sies um die Garbe winden, aber in Wirklichkeit war es nur, um die Seligkeit ihres Gesichtes zu verbergen, und weil sie der Dank und die Freude auf die Kniee zwang. Er hatte vergeben, Gott hatte vergeben, sie war angenommen, sie war wieder Gottes liebes Kind. Stolz und glücklich wie eine verkleidete Königin tat sie an jenem Tage ihre Arbeit. Aber am Abend schüttete sie alle ihre ersparten Groschen aus der Büchse, und sie fest in der Hand zusammenpressend, wie ein Kind das Geld der Mutter, lief sie eilig zur Stadt. In das feinste Geschäft trat sie ein und forderte ein Alabastergefäß mit kostbarem Rosenwasser. Da stand sie nun auf der Straße und hielt ihren teuer erworbenen Schatz vorsichtig zwischen den Fingern — aber wo war Jesus heute abend? Sie lief ans Seeufer hinunter und fragte die Fischer; die konnten ihr berichten, daß er bei dem Pharisäer Simon eingeladen sei. Da wurde ihr doch bang: der Pharisäer, der fromme Mann, wie würde sie der verachten, durfte sie dem über die Schwelle kommen? Aber hatte nicht Jesus, hatte nicht Gott ihr vergeben? Durfte der Pharisäer sie schelten, wenn sie demütig, ganz demütig danken wollte?

Sie kam an Simons Haus. Wie gerade, wie streng und sauber schaute es auf sie hernieder; sie fürchtete sich. Aber die Tür zum Saal stand offen, sie sah Simon und seine Gäste bei Tisch und Jesus saß gleich vorne mit dem Rücken gegen die Tür. Da wagte sie es, trat leise ein und warf sich rasch neben seinem Stuhle nieder. Aber wie sie sich über seine Füße beugte, um das köstliche Rosenwasser darüber auszugießen, da wurden ihre Augen verdunkelt von Tränen, sie sah nichts mehr, und laut aufschluchzend neigte sie ihr tränennasses Gesicht auf seine Füße und küßte sie. Doch als sie merkte, daß

sie seine Füße benetzt hatte, stieg die Scham glutrot in ihrem Gesicht auf und sie nahm ihre rotgoldnen Haare und trocknete sie ab. — Das laute Gespräch war verstummt im Saal, Jesus hatte sich zu Naemi geneigt, und sein Blick ruhte auf ihr mit innigem, zartem Erbarmen. Viele Augen waren gespannt auf ihn gerichtet, hier und da wurde gezischelt und getuschelt, manche Gesichter sahen aus, als ob sie etwas Schmutziges abwehren müßten, in Simons Augen lag schlecht versteckter Spott. „Nun, dachte er, wenn der Mensch wirklich ein großer Prophet wäre, würde er wohl wissen, was für ein Frauenzimmer ihn da zu berühren wagt." Jesus fühlte seine Gedanken und wandte sich ruhig zu ihm um und sah ihn groß und einfach an. „Simon, sprach er, ich habe dir etwas zu sagen." „Sage es, Meister", antwortete Simon mit einer kühlen Verbeugung. Da beugte sich Jesus etwas vor und erzählte, so daß sie ihm alle zuhörten: „Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner, der eine war ihm fünfzig Taler schuldig, der andere fünfhundert. Nun waren sie einer wie der andere blutarm, und als die Fristen abgelaufen waren, zeigte sichs, daß sie beide zahlungsunfähig waren. Da hat er beiden die Schuld erlassen. Welcher von beiden wird ihn nun am meisten lieb haben?" Simon sprach: „Ich denke der, dem er am meisten erlassen hat." Jesus antwortete: „Du hast recht geurteilt", und indem er sich wieder der knieenden Frau zuwandte, fuhr er langsam fort: „und nun, sieh diese Frau: ich bin in dein Haus gekommen, aber du hast mir kein Wasser gegeben, um den heißen Staub von meinen Füßen zu waschen, sie aber hat meine Füße mit ihren Tränen gebadet und mit ihren Haaren getrocknet. Du hast mich nicht mit höflichem Kusse begrüßt, sie aber hat, seit sie eingetreten ist, nicht aufgehört meine Füße zu küssen. Du hast mir das Haupt nicht mit Oel gesalbt, sie aber hat mir die Füße mit kostbarem Balsam gesalbt. Warum wohl das alles? Wenn du sehen könntest, würdest du es wissen: so große, zarte Liebe hat nur der, dem große Schuld vergeben ist, dem aber wenig vergeben ist, der wird freilich auch nur wenig Liebe erweisen." Sie machten alle steife, peinliche Gesichter, aber Jesus schien es nicht zu bemerken. Freundlich gab er Naemi die Hand, hob sie auf und sagte: „Ja, deine Schuld ist vergeben, geh jetzt, du wirst nun Frieden finden." Um Naemis Lippen zuckte es, wie gern hätte sie mit heißen Worten gedankt, aber sie brachte kein Wort hervor. Sie war so frei,

sich die mündliche Erzählung solcher größerer Gruppen auf mehrere Unterrichtsstunden, wobei dann nur auf eine natürliche Gliederung recht zu achten ist.

Caesarea-Philippi.

Immer größer war die Zahl der Menschen geworden, die sich um Jesus sammelten, wenn er in den Städten am See oder draußen in der Heide oder am flachen Ufer zu ihnen sprach. Schon war die Menge unübersehbar, aber Jesus hatte doch keine rechte Freude daran. Wieviel von der Botschaft, die er brachte, mochte tiefinnerlich in diese Menschen eingedrungen sein? Sie brachten ihm ihre Kranken und Elenden, daß er sie heilte, sie ließen sich gern von ihm trösten in Kummer und Sorge, sie lauschten auch sonst willig seinen Worten — aber danach handeln — nein, das taten sie nicht. Es haftete alles nur auf der Oberfläche, wie die Samenkörner auf dem harten Feldweg, die von den Vögeln des Himmels schnell fortgepickt werden. Und dazu waren unter dieser großen Schar von scheinbaren Anhängern doch auch viele Feinde, die ihn boshaft verleumdeten und ihn zu Fall bringen wollten.

Nach einer solchen Riesenversammlung ging Jesus am späten Abend mit seinen Jüngern zur Herberge. Die Jünger waren freudig erregt und vermuteten hin und her, wie groß heute wohl die Zahl der Versammelten gewesen sein mochte, Jesus ging schweigend und in Gedanken. Schließlich fragte er seine Jünger mitten in ihr Gespräch hinein: „Und glaubt ihr nun wohl, daß diese Menschen alle, wenn das Gottesreich sehr bald käme, rechte und bereite Bürger wären?" Die Jünger wurden nachdenklich — nein, das konnten sie selbst nicht glauben. „Seht ihr", sagte Jesus, „wenn ich so weiter lehre und heile, werde ich noch viele zu mir ziehen, vielleicht noch Tausende, aber sie sind fast alle nicht bis ins Herz hinein getroffen, und wenn Gefahr droht, oder sogar schon auf das Wort eines Spötters oder die Beschimpfung eines Verleumders fallen sie ab. So geht es nicht." „Was willst du aber dann tun?" fragte Johannes und sah ihn beunruhigt an. Jesus dachte nach: „Was ich tun will? Ich will los von den vielen Menschen, wir wollen allein wandern, ihr und ich. Ihr seid nur eine kleine Schar, aber ich denke, es ist mit der Gottesherrschaft wie mit einem kleinen Sauerteig, den die Hausfrau

unter viele Pfund Mehl mischt, bis es endlich ganz durchsäuert ist."

Am folgenden Tag verließen sie Kapernaum und das Westufer des Sees, schifften hinüber nach der Dekapolis, wo er einst den Besessenen aus Gadara geheilt hatte, und wanderten von da auf der Landstraße nach Norden. Auf langen, einsamen Wegen sprach Jesus viel mit seinen Jüngern. Was im lärmenden Getriebe der Städte oft nicht gelungen war, wurde hier möglich, Worte, die dort verhallt waren, senkten nun Wurzeln tief ins Herz. Das Gefühl für die Größe und die Herrlichkeit ihrer Aufgabe wuchs in den Jüngern, und die Demut gegenüber dem Meister, der ihnen solche Aufgabe stellte. Von Tag zu Tag fühlte Jesus, wie er sie tiefer durchdrang, wie er sie unlöslicher an Gottes Sache fesselte. Hier fiel der Same auf gutes Land und fing schon an vielfältige Frucht zu bringen.

So nahte die Zeit, wo sie wieder hineintreten konnten mitten in ihr Volk, die frohe Botschaft laut verkündigen und die heilige Sache zur Entscheidung bringen. Und die Entscheidung mußte im Mittelpunkt, im Herzen seines Volkes, mußte in Jerusalem fallen, darüber war sich Jesus von Anfang an klar gewesen. Darum je mehr seine Jünger wuchsen an Kraft und Gewißheit, desto sicherer richteten sich seine Gedanken auf Jerusalem.

Sie waren weit gewandert, fern am Horizonte tauchten die weißen Zinnen und Türme der Römerstadt Caeserea Philippi auf, und die dunklen Cypressen, die sich schattend an weiße Mauern lehnten oder ernst gegen den leuchtenden Himmel abzeichneten. Jesu Seele war fern, er sah im Geiste die sonnenbeschienenen weißen Türme und Zinnen, die stolzen ragenden Mauern von Jerusalem, und schlanke Palmen, die im Winde zitterten. Er sah den Zionsberg und den heiligen Tempel; dahin trieb es ihn mit immer unwiderstehlicherer Gewalt. Dort mußte er sein mühseliges und beladenes Volk um sich sammeln, mußte den von Gesetzesdienst Gequälten die frohe Botschaft von der Gotteskindschaft bringen. Und dann, wenn er sie alle gewonnen, dann würde sicher eines Tages die Gottesherrschaft beginnen und seine Messiaswürde herrlich offenbar werden.

Aber wenn sie ihm nun nicht glaubten? In Galiläa schon hatten die Pharisäer ihn zu verderben gesucht, und in Jeru-

salem saßen die Priester. Wenn sie ihn nun überwältigten, wenn sie ihn gar töteten? Ja war denn das möglich, den Messias töten? Dunkle Ahnungen stiegen vor Jesus auf: Dann wäre sein ganzes Werk verloren, seine frohe Botschaft verhallt, und niemand würde sie mehr hören. Dann käme kein Frieden, kein Sonnenschein, keine reine Freude über die Erde, und all die alte Qual und Not müßte von vorne beginnen. Hoffnung und Verzagen bewegten ihn, wie ein Schatten ging das Gefühl des nahen Todes mit ihm. So mußte es ja kommen, wenn sie ihm in Jerusalem nicht glaubten! Und würden sie ihm wohl glauben? ahnten denn auch nur die Galiläer, die ihn doch schon so lange kannten, wer er sei?

Aus solchen Gedanken wandte sich Jesus an seine Jünger, die halblaut miteinander sprachen von der herrlichen Römerstadt, die immer prächtiger im Sonnengold vor ihnen auftauchte: „Sagt einmal, was meinen die Leute eigentlich, wer ich sei?" Sie wandten sich überrascht zu ihm um, und einer antwortete: „O sie denken sich mancherlei, die einen sagen, du seist Elias und vom Himmel wieder herabgekommen, manche halten dich gar für den auferstandenen Täufer Johannes, und manche glauben auch, du seist der alte Prophet Jeremias." Jesus schüttelte mit leisem Lächeln ein wenig den Kopf, dann blickte er einen Augenblick nachdenklich zur Erde, und wie er die Augen wieder aufschlug, sah er sie an, so herzlich, so eindringlich, als wollte er mit seiner großen, ernsten Liebe ihre ganze Seele durchdringen. Seine Stimme klang bebend, tief und innerlich, als er sie fragte: „Nun und ihr, für wen haltet ihr mich denn?" Sie erschraken, sie sahen sich zaudernd untereinander an und wagten sich mit ihren Gedanken nicht recht heraus. Da trat Petrus vor, faßte Jesu beide Hände, beugte das Knie vor ihm und sprach wie im Gebet: „Du bist der Messias".

Es war wie ein Aufjauchzen in Jesu Seele: der eine wenigstens, sein liebster Freund, der hatte das Geheimnis seiner Seele abgelauscht; er war nicht allein, nicht ganz verlassen. Und wie er jetzt auf die freudig erregte Jüngerschar und in die strahlenden Augen des Judas Ischarioth sah, da merkte er: auch die andern hatten es geahnt — nun aber wußten sie es alle, der Schleier, der bisher sein Inneres verdeckt hatte, war zerrissen, an diesem Tage mußte sich sein Leben wenden. Noch gebot er den Seinen strenges Schweigen, aber bald, wenn die

Gottesherrschaft kam, sollte das ganze Volk erkennen, wer er sei. Da waren seine Gedanken wieder in Jerusalem, und wieder packte ihn plötzlich die Angst und schüttelte seine Seele, daß es mißlingen könne und sein Werk vernichtet werde. Aber auf einmal kam eine sichere Hoffnung über ihn, wie eine Antwort auf all sein banges Fragen: wenn du auch sterben mußt, wird dein Werk doch nicht zugrunde gehn, denn Gott wird es zu Ende führen. Er fühlte, daß Schweres vor ihm lag, aber er war nun willig und wußte, er könnte es tragen. So legte sich der Sturm.

Mit ruhig ernster Stimme sagte er seinen Jüngern, daß sie nun umwenden wollten nach Jerusalem, damit er im Tempel, an heiligster Stätte, allem Volk die frohe Botschaft verkünde. „Aber", fuhr er fort, „es kann wohl sein, daß die Pharisäer und die Priester es nicht haben wollen, daß sie mich fangen und den Römern überantworten und als Verbrecher kreuzigen." Die Jünger erschraken so, daß sie zitterten, Judas schüttelte heftig den Kopf: „das würde, das konnte ja nicht sein". Da wollte Jesus ihnen helfen, wie er selbst eben Hilfe gefunden hatte: „seid dennoch getrost, ich weiß, Gott wird sein Reich doch aufrichten, auch wenn ich sterben muß." — Wie sollten sie wohl getrost sein, bebte ihm nicht selbst die Stimme, als er diese Worte sprach? Mit Tränen in den Augen blickten sie alle in erschrockener Liebe zu ihm hin; Petrus aber legte ihm die Hand auf den Arm und bat in dringendem Ton: „Herr, wenn solche Gefahr droht, dann gehe doch nicht nach Jerusalem!" Was war das? Gerade Petrus, der eine, der ihn verstanden hatte, der erkannt hatte, daß er der Messias sei, der wollte ihn verführen, wie ein Feigling der Gefahr auszuweichen und an die eigene Sicherheit zu denken? Und ein Blick in die Mienen der andern zeigte ihm, daß das Wort des Petrus ihnen angenehm in die furchtsamen Seelen klang. Nein, nun stark sein! Da stieß er Petrus zornig hinweg und sprach: „Weiche von mir, Versucher, du denkst nicht, was Gott will, sondern was dein Menschenherz wünscht."

Petrus trat zurück, er merkte nun, daß der Meister nach Jerusalem gehen m u ß t e. Jesus aber sprach zu ihnen in bittrem Schmerz: „Wollt ihr denn mit mir gehen? Aber wer mir nachfolgen will, der muß sich selbst vergessen und sein Kreuz auf sich nehmen. Wer sein Leben retten will, der wird es nur verlieren; wer es aber preisgibt um meinetwillen und

um meiner Botschaft willen, der wird ewiges Leben im Gottesreich finden." Sie waren alle bereit, mit ihm zu gehen; wenn es sein mußte, wollten sie auch mit ihm leiden. Nur nicht ihn verlassen! Und viele glaubten wohl nicht so recht, daß das Leiden kommen würde. So wandten sie sich nach wenigen Tagen südwärts auf Jerusalem zu.

Diese Erzählung vom Messiasbekenntnis des Petrus und der ersten Leidensverkündigung ist vielleicht schwieriger zu gestalten als irgend eine andere. Auch unser Versuch wagt sich nur ganz schüchtern heraus, und über schüchterne Versuche werden es wenige Lehrer hinaus bringen. Aber soviel muß wenigstens gewagt werden, denn gerade diese Episode ist ja für den Lebensgang Jesu und seiner Jünger so ungemein wichtig. Die Schwierigkeit der Gestaltung liegt in dem völligen Mangel an Handlung und in der Notwendigkeit die vermutlichen Ueberlegungen und Empfindungen Jesu in Worte zu fassen. Gründliches Studium von Kommentaren hilft dabei natürlich, aber es nimmt uns die Aufgabe nicht ab. Die Stimmung Jesu haben wir besonders auch aus späteren in Jerusalem gesprochenen Worten zu erschließen gesucht.

Eine weitere Schwierigkeit ist, daß wir nicht wissen, was Jesus in den langen Wandertagen seinen Jüngern gesagt hat. Ein kurzes Gespräch zwischen uns beiden Verfassern zeigte schon, wie die Vermutungen über diesen Punkt gewaltig auseinander gehen. Um so interessanter wäre es für den Lehrer bei der nachfolgenden Besprechung in gemeinsamer Arbeit mit seiner Klasse bekannte Worte Jesu ausfindig zu machen, die etwa in dieser Situation gesprochen sein können.

Vor dem Aufbruch nach Jerusalem.

Vor dem Tor wollten sie sich treffen. Als Jesus mit Simon und einigen andern hinauskam, fand er bereits eine ganze Schaar von jungen Männern versammelt, auch einige Frauen waren dabei. Mit frohem Gruß umringten sie ihn. Jesus war überrascht: die alle wollten mitziehen? Es schien so, Bündel, Stab und aufgeschürztes Kleid zeigten ihm, daß alle zur Reise gerüstet kamen. Er sah sich um, sah von einem zum andern. Ueberall frohe Gesichter, blitzende Augen. Soviel treue Herzen, die sein waren! — Er schüttelte leise den Kopf. „Freunde", sagte er, „wollt ihr alle mit hinaufziehen?" „Ja ja — wir alle — freilich" — so schallte es ihm entgegen. „Hört mich an", sagte Jesus, „unser Weg geht nach Jerusalem, und ihr wißt, was das heißt: wir gehen schweren Kämpfen

Gottesherrschaft kam, sollte das ganze Volk erkennen, wer er sei. Da waren seine Gedanken wieder in Jerusalem, und wieder packte ihn plötzlich die Angst und schüttelte seine Seele, daß es mißlingen könne und sein Werk vernichtet werde. Aber auf einmal kam eine sichere Hoffnung über ihn, wie eine Antwort auf all sein banges Fragen: wenn du auch sterben mußt, wird dein Werk doch nicht zugrunde gehn, denn Gott wird es zu Ende führen. Er fühlte, daß Schweres vor ihm lag, aber er war nun willig und wußte, er könnte es tragen. So legte sich der Sturm.

Mit ruhig ernster Stimme sagte er seinen Jüngern, daß sie nun umwenden wollten nach Jerusalem, damit er im Tempel, an heiligster Stätte, allem Volk die frohe Botschaft verkünde. „Aber", fuhr er fort, „es kann wohl sein, daß die Pharisäer und die Priester es nicht haben wollen, daß sie mich fangen und den Römern überantworten und als Verbrecher kreuzigen." Die Jünger erschraken so, daß sie zitterten, Judas schüttelte heftig den Kopf: „das würde, das konnte ja nicht sein". Da wollte Jesus ihnen helfen, wie er selbst eben Hilfe gefunden hatte: „seid dennoch getrost, ich weiß, Gott wird sein Reich doch aufrichten, auch wenn ich sterben muß." — Wie sollten sie wohl getrost sein, bebte ihm nicht selbst die Stimme, als er diese Worte sprach? Mit Tränen in den Augen blickten sie alle in erschrockener Liebe zu ihm hin; Petrus aber legte ihm die Hand auf den Arm und bat in dringendem Ton: „Herr, wenn solche Gefahr droht, dann gehe doch nicht nach Jerusalem!" Was war das? Gerade Petrus, der eine, der ihn verstanden hatte, der erkannt hatte, daß er der Messias sei, der wollte ihn verführen, wie ein Feigling der Gefahr auszuweichen und an die eigene Sicherheit zu denken? Und ein Blick in die Mienen der andern zeigte ihm, daß das Wort des Petrus ihnen angenehm in die furchtsamen Seelen klang. Nein, nun stark sein! Da stieß er Petrus zornig hinweg und sprach: „Weiche von mir, Versucher, du denkst nicht, was Gott will, sondern was dein Menschenherz wünscht."

Petrus trat zurück, er merkte nun, daß der Meister nach Jerusalem gehen m u ß t e. Jesus aber sprach zu ihnen in bittrem Schmerz: „Wollt ihr denn mit mir gehen? Aber wer mir nachfolgen will, der muß sich selbst vergessen und sein Kreuz auf sich nehmen. Wer sein Leben retten will, der wird es nur verlieren; wer es aber preisgibt um meinetwillen und

um meiner Botschaft willen, der wird ewiges Leben im Gottesreich finden." Sie waren alle bereit, mit ihm zu gehen; wenn es sein mußte, wollten sie auch mit ihm leiden. Nur nicht ihn verlassen! Und viele glaubten wohl nicht so recht, daß das Leiden kommen würde. So wandten sie sich nach wenigen Tagen südwärts auf Jerusalem zu.

Diese Erzählung vom Messiasbekenntnis des Petrus und der ersten Leidensverkündigung ist vielleicht schwieriger zu gestalten als irgend eine andere. Auch unser Versuch wagt sich nur ganz schüchtern heraus, und über schüchterne Versuche werden es wenige Lehrer hinaus bringen. Aber soviel muß wenigstens gewagt werden, denn gerade diese Episode ist ja für den Lebensgang Jesu und seiner Jünger so ungemein wichtig. Die Schwierigkeit der Gestaltung liegt in dem völligen Mangel an Handlung und in der Notwendigkeit die vermutlichen Ueberlegungen und Empfindungen Jesu in Worte zu fassen. Gründliches Studium von Kommentaren hilft dabei natürlich, aber es nimmt uns die Aufgabe nicht ab. Die Stimmung Jesu haben wir besonders auch aus späteren in Jerusalem gesprochenen Worten zu erschließen gesucht.

Eine weitere Schwierigkeit ist, daß wir nicht wissen, was Jesus in den langen Wandertagen seinen Jüngern gesagt hat. Ein kurzes Gespräch zwischen uns beiden Verfassern zeigte schon, wie die Vermutungen über diesen Punkt gewaltig auseinander gehen. Um so interessanter wäre es für den Lehrer bei der nachfolgenden Besprechung in gemeinsamer Arbeit mit seiner Klasse bekannte Worte Jesu ausfindig zu machen, die etwa in dieser Situation gesprochen sein können.

Vor dem Aufbruch nach Jerusalem.

Vor dem Tor wollten sie sich treffen. Als Jesus mit Simon und einigen andern hinauskam, fand er bereits eine ganze Schaar von jungen Männern versammelt, auch einige Frauen waren dabei. Mit frohem Gruß umringten sie ihn. Jesus war überrascht: die alle wollten mitziehen? Es schien so, Bündel, Stab und aufgeschürztes Kleid zeigten ihm, daß alle zur Reise gerüstet kamen. Er sah sich um, sah von einem zum andern. Ueberall frohe Gesichter, blitzende Augen. Soviel treue Herzen, die sein waren! — Er schüttelte leise den Kopf. „Freunde", sagte er, „wollt ihr alle mit hinaufziehen?" „Ja ja — wir alle — freilich" — so schallte es ihm entgegen. „Hört mich an", sagte Jesus, „unser Weg geht nach Jerusalem, und ihr wißt, was das heißt: wir gehen schweren Kämpfen

sie die Kleinen alle wieder mit und gingen froh nach Haus, und die kleinen Leute erzählten auf dem ganzen Wege und den ganzen Tag nichts anderes als von Jesus, wie er lieb war.

Der Einzug in Jerusalem.

Am andern Morgen begleitete Zachäus seinen Gast noch bis zu dem verabredeten Sammelpunkt bei dem großen Oelbaum an der Straße nach Jerusalem. Grade vor ihnen verließ ein großer Pilgerzug das Stadttor, nach der Kleidung der Leute zu urteilen, auch aus Galiläa. Auch sonst war die Straße schon ziemlich belebt; zum Passah mußte man möglichst früh in Jerusalem sein, wenn man noch eine Herberge in der von Fremden überfüllten Stadt finden wollte. Als der Oelbaum an der Straße sichtbar wurde, nahm Zachäus Abschied. Stumm faßte er Jesu Hand, er konnte kein Wort herausbringen, dann ging er langsam zurück.

Jesus näherte sich den wartenden Freunden. Schon von weitem bemerkte er, daß sie eifrig miteinander redeten und offenbar in großer Aufregung waren. Begreiflich genug, schlug ihm selbst doch auch das Herz. Noch an diesem Tage würden sie ja den Boden der heiligen Stadt betreten. Und was die kommenden Tage bringen würden? Ob sie sich erfüllen würde, die große Hoffnung, ob seine Todesahnung Recht behalten würde? Gott allein wußte es. — Die Wartenden sahen ihn kommen und gingen ihm entgegen; er sah sich von aufgeregten Gesichtern umringt. „Meister, bald sind wir am Ziel, heute noch", ruft einer. „Ja, ihr Freunde", gab Jesus zurück, „wir sind so oft miteinander gewandert, manchen weiten Weg, fröhliche und traurige Wege, nun hat die Wanderschaft ein Ende, bald sind wir in der heiligen Stadt, dann sind wir am Ziel. Nun kommt denn zu unserer letzten Reise." „Auf nach Jerusalem!" „Auf zur Stadt Davids!" riefen sie jubelnd. Eine Stimme rief dazwischen: „Wehe dir Rom, deine Tage sind gezählt!" Neuer Jubel, die Wanderer schwenken ihre Stäbe, als wärens Lanzen: „Er wird die Heiden zerschmettern mit eisernem Stabe — auf nach Jerusalem!" — Jesus war zusammengezuckt, unwillkürlich streckte er die Hände von sich, als wollte er etwas abwehren. Einen Augenblick war aller frohe Glanz aus seinen Augen verschwunden. Der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt, so achtete man nicht darauf. Aber

Judas war es nicht entgangen. Seit jener Zurechtweisung der Zebedäussöhne beobachtete er den Meister mit scharfen Augen, als suche er die geheimen Gedanken in seiner Brust zu erkennen. Jetzt schloß er sich kopfschüttelnd den Vorwärtsschreitenden an; was er beobachtete, hatte ihn verstimmt. Er konnte das Rätsel nicht lösen, aber er fürchtete, wenn er es löste, fand er nicht, was er suchte.

Der Zug bewegte sich langsam auf der steinigen Straße bergan. Die Sonne schien hell vom wolkenlosen Himmel und die Felsen warfen die heißen Strahlen zurück. Ringsum kahles Felsgestein oder kümmerliche Heidesträucher. Hin und wieder bei einer Biegung des Weges sahen die Wanderer zurück auf das schon tief unter ihnen liegende Jericho, dessen weiße Häuser freundlich aus dem Grün der Cypressen und Feigenbäume heraufleuchteten. Dahinter in der Ferne schimmerte das silberne Band des Jordan, der dort durch das fruchtbare Tal sich wand. Höher hinauf zog sich der Weg. Jetzt hob sich schon vor den Reisenden der Oelberg, bald waren sie ihm nahe. Man sah den Weg vor sich, der dort am Berge entlang auf halber Höhe sich hinzog. Etwas weiter von der Biegung des Weges aus würde man Jerusalem vor sich sehen, das noch durch die zwischenliegenden Höhen den Blicken entzogen wurde. Es war schon Nachmittag, als man in einem kleinen Dorf am Oelberg, Bethphage hieß es, Rast machte. Im Schatten einiger Häuser und in Baumhöfen lagerten sich die Wanderer, um ein wenig auszuruhen. Fünf Stunden waren sie unterwegs. Sie hatten wenig miteinander gesprochen, meist schweigend hatten sie den mühsamen Anstieg gemacht. Nun saßen sie zusammen und sprachen von dem, was ihre Gedanken fortwährend beschäftigte: von Jerusalem und von ihren großen Hoffnungen. In den Augen blitzte wieder jene heiße Freude auf, wie am Morgen vor der Stadt. Schweigend saß Jesus unter ihnen. Dann winkte er einigen seiner Vertrauten, stand auf und ging mit ihnen zur Straße. „Seht ihr dort drüben Bethanien, da das Dorf gerade vor euch. Geht hinüber, gleich am Eingang rechts von der Straße ist eine Herberge. Vor dem Hause werdet ihr wohl Esel angebunden finden. Nehmt einen und bringt ihn her. Sagt dem Wirt nur, daß er für mich ist, so wird er ihn euch lassen." Die Boten gingen.

Nicht lange darauf kamen sie mit dem Esel zurück. Die andern waren schon aufgestanden und zum Wandern bereit.

Jesus trat heran, um das Tier zu besteigen; da hörte man plötzlich den Ruf: „Juble laut, Tochter Zion, freue dich, Tochter Jerusalem, siehe dein König kommt zu dir!“ Alle fielen jubelnd ein: „Gerecht ist er und siegreich, demütig ist er und reitet auf einem Esel!“ Da hatte auch schon einer seinen Mantel über den Rücken des Tieres gelegt, andere knieten nieder, daß Jesus den Fuß auf ihre Hände setzen sollte — so hoben sie ihn hinauf. Zwei der Jünger führten das Tier am Zaum und wie im Triumphzug ging es weiter der Stadt zu. Man riß Zweige von den Bäumen und schwenkte sie jubelnd, andere bestreuten mit den Blättern die Straße, und immer wieder erscholl der alte Pilgergruß: Hosiannah! Hosiannah! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosiannah! Aber bald blieb man nicht bei den alten Psalmworten, lauter und freudiger riefen die begeisterten Jünger: „Hosiannah dem Sohne Davids! Heil sei dem König, der da kommt! Gelobt sei das Reich unseres Vaters David!“ Ein junger Mann zog seinen Mantel aus und breitete ihn vor den Hufen des Esels auf die Erde. Wie auf einem Teppich schritt das Tier darüber hin. Das Beispiel fand Nachahmer. Das war ein Laufen und Knieen und Grüßen und Jauchzen! Der Zug wurde immer größer. Leute aus den Häusern an der Straße eilten heraus, viele zogen mit. Kinder sammelten sich und sangen tapfer Hosiannah und schwenkten ihre grünen Büsche. —

Die Biegung des Weges war erreicht. Unwillkürlich hielt alles an. Der Gesang schwieg. Da lag Jerusalem vor den Augen der Festpilger! Haus an Haus, von Mauern und Wällen umschlossen, mit der alten Davidsburg, mit dem heiligen Tempel. Wie blitzte das Gold seiner Dächer und Zinnen in der Sonne! Jerusalem! Jerusalem! Viele knieten auf der Straße und beteten. Jesus sah hinüber, er breitete die Hände gegen die Stadt aus: „Jerusalem! Jerusalem! Wie oft hat Gott deine Kinder versammeln wollen wie die Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel, und du hast nicht gewollt. O wenn du doch jetzt bedächtest, was zu deinem Frieden dient!“ Tränen standen ihm in den Augen. — Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, man stimmte einen Pilgerpsalm an:

Die auf den Herren hoffen, sind wie der Zionsberg,
Der nicht fällt noch wankt, der auf ewig besteht.

Rings um Jeruſalem her ragen die Berge,
Und der Herr iſt um ſein Volk immer und ewiglich.
Nicht bleibt das Szepter der Gottloſen über dem Erbe
der Gerechten. . . .

Und wieder erſcholl das Hoſiannah! durch das Kidrontal. Bald war man am Stadttor. Scharen von Neugierigen ſtrömten dem Zuge entgegen. Immer wieder hörte Jeſus hinter ſich und rechts und links die Frage: Wer iſt das? Was hat das zu bedeuten? — König? — Der? Ueberall ſah er forſchende Augen auf ſich gerichtet, als er nun durch das Stadttor ritt, — und es waren nicht immer freundliche Blicke. — Aber in der ganzen Stadt wußte man es bald: Der Prophet von Galiläa iſt gekommen!

Die Tempelreinigung.

Es war Abend geworden. Der Zug der Galiläer hatte ſich aufgelöſt und in der Stadt zerſtreut. Müde von der Wanderung und all der Aufregung dieſes Tages ſaß Jeſus mit ſeinen nächſten Freunden unter dem Zeltdach einer Herberge. Es war ein beſcheidenes Gaſthaus, abſeits von den Hauptſtraßen der Stadt. Die meiſten Häuſer waren ſchon jetzt mit Gäſten gefüllt. Auch hier in der kleinen Herberge drängten ſich die Leute, und ſelbſt in dieſer abgelegenen Straße war bis ſpät in den Abend ein lebhaftes Menſchentreiben. Zuweilen kamen noch Pilgerzüge vorbei, dann wurde die Gaſſe durch das unſichere Licht flackernder Fackeln ein wenig erhellt, und inmitten des geräuſchvollen Treibens klangen Pſalmen. Mancher drinnen in der Herberge horchte auf und ſummte leiſe die wohlbekannten Lieder mit:

Wie war ich ſo froh, als es hieß: zum Tempel des Herrn
laßt uns ziehen!
Unſere Füße ſtehen im Tor, in deinen Toren Jeruſalem.

Ja, die Freude war allen anzumerken; fremde Menſchen, die ſich nie geſehen hatten, waren gleich miteinander vertraut, jeder fand ja in den Augen des andern den Widerſchein der gleichen Freude: in den Toren Jeruſalems! Zum Tempel des Herrn! Auch Jeſus war froh bewegt, auch er freute ſich auf den nächſten Tag, wo er das Heiligtum des Volkes wiederſehen und in ſeinen Hallen wandeln würde. Erinnerungen

stiegen in seiner Seele auf, er dachte daran, wie er zum erstenmal, fast noch ein Knabe, diesen gewaltigen Bau gesehen hatte. Wie war er da überwältigt gewesen von seiner Größe und Pracht! Er dachte an manches Fest, zu dem er aus dem Heimatstädtchen hier herauf gewandert war und an der altheiligen Stätte gebetet hatte. Ja, wieviel Gebete waren in diesen Hallen schon gebetet worden! Wie viel fromme Herzen hatten da Gott gesucht und ihm ihr Herz ausgeschüttet! Das war heiliger Boden, morgen würde er ihn wieder betreten, und schon jetzt empfand er das Gefühl der Andacht, das ihn da erfüllen würde. —

Die Nacht kam. Draußen wurde es still. Einzelne Gäste gingen in den Hof zu den Ställen, um noch einmal nach ihren Tieren zu sehen und suchten dann auf dem Stallboden oder im Schuppen ihr Lager auf. Als Jesus sich erhob, trat der Wirt auf ihn zu und verneigte sich ehrerbietig: „Meister, ich will dir zeigen, wo du herbergen sollst, folge mir nur." Jesus ging mit ihm, eine Stiege hinauf, in ein oberes Zimmer, in dem ein Bett stand. „Du mußt vorlieb nehmen, Meister", sagte der Wirt, „ich habe nichts Besseres zu bieten. Der Andrang ist so groß, aber für dich hab ich doch noch Platz gemacht — für dich natürlich, da mußte es schon gehen." Damit ließ er ihn allein. —

Am andern Morgen in der Frühe ging der Wirt — er hieß Seraja — zum Tempel hinauf, um sein Opfer zu bringen. Obwohl der Tag kaum angebrochen war, herrschte auf den Straßen schon wieder Leben, die Läden und Buden waren schon meist geöffnet. Durch eine Reihe winkliger, enger Gassen ging der Weg, allmählich ansteigend, zu den Säulenhallen, die den äußeren Tempelplatz umschlossen. Hier und dort einen Bekannten grüßend schritt er quer über den mit Steinplatten gepflasterten Platz zu der großen Treppe, die zum oberen Vorhof hinaufführt. Er blieb einen Augenblick stehen und betrachtete das prachtvolle Tor, durch das man oben den Vorhof betrat. Die mit Goldplatten belegten Marmorschwellen und die silbernen Knäufe der Pfeiler gaben einen wunderbaren Glanz in der Morgensonne. Oben auf dem von einer hohen Mauer rings eingeschlossenen Platz war es schon recht belebt. Menschen kamen und gingen. In den Hallen, die an der Mauer hinführten, saßen schon einige Gelehrte und lasen in der Gesetzesrolle. Priester schritten eilfertig durch die Menge. Noch

eine Treppe mußte Seraja hinaufsteigen zum eigentlichen Tempelplatz. Da stand vor dem Tor des Heiligtums der riesige Brandopferaltar. Betende Menschen knieten da auf den Marmorfliesen. Zur Seite der Treppe saßen und standen an Tischen die Verkäufer der Opfertiere und die Geldwechsler, bei denen man sein römisches Geld gegen die alte jüdische Münze einwechseln konnte, wenn man eine Spende in den Gotteskasten einlegen wollte. Käufer gingen ab und zu, handelten und feilschten in der üblichen wortreichen und aufgeregten Weise. Dazwischen klang eintönig das Murmeln der Betenden. Seraja kaufte ein Paar Tauben; natürlich hatte er von dem geforderten Preis erst ein gut Teil heruntergehandelt. Dann wandte er sich nach rechts zu den Priestern, die dort an marmornen Tischen die Tiere kunstgerecht schlachteten. Viele drängen sich da an den Schranken. Während er wartete, bis er an die Reihe kam, plauderte er mit seinem Nachbar und betrachtete den Altar, auf dem schon das Feuer angezündet war. Tempeldiener trugen Holz zu. Zuweilen wanderte sein Blick auch zu den Tischen der Händler hinüber, wenn es dort bei einem Handel einmal besonders aufgeregt und hitzig zuging.

Eine gute Weile schon sah Seraja zu. Da bemerkte er unter den Leuten, die vom Vorhof heraufkamen, auch seine Gäste, Jesus und einige seiner Freunde. Er berührte seinen Nachbar am Arm: „Du, das ist er.“ „Wer?“ „Der galiläische Rabbi, der so viel Aufsehen macht. Er wohnt bei mir.“ Die Umstehenden wandten sich hin, auch einige der Priester hielten einen Augenblick in ihrer Arbeit ein und traten näher an die Schranke, um den berühmten Mann zu sehen. „Der scheint lange nicht hier gewesen zu sein“, meinte einer, „der macht ja so erstaunte Augen.“ Und in der Tat, Jesus stand wie erstarrt da, seine Augen blickten erschrocken. — Was ist das? — Er runzelt die Stirn und blickt umher. Da schallt seine Stimme zornig durch den Lärm: „Wie, das ist ein Gotteshaus?“ — Alles horcht auf. — „Ein Bethaus soll hier sein, das aber ist eine Krämerbude.“ Grimmig blitzen seine Augen, im Nu hat er dem nächsten Taubenhändler einen Strick entrissen: „Hinaus mit euch, hinaus!“ — Der Strick fährt klatschend dem erschrockenen Krämer über den Rücken, er springt auf, da fällt sein Tisch um, Jesus hat ihn umgestoßen, da ein zweiter, dritter, klirrend rollen Geldstücke über den Marmor. Ein wildes Durcheinander von schreienden Menschen, stürzen-

der Tische und Stühle. — Die Krämer liefen die Treppe hinunter. — Jochanaan aber sah Jesus in, wie liegendem Zorn und zuckenden Lippen. Schon sind die Jünger zur Seite gewichen — o haben sie den Meister noch nie gesehen — Schrecken auf allen Gesichtern, zerrissene Wut bei den Priestern. Einen Augenblick herrscht da über seltsame Stille. Niemand wagt sich zu rühren. Jesus wirft den Strick zur Erde: „Weg mit euch“, ruft er mit lauter Stimme, „es steht geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus heißen für alle Völker; ihr aber habt es gemacht zu einer Räuberhöhle! Siehe, ich sehe es wohl, spricht der Herr ...“ Dann wandte er sich ab und ging mit raschen Schritten zur Treppe, ihm nach seine Freunde. Hinter ihm drein schimpften die Händler, und manche drohende Faust wurde gegen ihn erhoben.

Schweigend schlug Jesus den Weg zum Osttor ein, wo die Straße zum Oelberg hinausführt. So also sah es hier aus im Heiligtum des Volkes. Der Tempel eine Krämerbude. Wahrhaftig, die Religion der Leute, die da um Tauben feilschten, das war eine Religion ohne Ernst und ohne Innerlichkeit. Wie konnten die beten, wenn sie solche Zustände duldeten?

Als sie nach einigen Stunden zur Herberge zurückkehrten, kam ihnen der Wirt Seraja mit verlegenem Lächeln entgegen, grüßte sie höflich, räusperte sich mehrmals und fing dann an: es täte ihm sehr leid, aber er könnte leider nicht anders, er müßte auch an sein Geschäft denken, sie würden das ja verstehen, daß er gewisse Rücksichten nehmen müsse — „Nicht wahr“, lächelte Jesus, „aus diesen Rücksichten kannst du uns nicht weiter beherbergen? Du könntest in schlechten Ruf kommen, ich verstehe.“ „So ists“, antwortete Seraja, „du weißt, wie die Leute sind. Es war auch wirklich sehr unvorsichtig heute morgen, die Priester waren wütend.“ „Nun gut“, sagte Jesus, „wir gehen, es wird sich wohl noch anderwärts ein Lager für uns finden.“

Noch einmal wanderten sie zum Tor hinaus nach Bethanien. Jesus kannte dort ja den Herbergsbesitzer, der ihm auch den Esel überlassen hatte. Der würde ihn wohl aufnehmen. Da fand er denn auch für sich und die Freunde ein Unterkommen. —

Daß sich die Einzugsgeschichte — aus mehr als einem Grunde eine schwierige Geschichte — auch anders erzählen läßt, haben wir oben angedeutet (vgl. S. 193). Nicht unmöglich wäre es auch, den

Einzug ganz mit den Augen des Judas zu sehen, vielleicht gelänge es dann noch besser, die Bedeutung des Vorgangs für das „Messiasproblem" herauszuarbeiten. — In der „Tempelreinigung" haben wir die Bemerkung Mark. 11 11 „und der Herr ging ein zu Jerusalem und in den Tempel, und er besah alles" nicht benutzt. Sie läßt sich aber sehr gut verwerten: der abendliche Besuch Jesu im (fast leeren) Tempel gibt dann die beste Gelegenheit, die Schilderung seiner Stimmung (Erinnerungen!) mit einer Beschreibung der Oertlichkeit zu verbinden. Die Figur des Opfernden wird dadurch nicht ganz unnötig; der Krämerbetrieb kann nicht erst ausführlich beschrieben werden, wenn Jesus ihn sieht, dann würde zwischen den Moment des Sehens und das Losbrechen seines Zorns eine allzu breite Erzählung sich einschieben, und der Eindruck der unmittelbar aufflammenden Leidenschaft würde abgeschwächt. Der Hörer muß die Situation mit Jesus sofort überschauen und mit ihm erschrecken und sich entrüsten. Um das zu erreichen, wird der Erzähler das Treiben vorher schildern, ohne dabei die Kritik schon anzudeuten. —

Die Ostergeschichte.

(Erzählt, bezw. gelesen ist die Kreuzigung und die Grablegung, in der Hauptsache nach Mk. 15.)

Am Abend vor der Verurteilung Jesu, als der Meister in Gethsemane gefesselt wurde, waren die Jünger nach allen Richtungen entflohen. Allein, zu Zweien oder auch zu Dreien hatten sie sich versteckt in der Umgebung der Stadt, von Todesfurcht ganz verwirrt, nur durch die Angst um das Schicksal Jesu noch bei Jerusalem festgehalten. Am nächsten Morgen wagten sie sich in abgelegenen Dörfern auf die Landstraße hinaus, oder sogar in die Herberge, und suchten von durchreisenden Fremden etwas über die Vorgänge in Jerusalem zu erfahren. Gegen Mittag kamen die ersten furchtbaren Nachrichten: Habt ihr schon gehört, der galiläische Prophet ist gestern Abend aufgehoben worden und noch in der Nacht vors Synedrium gekommen. Was werden sie mit ihm machen? Dann kamen andre: der Prophet aus Nazareth ist verurteilt, Pilatus hat ihn zum Kreuz verurteilt! Und wieder andre: Jesus von Nazareth hängt am Kreuz. Die Nachrichten schlugen sich den Jüngern wie mit Krallen ins Herz. Vorbei, vorbei, ihr Meister getötet, ihre Hoffnung zerbrochen und ihr eigenes Leben wahrscheinlich auch bedroht. Sie lauschten, ob die Leute nicht auch schon von den Anhängern des Verurteilten sprächen, und in ihrer Angst erlauschten sie aus jedem Gespräch An-

deutungen von Verfolgung und Gefahr. Fort, fort von hier! Das Grauen schüttelte sie, wenn sie an Jerusalem dachten, ihre Füße konnten sie nicht eilig genug von dannen tragen. So ging es am ersten Tag; auf verschiedenen Wegen wandten sie sich der Heimat wieder zu, in verschiedenen Herbergen suchten sie in später Stunde Nachtquartier. Aber als sie am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang wieder aufbrachen, da fühlten sie sich todesmatt. Die Aufregung, die Angst und das Entsetzen dieses letzten Tages, die Anstrengung von gestern hatten ihre Glieder zerschlagen. Sie kamen langsam vorwärts. Hier und dort, wo zwei Wege ineinander liefen, fanden sie sich wieder zu größeren Gruppen zusammen. Dann blieben sie stehen, sprachen nicht viel und fühlten nur stärker, schneidender den gemeinsamen Schmerz.

Je langsamer sie vorwärts kamen, desto schwerer hängten sich traurige Gedanken an ihre Füße. Wie waren sie ausgezogen aus Galiläa, und wie kamen sie heim! Ach, sie mußten noch weiter zurückdenken: welch ein Frühlingssturm war damals durch ihre Seelen gegangen, als sie in frohem Kraftgefühl ihr Leben herumwarfen und sich entschlossen, seine Nachfolger zu werden. War es denn alles Irrtum und Sünde? Hätten sie bei ihrem Handwerk bleiben und sich stille von ihrer Hände Arbeit ernähren sollen? War es die Weisheit eines Narren gewesen oder gar Verführung eines Verbrechers, was sie überwältigt hatte? Nein, und tausendmal nein! Er war gut, er war rein — wie hatte er sie innerlich umgewandelt, seit sie ihn kannten, wie hatten sie durch ihn erfahren dürfen, was Güte und Reinheit ist! Aber Gott hielt es wohl noch nicht an der Zeit, seine Herrschaft aufzurichten, und darum hatte Jesus sterben müssen. Seine Botschaft hatte sich nicht erfüllt, und er, den sie im Triumph nach Jerusalem geleitet hatten, er war nicht der Messias.

Am fünften Tage kamen sie in die Heimat, sie wurden im ersten Augenblick von Freunden und Nachbarn nicht erkannt. Sie gingen gebückt wie unter einer Last, und ihre bleichen Gesichter waren von Schrecken und Gram verzerrt. Doch die Liebe von Frauen und Kindern und von treuen Freunden half ihnen, da gingen sie langsam wieder an ihre alte Arbeit. Aber sie waren kaum mit halbem Herzen dabei, besonders die Fischer unter ihnen. Es war furchtbar für sie, wieder am See zu arbeiten; das blaue Wasser mit seinen Booten, der Nachen des Petrus, die Haufen von Schiffstauen

am Ufer, auf denen er so oft geruht, die Kiesel, über die seine Füße gegangen, sie alle erzählten ja von ihm! So wurde den Jüngern die Arbeit zur trostlosen Mühsal, und es kam ganz von selbst, ohne Verabredung, daß sie sich in den Abendstunden, in denen sie ihm so oft gelauscht, im Hause des Petrus zusammenfanden. Eine kleine, schweigsame Gemeinschaft. Die Frau des Petrus deckte ihnen den Tisch mit Brot und gebratenen Fischen und frischem Wasser, Petrus brach das Brot; wenn sie sprachen, sprachen sie nur von ihm. Petrus war doch am härtesten getroffen von allen. Er vermochte noch garnicht an irgend etwas andres zu denken, er war wie zerbrochen. Zum Leid kam bei ihm das Gefühl der Schuld. So zog es seine Gedanken mit immer neuen Fragen und Vorwürfen zu dem Kreuz, an dem der Meister hing.

Sie waren wieder einmal am Abend beisammen, nicht lange nach seinem Tode. Der Tag war heiß, die Arbeit ermattend gewesen, nun sank die Frühsommersonne und erfüllte das schlichte Zimmer mit ihrem scheidenden rotgoldenen Licht. Die Jünger sahen stumm vor sich nieder, Petrus schaute mit leeren Augen und ohne Gedanken in den Abendglanz hinein. Da plötzlich stieß er einen leisen Schrei aus; die andern blickten auf: seine Augen waren weit aufgerissen, er war halb aufgesprungen und über den Tisch gebeugt, seine Finger umklammerten den gegenüberliegenden Rand des Tisches, er bebte. Erschrocken folgten die andern der Richtung seiner Augen, sie konnten nichts sehen, sie waren geblendet. Da kam es wie ein jubelndes Aufschluchzen von den Lippen des Petrus: „Meister!" Sie drängten sich um ihn: wars möglich? was, wen hatte er gesehen? Wahrlich, da erblickten sie im flutenden Himmelslicht Jesu verklärte Gestalt, und „Meister, Meister!" stammelten sie. Wenige Augenblicke darauf war das Licht erloschen, graue Dämmerung hüllte den Himmel ein.

Aber sie hatten ihren Herrn gesehen, sie alle, er war zu ihnen gekommen, er lebte, er war nicht tot. Gott hatte ihn auferweckt aus dem Schlaf, darin die Toten ruhen, bis die Gottesherrschaft kommt. Warum hat Gott ihn erweckt? Er ist d o c h der Messias, er war kein Verbrecher, kein Irrlehrer, kein Träumer, er ist Gottes Sohn, der König der Herrlichkeit. „Sahst du den Glanz seines Kleides?" „Sahst du das Licht, das von seinem Antlitz ausging?" „Er grüßte uns, er blickte Petrus an." „Ob er uns etwas zu sagen hatte?" „Er lebt,

er lebt, es ist alles nicht umsonst." „Es war Sinn in unserm Leben und in der Seligkeit, die uns erfüllte." „Er lebt – ist er der erste der Auferstandenen? Oeffnen sich nun die Gräber, kommt nun die Gottesherrschaft?" „Sahst du nicht die Messiasherrlichkeit, die ihn umfloß? Ja, die Toten stehen auf, die Gottesherrschaft kommt."

Sie blieben beisammen bis in die tiefe Nacht, zuerst in seliger fassungsloser Freude, dann zu stillerer Besprechung. Wenn das Gottesreich kommt, offenbart es sich in Jerusalem, dort ergreift der Messias die Herrschaft über die Welt. Also auf nach Jerusalem, schnell und heimlich. Aber nicht die Elfe allein, sondern Frauen und Kinder und Freunde mit ihnen, alle Getreuen des Meisters mußten versammelt sein, wenn er kam im himmlischen Licht.

Am nächsten Morgen schon machten sie sich auf. Es war ein stiller, heimlicher Zug, niemandem sagten sie, wohin es ging und was sie suchten, und in der Hauptstadt dann hielten sie sich leise und verborgen und warteten in treuer Gemeinschaft des herrlichen, des langersehnten Tages.

Daß die Jünger Jesu ihren Meister nach seinem Tode gesehen haben, unterliegt keinem Zweifel; über die Personen der Schauenden und ihre Zahl sind wir notdürftig unterrichtet durch eine kurze Notiz des Paulus im 1. Korintherbrief (Kap. 15). Um die tatsächlich geschehenen Visionen, die auf die Erlebenden natürlich den Eindruck des durchaus Wunderbaren machten, hat sich dann, wie nicht anders zu erwarten ist, ein Kranz von Legenden gesponnen. Das wirklich Geschehene wird gesteigert, ausgemalt, versinnlicht, aber unter starker Uebermalung bleiben doch noch ursprüngliche Erinnerungen erkennbar. Solcher Legenden haben unsre Evangelien eine kleine Anzahl aufbewahrt, aus ihnen schöpften wir vorsichtig den Stoff für unsre Erzählung. Dabei ist uns das in dieser Sammlung erschienene Buch von A. Meyer: „Die Auferstehung Christi" recht zu Hilfe gekommen. – Es ist nicht die erste Vision, die wir erzählt haben, die erste wurde nach dem Zeugnis des Paulus von Petrus allein erlebt. Da aber in keiner der besseren Quellen eine Vision des Petrus allein auch nur andeutend geschildert ist, so wagten wir nicht eine solche zu rekonstruieren. Auch kam es uns darauf an, das Erlebnis der gesamten Jüngerschaft zu schildern, auf das hin doch sicher erst der Beschluß der Rückkehr nach Jerusalem erfolgt ist. Diese zweite Vision ist nun in den Evangelien noch so deutlich erkennbar, daß die Kinder sie da hineinlesen und sie mit der Osterstimmung der Kirche völlig verschmelzen werden. Ueber die Behandlung der evangelischen Osterlegenden im Unterricht ist am Schluß von Teil III ausführlich gesprochen worden.

Schlußwort.

In Scharelmanns „herzhaftem Unterricht" ist ein kleines Kapitel überschrieben „Täglich drei Seiten". Täglich drei Seiten Produktion forderte der Verfasser von sich selbst, ob gerade die Lust des Schaffens ihn überkam oder ob er sich leer und öde fühlte. Dem berufsmäßigen Schriftsteller, dem Gelehrten erscheint das sehr wenig: täglich drei Seiten, es ist aber für einen Volksschullehrer in einer großen Stadt eher recht viel. Und doch auch nicht zu viel, mit einiger Energie wird jeder Lehrer soviel leisten können. Aber diese drei Seiten schriftlicher Präparation müssen natürlich im Zusammenhang geschrieben sein und können daher immer nur einem Fache zugute kommen. Heute wird Naturkunde schriftlich vorbereitet, morgen Religion, übermorgen Geschichte, kommt da nicht für das einzelne Fach allzuwenig heraus? Wie ist es da möglich, daß der Lehrer von einer Religionsstunde zur andern so breit ausgeführte Erzählungen entwirft? Allerdings, wenn das vom Lehrer verlangt würde, es wäre eine ungeheure Belastung, die wohl nur wenige zu tragen vermöchten. So ist dies Buch auch nicht gemeint.

Sondern der Lehrer, dem unsere Wünsche einleuchten, wird etwa versuchen, alle drei Wochen eine biblische Geschichte schriftlich neu zu gestalten und wird so ganz allmählich eine Sammlung solcher Geschichten gewinnen. Die dazwischenliegenden aber erzählt er zunächst inhaltlich nach dem Bibeltext, in der Form dem kindlichen Verständnis und Empfinden angepaßt; das geht ohne schriftliche Präparation. So zieht sich die Arbeit durch Jahre hin. Denn was geschrieben ist, ist ja natürlich auch noch nicht fixiert, es wird abgeändert

und neu gestaltet, von andern Gesichtspunkten, von andern Helden aus erzählt — Mannigfaltigkeit ohne Ende. Sollte es Lehrer geben, die sich davor fürchten? Aber Freude am Schaffen ist doch sicher die natürlichste Empfindung für jeden Erzieher der Jugend.

Darum: nur getrost anfangen! Aber ist es nicht sehr hinderlich, daß die Kinder die Geschichten schon kennen, schon längst vielleicht im Bibeltext auswendig wissen? Wir haben das beide erlebt: in Hamburg erprobten wir unsre Methode zuerst an zehn- und zwölfjährigen Kindern, hier in Seelscheid an Katechumenen und Konfirmanden. Erstaunt waren sie allerdings, was waren das für feine Geschichten! Aber bald erkannten sie die alten Geschichten in diesen neuen, grüßten sie vertraut und gewannen sie nun erst so recht lieb.

In den allermeisten Fällen wird ja wenigstens der Pfarrer, der unsre Methode billigt, auch künftig Schüler bekommen, die nicht in dieser Methode unterrichtet worden sind. Dann kann er durch seinen Konfirmandenunterricht eine um so wirksamere Ergänzung der Schule bieten. Eine lebendige Darstellung des Lebens Jesu, durch das auch auf alle ernsten und schweren Fragen unseres Lebens Licht fällt, ist doch zweifellos wertvoller als die Behandlung von Glaubenssätzen, Sittengeboten und Unterscheidungslehren. Eigentlich sollte ja der Konfirmandenunterricht die Schule in anderer Weise ergänzen. Wenn die Schüler recht vorbereitet einträten, könnte hier das Leben Jesu wiederholend unter Gesichtspunkten besprochen werden (Sendung Jesu, seine Lehre, der Heiland, Konflikte ꝛc.); ein Charakterbild Jesu ließe sich zeichnen, seine Bedeutung innerhalb der Geschichte träte hervor, das Urchristentum könnte anschaulich geschildert werden. Aber auf all das wird der Pfarrer vorläufig besser verzichten, um zunächst nur einmal das Leben Jesu selbst seinen Konfirmanden erzählend darzustellen. Damit ist bei einjährigem Konfirmandenunterricht die Zeit nahezu ausgefüllt, und jedenfalls war sie dann nicht fruchtlos angewendet.

Endlich wenden wir uns noch einmal an die Eltern. Der übliche Religionsunterricht entspricht gewiß selten ihrem Ideal, aber ist es recht, dann nur zu tadeln und zu schelten? Wäre es nicht besser, helfende Hand anzulegen? Wir erwähnten schon, daß die Kinder es nicht übel empfinden, wenn eine wohlbekannte, zum Ueberdruß eingeprägte Geschichte in neuem Zusammenhang und neuer Gestaltung ihnen wieder begegnet. Sie lernen vielmehr das Alte im Neuen liebgewinnen. Und das sollten sich doch die Eltern, Väter und besonders Mütter zu nutze machen. Nicht gerade indem sie die Geschichten noch einmal erzählen, sondern indem sie sie ausführend besprechen Das Kind kommt nach Haus und berichtet, „Heut haben wir das ‚Haderwasser' durchgenommen, die Geschichten von der Wüste sind doch auch alle zu langweilig!" „Das habe ich doch nie finden können", antwortet die Mutter, „das ist doch nicht langweilig, wie sie da durch die Wüste ziehen, von wilden Tieren bedroht, von den Oasen durch feindliche Räuberstämme verscheucht und immer in sengender Sonnenglut. Und dann wird so ein kleines Kind krank, und sie haben kein Wasser, und die Eltern ängstigen sich zu Tode. . . ." Ob nicht das Kind nachher, wenn es seine zu langweilige Geschichte im Religionsbuch nachliest, Farben und Bewegung, leidenschaftlich erregtes Leben sieht? Es ist eine recht schwere Aufgabe, die wir da den Eltern stellen, denn ihnen sind die Stoffe natürlich nicht halb so vertraut wie dem Lehrer. Aber sollte sich um der Kinder willen nicht Zeit zur Lektüre der Bibel und der sonst für den Zweck ergiebigen populär-wissenschaftlichen Literatur gewinnen lassen?

Das Ideal wäre es ja erst, wenn Eltern und Lehrer in fruchtbarem Austausch zusammen arbeiteten auch an der religiösen Erziehung der Kinder. Dann können neue Gedanken, von welcher Seite sie kommen mögen, diskutiert, nachgeprüft, angenommen oder verworfen werden. Zwischen Schule und Haus klafft nicht mehr der Riß, der das Leben und Bewußt-

ſein des Kindes in zwei Hälften teilt, es wird hier nicht mehr unterdrückt, was dort empfangen wurde, hier nicht mehr verſpottet und geſcholten, was dort gelernt wurde.

Um ſolchen fruchtbaren Austauſch womöglich aller an der Jugenderziehung unmittelbar Beteiligter zu erzielen, ſollte doch jeder Ort, jede Schule ihre Elternabende mit Vorträgen und Diskuſſionen einrichten. Wir haben ſie in Hamburg kennen gelernt und viel dadurch gewonnen, und wir haben erfahren, daß die Diskuſſion ſo recht lebendig, die Teilnahme ganz allgemein und ganz innerlich bei Freund und Feind dann erſt wurde, wenn der Religionsunterricht das Thema bildete. Denn zum Glück iſt Religion noch immer eine Kraft, die auf allen Seiten die Herzen am mächtigſten erregt.

Plan

zu einer Leben-Jesu-Erzählung.

1. Jesus erfährt in Nazareth von dem Auftreten und der messianischen Predigt des Johannes (Mk. 1 4—8). Er verläßt Nazareth und geht zum Jordan.
2. Wanderung zur Jordansau. Jesus hört die Predigt des Johannes (Mt. 3 7—12) und sieht eine Taufe. — Gespräch eines getauften Soldaten mit Johannes (Luk. 3 14). Gespräch eines Zöllners (Luk. 3 12. 13) mit Jesus.
3. Jesus läßt sich taufen und erlebt seine Berufung. (Mk. 1 9—11) geht in die Einsamkeit (1 12. 13).
4. Am See Genethsareth. Jesus findet einige Fischer, die er als Johannesjünger kennt (vgl. Joh. 1 40. 41) erfährt von ihnen die Gefangennahme des Täufers (Mk. 1 14) ruft sie zur Nachfolge auf (1 16—20).
5. In Kapernaum[1]). Sabbat. Gottesdienst in der Synagoge. Predigt eines Schriftgelehrten über das Gesetz. Jesus predigt (Mk. 1 15. Mt. 5 6. 8. 13 16. 17. 7 7—11. 18 12. 13). Eindruck der Predigt (Mk. 1 22). — Ein Geisteskranker bedroht Jesus, wird geheilt (Mk. 1 23—27). Im Hause Simons: Heilung der Schwiegermutter (1 29—31). Krankenheilungen am Abend vor dem Hause (1 32—34). — Versuchung (Mt. 4 1—4 als Traum), Jesus betet im Walde. Verläßt Kapernaum (Mk. 1 35—38).
6. Am Seeufer. Predigt in den Fischerdörfern. Bartholomäus. Der Schatz im Acker.
7. In Bethsaida. Bußpredigt. Gleichnis vom Feigenbaum (Luk. 13 6—9). — Selbstgerechte Zustimmung der Pharisäer. Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner (Luk. 18 9—14).
8. In Magdala. Heilung am Sabbath (Mk. 3 1—5). — Die Ehebrecherin (Joh. 8 3—11)[2]).
9. Jüngerbelehrung auf dem Wege (Mt. 7 1—5). — Wander-

[1]) Die Ordnung des Lukas, der Jesus zuerst in seiner Vaterstadt Nazareth auftreten läßt, hat auch manches für sich, doch scheint uns dieser Mißerfolg weniger geeignet als erste Geschichte, auch wegen Mk. 6 5. 6.

[2]) Nach dem Text spielt der Vorgang im Tempel, die Geschichte kann also auch viel später angesetzt werden.

ungen. Zweifel am Erfolg der Wanderpredigt. Die selbstwachsende Saat (Mk. 4 26—29).

10. In Tiberias. Beobachtung der Sorge um Nahrung und Kleidung (Markttreiben der Stadt). Das Evangelium der Sorglosigkeit (Mt. 6 25—34). Einwand: vom Wert des Geldes. Antwort: Gleichnis vom reichen Kornbauern (Luk. 12 13—21 — Mt. 6 19—21. 24). — Berufung des Levi (Mk. 2 14).
11. In Nazareth[1]). Vergebliche Heilungsversuche. Predigt in der Synagoge (Mt. 5 17—48). Wirkung. Aus N. vertrieben (Mk. 6 1—6).
12. Wieder in Kapernaum. Der Gichtbrüchige (Mk. 2 1—12). — Simon und sein Nachbar: wie oft muß man vergeben? Gleichnis vom Schalksknecht.
13. In Chorazin. Fastenfrage (Mk. 2 18—20). Gespräch mit den Jüngern: Altes und Neues (Mk. 3 21. 22). Lehre uns beten (Luk. 11 1—4). Vom Beten (Mt. 6 5—8. Luk. 11 5—8). Heilung eines Besessenen. Beelzebub-Anklage (Mk. 3 22—29).
14. Wirkung der Gerüchte über Jesus im Elternhaus. Der Bruch mit der Familie (Mk. 3 21. 31—35).
15. Ueberfahrt über den See. Der Sturm (Mt. 8 23—26).
16. Wanderung nach Phönizien. Die syrophönizische Frau (Mk. 7 24—30).
17. Wieder in Kapernaum. Die große Sünderin. Der verlorene Sohn. Pharisäergastmahl (Luk. 7 und 15).
18. In Bethsaida. Schuld und Schicksal (Luk. 13 1—5). — Frage nach dem höchsten Gebot. Samaritergleichnis (Luk. 10 25—37).
19. Erfolge. Gleichnis vom Senfkorn.
20. Auf dem Berge am See. Apostelwahl und Aussendung (nach Mt. 10). Gleichnis vom Säemann (Mk. 4 3—8).
21. Bethsaida. Blindenheilung (Mk. 8 22—26).
22. Maria und Martha (Luk. 10 38—42).
23. Wundersucht. Vom Jonaszeichen (Mt. 12 38. 39. 41—42).
24. Kapernaum. Rückkehr der Jünger. Jubelruf (Mt. 11 25—30).
25. Magdala. Aehrenraufen der Jünger am Sabbath (Mk. 2 23—28). Im Hause eines Zöllners (Mk. 2 16. 17). Der „Fresser und Sündergeselle" (Mt. 11. 19).
26. Spielende Kinder (Mt. 11 16—19).
27. Gleichnis vom Abendmahl (Luk. 14 16—24). Aufbruch nach Norden.
28. Wanderung. — Gleichnis von den anvertrauten Pfunden (Mt. 25 14—30).
29. Beschränkung auf den Jüngerkreis: Gleichnis vom Sauerteig (Mt. 13 33).
30. Cäsarea Philippi. Petrusbekenntnis. — Vom Leiden (Mk. 8 27—38).

---

[1]) Siehe Anm. 1 S. 355.

31. Aufbruch nach Jeruſalem. Vom Entſchluß zur Nachfolge (Luk. 14 27—33).
32. Samariterherberge (Luk. 9 51—56).
33. Wanderung nach Jeruſalem. Der reiche Jüngling. (Mk. 10 17—30).
34. Rangſtreit der Jünger (Mk. 9 33—35). — Arbeiter im Weinberg (Mt. 20 1—16).
35. Jeſus ſegnet die Kinder (Mk. 10 13—16).
36. Die Zebedäusſöhne (Mk. 10 35—45).
37. In Jericho. Zachäus (Luk. 19 1—10).
38. Einzug in Jeruſalem (Luk. 19 29—44).
39. Abend in Jeruſalem. — Tempelreinigung (Mk. 11 15—17).
40. Frage der Hierarchen nach der Vollmacht (11 27—33).
41. Im Tempel. Scherflein der Witwe (Mk. 12 41—44). Sadduzäerfrage (12 18—27).
42. Im hohen Rat. Beratung.
43. Zinsgroſchenfrage (Mk. 12 13—17). — Judas [1]).
44. Im hohen Rat (Mk. 14 1. 2). Anerbieten des Judas (14 10—11).
45. In Bethphage. Vorbereitung des Paſſahmahls. Wanderung zum Oelberg. — Zeichen des Feigenbaums (Mk. 13 28—37). Vergängliche Herrlichkeit des Tempels (13 1—2), Leidensverkündigung. — Von den Weingärtnern (Mk. 12 1—11).
46. Das Paſſahmahl in Jeruſalem. Vorherſage der Verleugnung. Das Brudermahl (Mk. 14 26—31. 22—25). Aufbruch zum Oelberg Gethſemane (14 32).
47. — Die Paſſion nach Markus mit Verwendung von Luk. 23 4—16. 26—34 — 39—43. 46. Joh. 18 33—38. —
48. Erſcheinung des Auferſtandenen im Hauſe des Petrus. (Erſcheinung im Jüngerkreis).
49. Rückkehr nach Jeruſalem. — Grablegenden.
50. Der Pfingſttag. (Apoſtg. 2).

[1]) Ueber die Behandlung der Geſchichte des Judas vgl. das auf S. 192 f. Geſagte.

Hilfsliteratur.

Otto Ernst, Aßmus Sempers Jugendland.
Ernst von Wildenbruch, Kindertränen. — Neid.
George Elliot, Die Mühle am Floß. 1. Band.
Selma Lagerlöf, Christuslegenden.
H. Scharrelmann, Herzhafter Unterricht. — Der Weg zur Kraft.
H. Vollmer in: Monatsschrift f. d. kirchl. Praxis. (Herausg. v. O. Baumgarten.) 1901. Heft 1.
Gustav Frenssen, Dorfpredigten. Besonders Band I. Seite 32, 47, 66, 130, 139. II. Seite 48, 69, 120, 145. III. Seite 11, 47, 69, 103, 127.
Fr. W. Foerster, Jugendlehre.
H. Weinel, Die Gleichnisse Jesu.
R. Kessel, Die Gleichnisse Jesu (für die Schulpraxis).
Fr. Naumann, Gotteshilfe.
J. Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte.
B. Stade, Geschichte des Volkes Israel.
C. Budde, Die Religion Israels bis zur Verbannung. — Das prophetische Schrifttum (Rlggsch. Vb.).
A. Auffarth, Die religiöse Frage und die Schule. Heft II.
H. Gunkel, Genesis-Kommentar. — Elias (Rlggsch. Vb.).
C. H. Cornill, Der israelitische Prophetismus.
K. Meinhold, Jesaias und seine Zeit.
G. Hollmann, Welche Religion hatten die Juden als Jesus auftrat? (Rlggsch. Vb.).
P. W. Schmidt, Die Geschichte Jesu.
R. Otto, Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung.
W. Bousset, Jesus (Rlggsch. Vb.).
P. Rosegger, I.N.R.I., Frohe Botschaft eines armen Sünders.
W. Classen, Biblische Geschichten nach den neueren Forschungen für Lehrer und Eltern. I. Leben Jesu.
W. Heß, Jesus von Nazareth (im Wortlaute eines kritisch bearbeiteten Einheitsevangeliums dargestellt).
L. Schneller, Kennst du das Land?

Regiſter.

(Beiſpielerzählungen ſind durch Sperrdruck, ausführlich beſprochene Geſchichten durch gewöhnlichen, kurz erwähnte durch kleinen Druck bezeichnet).

Chriſtkinderzählungen 13–26. 35.
Schöpfungsgeſchichte 104–112.
Paradies und Sündenfall 186.
Kain und Abel 248—255. 177.
Abraham und Lot 176.
Abraham errettet Lot 157–162.
Iſaaks Opferung 255–265. 171. 190.
Jakob und Eſau 265—272.
Jakobs Gotteskampf 202.
Joſephgeſchichte 97. 171. 207.
Joſephs Verſuchung 178.
Moſes 216. 171.
Die 10 Plagen 197. 202.
Der Auszug 217.
Wüſtenwanderung 272–282. 218.
Gideon 218.
Simſon 202.
Eli und ſeine Söhne 171.
Die Königszeit 218.
Elias 197. 202.
Prophetengeſchichte 219.
Amos Berufung 222.
Amos in Bethel 282–289.
Jeſaias und Ahas 224.
Jeremias 222. 226.
Das Exil 289–296. 226.

Haggai 296–303.
Weihnachtsgeſchichte 71–77.
Kindheitslegenden 29. 38.
Die Taufe Jeſu 304–311.
Predigt in der Synagoge 311–317.
Der Schatz im Acker 136–145. 132. 173.
Phariſäer und Zöllner 175.
Die Ehebrecherin 153–155.
Berufung des Levi 93.
Der Gichtbrüchige 182.
Jairi Tochter 199.
Vom Vergeben 317–121. 175.
Beelzebubanklage 117–121.
Bruch mit der Familie 171. 237. 345.
Große Sünderin 322–333.
Verlorener Sohn 326–329. 174.
Barmherziger Samariter 175.
Seeſturm 83. 98. 182.
Anvertraute Pfünde 175.
Arbeiter im Weinberg 171.
Caeſarea Philippi 333–337.
Vor dem Aufbruch nach Jeruſalem 337–338.
Kinderſegnung 338–340.
Zachäus 171. 332.
Einzug in Jeruſalem 340–343. 115. 193.
Tempelreinigung 343–347. 180. 193.
Verfluchung des Feigenbaums 198. 200.
Zinsgroſchenfrage 198.
Judas Verrat 192.
Die Leidensgeſchichte 190. 244.
Oſtergeſchichte 347–350. 200.

3 2044 069 559 193